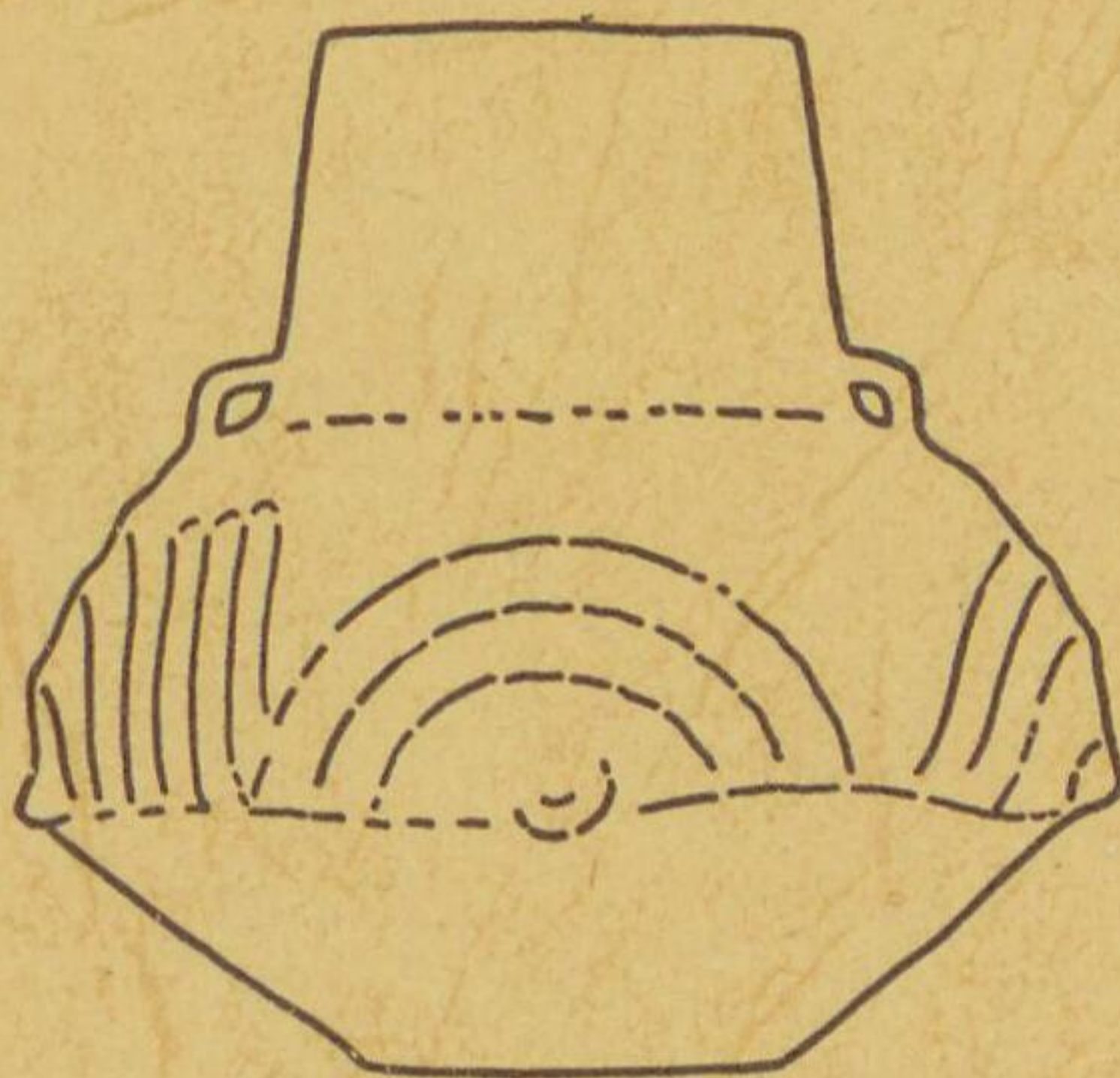


ARBEITS- UND FORSCHUNGSBERICHTE
ZUR
SÄCHSISCHEN BODENDENKMALSPFLEGE

Herausgegeben
vom Landesmuseum für Vorgeschichte
Dresden



VEREINIGUNG VOLKSEIGENER VERLAGE
DRESDNER VERLAG · DRESDEN

Meinen lieben Eltern
in Dankbarkeit

Zum 13. Mai 1957

ARBEITS- UND FORSCHUNGSBERICHTE
ZUR
SÄCHSISCHEN BODENDENKMALSPFLEGE

vom 9. Mai 1945 bis 30. April 1950

Im Auftrage
des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden
herausgegeben
von Dr. Werner Coblenz



VEREINIGUNG VOLKSEIGENER VERLAGE
DRESDNER VERLAG · DRESDEN

Veröffentlicht im Frühjahr 1951 unter der Lizenz-Nr. 170/245/43/50.
Satz, Druck und Einband: Landesdruckerei Sachsen, Dresden A 1

VORWORT

Vor fünf Jahren, am 13. Februar 1945, war durch den Terrorangriff auf Dresden und die Zerstörung des Zwingers auch unser Landesmuseum für Vorgeschichte und die Dienststelle des damaligen Landespflegers für Bodenaltertümer (nachmals Landesamt für Vorgeschichte) vollkommen vernichtet worden. Aus den Resten und Trümmern wurde der neue Weg gefunden, der anfangs infolge der allgemeinen Not nur langsam vorwärts führte, dann aber durch die gefestigte Hoffnung und weitgehende staatliche Unterstützung — besonders verstärkt seit dem Beginn des Vorjahres — einen ungeahnten Auftrieb erfuhr. Wenn uns auch in der Vielfalt der großen Aufgaben keine „wissenschaftliche Muße“ bleibt, so soll immerhin unsere Arbeit wieder in Berichtsform erscheinen. Die Veröffentlichungen können und sollen nicht nur der Fachwelt durch die Herausstellung und Bearbeitung neuerer Probleme etwas sagen, sondern sie müssen jetzt wenigstens am Anfang im Sinne einer größeren Breitenarbeit verstärkt weitere Teile der Bevölkerung für unsere Arbeit und unsere Ziele interessieren, um sie so an der Erkenntnis des Fortschritts seit Beginn aller Kulturentwicklung teilhaben zu lassen. Von dieser etwas breiteren Grundlage aus wird dann in den folgenden Jahren eine zunehmende Spezialisierung möglich sein. Die oben angeführten Erwägungen forderten auf besonderen Wunsch die Aufnahme eines allgemein gehaltenen Einführungsvortrages und die etwas erweiterte Form der Bekanntgabe der Brohnaer Grabung im Rahmen unserer Veröffentlichung. Sonst ist mit unserem Buch zunächst einmal die reine Berichterstattung und die Bekanntgabe wichtiger Neufunde angestrebt worden. Es wird in Zukunft die Stellung Sachsens als Mittlerin im deutschen Raum zu Polen und der Tschechoslowakei herauszuarbeiten sein, wie ja der Elbweg als Verbindungslinie zu Böhmen von unserem Amt bereits an anderer Stelle zum Ausgangspunkt einer Untersuchung gemacht wurde¹⁾.

Als Vermittlerin des Wissens über die vorgeschichtliche Entwicklung Sachsens führen wir in mancher Beziehung die beiden Reihen „Mitteilungen aus dem Staatlichen Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte“ und „Sachsens Vorzeit“ fort. Geplant und in Vorbereitung sind Veröffentlichungen wichtiger Neufunde als Kataloge.

Hoffen wir, daß es uns gelingt, unserer Arbeit immer neue Freunde zuzuführen und durch unsere Beiträge an der Erforschung der ungeschriebenen Menschheitsgeschichte teilzuhaben. Die Entwicklung der Werkzeuge, der Wirtschaft und der Gesellschaft werden dann immer klarer herausgestellt werden können.

Dresden, April 1950.

W. Coblentz

Nachtrag: Seit November 1950 ist das vormalige Landesamt für Vorgeschichte dem Landesamt für Volkskunde und Denkmalspflege als Inspektionsbereich Bodenaltertümer angegliedert worden.

¹⁾ Prähistorische Zeitschrift XXXIV/XXXV, 1949/50, S. 62 ff.

ABBILDUNGEN:

Archiv des Landesamtes für Vorgeschichte, Dresden: Tafel 27—31.

Gerhard Brose: Sachsendorf, Abb. 6—8.

Werner Coblenz: Tafel 1—4, 10—16, 19—22, 23 unten links.

Hermann Großmann: Tafel 5—9, 23 oben, 24—26.

Walther Haupt: Der Brakteatenfund bei Lommatzsch, Abb. 1—5.

Landesmuseum für Vorgeschichte, Halle (Saale): Tafel 17.

Max Löffler: Die Sumpfschanze von Brohna, Abb. 5 und Tafel 23 unten rechts (beide nach Vorlagen von Hertha Möckel), Abb. 4 und 5 nach Zusammenstellungen von Werner Coblenz.

Hertha Möckel: Niederneundorf, Abb. 1; Sachsendorf, Abb. 1 (nach Völkel und Pietzsch); Tafel 23 unten rechts.

Arthur Pietzsch: Gaußig, Abb. 1—5; Steinsägetechnik, Abb. 1—5; Sachsendorf, Abb. 2—5; Die Sumpfschanze von Brohna, Abb. 1 (nach Dipl.-Ing. Schöne), Abb. 2 und 3.

Alle Landkarten und Lagepläne sind nach Norden ausgerichtet.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort. Von Dr. Werner Coblentz	5
Inhaltsverzeichnis	7
Bericht über die Aufbauarbeit des Landesmuseums für Vorgeschichte und die Bodendenkmalspflege im Land Sachsen für die Zeit vom Sommer 1945 bis Ende April 1950. Von Dr. Werner Coblentz	9
Aufgaben des Landesmuseums und des Landesamtes für Vorgeschichte und ihre Verwertbarkeit für die Heimatmuseen und die allgemeine Erziehungsarbeit. Von Dr. Werner Coblentz	16
STEIN- UND BRONZEZEIT (EINSCHLIESSLICH HALLSTATTZEIT):	
Hügelgräber vom Ende der Steinzeit und vom Beginn der Bronzezeit von Gaußig bei Bautzen. Von Dr. Werner Coblentz	23
Steinsägetechnik in der Vorzeit. Von Artur Pietzsch	31
Funde der nordeurasischen Wohnplatzkultur in Daubitz, Kreis Niesky. Von Dr. Werner Coblentz	38
Ein Depotfund der ältesten Bronzezeit von Niederneundorf bei Görlitz. Von Dr. Werner Coblentz	40
Die Hügelgräber von Sachsendorf. Von Dr. Werner Coblentz	46
Zur Zeitstellung der Hallstattkultur. Von Prof. Dr. Friedrich Behn	57
EISENZEIT:	
Drei frühgeschichtliche Pflugscharen aus Mitteldeutschland. Von Dr. Gerhard Mildenerger	61
Die Sumpfschanze von Brohna bei Bautzen. Von Dr. Werner Coblentz	65
ZUR MÜNZGESCHICHTE:	
Oberlausitzer Brakteatenfunde des 12. Jahrhunderts. Von Walther Haupt ...	93
Der Brakteatenfund bei Lommatzsch. Von Walther Haupt	102
Der Brakteatenfund von Puschwitz 1942. Von Walther Haupt	105
Das Münzgefäß von Puschwitz. Von Dr. Werner Coblentz	115
ANHANG:	
Tafeln 1-31	

BERICHT ÜBER DIE AUFBAUARBEIT DES LANDESMUSEUMS FÜR VORGESCHICHTE UND DIE BODENDENKMALSPFLEGE IM LAND SACHSEN FÜR DIE ZEIT VOM SOMMER 1945 BIS ENDE APRIL 1950

Von Werner Coblenz

Der hier zu gebende Bericht wird in seinem Inhalt durch die vollkommen neuen Aufgaben nach der Zerstörung des Dresdner Stadtkernes von den bisher üblichen abweichen. Enthalten die bisherigen Berichte bis 1942¹⁾ alle Einzelheiten, von den Personalveränderungen bis zu den einzelnen Zugängen des Museums, so muß hier erst einmal die allgemeine Linie gegeben werden, da die Aufzählung aller Anschaffungen und Veränderungen zuviel Raum in Anspruch nehmen würde. Die Zugänge des Landesmuseums und auch die sonstigen Neufunde des gesamten Landes müssen vom 1. April 1942 an zusammengefaßt und sollen im nächsten Bericht vorgelegt werden. Eine Prüfung der zwischen 1942 und 1945 gemachten Neufunde war bisher noch nicht in allen Museen möglich; ihr Abschluß muß erst abgewartet werden. Damit erübrigt sich auch eine langwierige Aufzählung aller einzelnen Fundstellenuntersuchungen und kleinerer Grabungen.

Nach den zuletzt gegebenen Berichten war für das Landesmuseum für Vorgeschichte und das Amt des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen für die letzten Kriegsjahre folgendes festzustellen: Die 42 Arbeitsräume und Werkstätten, die bei den Dienststellen im Taschenberg-Palais bewilligt worden waren, mußten für die Dauer des Krieges für militärische Aufgaben freigestellt werden. Die Schausammlung konnte bis in die Zeit der immer drohenden Bombenangriffe geöffnet bleiben. Es muß hier erwähnt werden, daß die vorgeschichtliche Staatssammlung 1874²⁾ durch H. B. Geinitz ins Leben gerufen wurde und damit im Vorjahre auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Sie wurde zunächst dem Königlichen Mineralogischen Museum angegliedert, dem späteren Staatlichen Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte und dann 1938 als Landesmuseum für Vorgeschichte aus dem Verbandsverband dieses Museums gelöst. Nach dem Gründer H. B. Geinitz waren J. V. Deichmüller und G. Bierbaum Leiter des Museums. Ausstellungsraum bildete seit 1892 der Wallpavillon des Zwingers. Die Bestände waren besonders durch eigene Ausgrabungen, weniger durch Sammlungsankäufe und Geschenke, sehr schnell auf ein Vielfaches angewachsen.

Das Amt des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen fußt auf dem Archiv urgeschichtlicher Funde, das 1900 seitens des Ministeriums des Innern als Zentralstelle für die Inventarisierung aller vorgeschichtlichen Funde des Landes Sachsen gegründet worden war, und wurde nach Erlass des sächsischen Gesetzes zum Schutze von Kunst-, Kultur- und Naturdenkmälern³⁾ zu dessen Durchführung notwendig. Das Gesetz selbst, die Ausführungsverordnung und die Anweisung für die Vertrauensmänner für Bodenaltertümer und ihre Stellvertreter bestimmen mit der Fortführung des Archivs urgeschichtlicher Funde, der eigentlichen zentralen Forschungsstelle des Landes, den weiten Aufgabenkreis dieses Instituts. Bis 1939 war es gelungen, die zunächst bekannten vor- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümer in

¹⁾ G. Bierbaum, Tätigkeitsbericht des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen und des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden für die Zeit vom 1. April 1939 bis 31. März 1942, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 18, 1942, S. 212—225.

²⁾ Siehe auch G. Bierbaum, Zur Geschichte der Altertumforschung in Sachsen, Bautzener Geschichtshefte, V, 1927, S. 15—36 (26).

³⁾ G. Bierbaum, Das sächsische Gesetz zum Schutze von Kunst-, Kultur- und Naturdenkmälern (Heimatschutzgesetz) vom 13. Januar 1934, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 9, 1934, S. 211—224.

der Landesdenkmalliste B zu erfassen, unter den Schutz des Gesetzes zu stellen und so vor Zerstörung zu schützen. Laufend wurden und werden neu erkannte Anlagen eingetragen und geschützt.

Alle Arbeiten beider Ämter wurden durch den Krieg gehemmt und schließlich überhaupt unterbrochen, da der vorhanden gewesene Mitarbeiterstab nach und nach einberufen wurde und sogar das weibliche Personal durch Dienstverpflichtungen dezimiert worden war. Dazu kam, daß der Kreis ehrenamtlicher Helfer im ganzen Lande mehr und mehr zusammenschmolz. Auch setzten sich die „kriegswichtigen“ Betriebe zum Teil über die Bestimmungen des Gesetzes in einem Maße hinweg, daß sein Bestand manchmal lediglich papieren anmuten mußte. Die Hauptarbeit bestand jetzt in Sicherungs- und Auslagerungsarbeiten und der Erledigung reiner Verwaltungsaufgaben.

Durch die Luftangriffe auf Dresden hatte nicht nur das Landesmuseum für Vorgeschichte, sondern auch das damalige Amt des Landespflegers für Bodenaltertümer (das nachmalige Landesamt für Vorgeschichte) noch in den letzten Monaten sämtliche Arbeitsmöglichkeiten im Zwinger, im Schloß und im Taschenberg-Palais verloren. Dazu kam noch ein empfindlicher Verlust gerade an gut eingerichteten Mitarbeitern. Restlos verlorengegangen sind dabei sämtliche Arbeitsräume mit fast dem gesamten Mobiliar, die Ausstellungsmöglichkeiten, die Säle für Studiensammlungen und Fundmagazine, die Werkzeuge und Spezialmaschinen. Dem Kriege fiel ebenfalls fast der gesamte wissenschaftliche Apparat zum Opfer: Die wissenschaftliche Bibliothek und die Museumskataloge waren verloren, dazu das Plattenarchiv mit vielen tausend Einzelaufnahmen, Teile der Vermessungsunterlagen und der Dias. Die Kartierungsunterlagen mit den Meßtischblättern für die sächsischen Funde waren zum größten Teil verbrannt. Erhalten blieben lediglich die Fundkartei in vielen tausend Einzelzeichnungen, -photos und Beschreibungen, ein Großteil der Dias, die großen Vermessungspläne und vor allem als Grundstock für das neue Museum ungefähr 80 Prozent des Fundmaterials, das ausgelagert war, während die restlichen Teile, die im Dresdner Schloß über ein Jahr lang auf die Auslagerung gewartet hatten, ebenfalls mit vernichtet wurden. Dazu kamen fast das gesamte Ausstellungsmobiliar, ein großer Teil des Ausstellungsmaterials, besonders die vielen originalgetreuen Rekonstruktionen von der Stein- und Eisenzeit und die umfangreiche alte osteologische Vergleichssammlung.

Der Anfang sah trostlos aus. Nicht so durften die Menschen sein, die inmitten ihrer vernichteten Stadt erst einmal die Trümmer beseitigen mußten und dann aus dem Nichts etwas schaffen sollten und wollten. In kürzester Zeit mußte das Amt wieder Landeszentrale für die gesamte Fundpflege sein, eine Aufgabe, die dadurch noch an Bedeutung gewann, daß fast 90 Prozent der ehemaligen Vertrauensleute in den Kreisen des Landes nicht mehr zur Verfügung standen. Bis zum Oktober 1945 waren lediglich die wenigen älteren Mitarbeiter im Amt, die im Gelände nicht eingesetzt werden konnten; erst im Verlauf von Monaten und Jahren kamen weitere aus Kriegsgefangenschaft zurück und konnten einige der freien Stellen mit neuen und jungen Leuten besetzt werden. Freilich gelang es bisher noch nicht, den gegenwärtigen Mangel an Wissenschaftlern zu beseitigen.

Die Wiederaufbauarbeit für unsere Institute konnte nicht sofort begonnen werden, da die Folgen des Terrorangriffs auf Dresden zunächst einmal die Zusammenfassung der bei sämtlichen staatlichen Museen Beschäftigten erforderte, um so wenigstens für die Verwaltung erst einmal primitivste Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen und die vordringlichsten Aufgaben der Gesamtplanung zu lösen.

Die Arbeiten für die eigene Dienststelle begannen mit der Bergung des unter den Trümmern des Zwingers gelegenen Materials, wobei die fast vollständige Wiedergewinnung von weit über 1000 Orts- und Fundakten des Landes Sachsen als erster

Erfolg zu buchen war. Diese Arbeit, die außerdem noch geringe Teile der Gelände- und Fundkarten einbrachte, konnte im Frühjahr 1946 abgeschlossen werden. Im Sommer desselben Jahres wurden in über 1200 großen Kisten die ausgelagerten Museumsbestände aus Weesenstein und Pillnitz zurückgeführt und in behelfsmäßigen Magazinen untergebracht. Für diese Arbeiten standen eine oder zwei Personen zur Verfügung, zeitweise fielen auch diese aus.

Vom März 1946 an wurde im Ständehaus Fuß gefaßt, und es wurden zunächst zwei kleine Arbeitsräume gewonnen. Bei der allgemeinen Dresdner Raumnot war es sehr schwer, laufend Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Ende 1948 und besonders in den letzten zehn Monaten gelang es aber durch äußerste Anstrengung, die Diensträume und vor allem die Werkstätten um ein Vielfaches zu erweitern und so die Voraussetzung für reibungslose Arbeit zu schaffen. Diesem Umstand, der inzwischen laufend erfolgten Personalauffüllung und der finanziellen Auswirkung der Ersten Kulturverordnung vom März 1949, ist neben dem allgemeinen Arbeitsschwung die so merkwürdige Aufwärtsentwicklung des letzten Jahres zu danken, die in diesem Ausmaß kaum erhofft, geschweige denn erwartet worden war.

Unsere Arbeit hat sich von der reinen Bergung in den Jahren 1945 und 1946 laufend gesteigert und kam immer mehr auf unsere eigentlichen Aufgaben zu. Bis Anfang 1949 wurden für das gesamte Personal wöchentlich fachliche Schulungen durchgeführt, die auch die neuen Kräfte mit dem Material, der Arbeitsweise und den Kulturgruppen vertraut machen sollten. Der Berichterstatter glaubt damit, nicht nur das allgemeine Arbeitsinteresse gehoben, sondern auch die innere Verbindung zur Arbeit verstärkt zu haben. Darüber hinaus wurden die Brücken zwischen dem Wissenschaftler und dem technischen Personal gefestigt und verbreitert.

Zur Personalerfüllung und -auffüllung wurden in den Werkstätten Lehrlinge eingestellt, die sich noch an den älteren Kräften schulen konnten und deren Erbe antreten mußten. Noch 1946 waren nur folgende Stellen besetzt: 1 Leiter, 1 wissenschaftlicher Assistent, 1 wissenschaftliche Zeichnerin, 1 Modelleurmeister, 1 technischer Angestellter, 1 Modelleurlehrling (ab 1948 Modelleur).

Nach dem Ausscheiden des Herrn Direktor Dr. Bierbaum und des Modelleurmeisters (im 74. Lebensjahre) am 31. Januar 1949 ist im April 1950 folgender Stand aufzuweisen:

Leiter: Dr. Werner Coblenz

Restaurator: Artur Pietzsch

Wissenschaftliche Zeichnerin: Hertha Möckel

Grabungs- und Museumshandwerker: Josef Protiva

Modelleur: Günter Löwe

Archiv-, Bibliotheks- und Katalogverwalterin: Gertraude Theurich

Technischer Angestellter und Graphiker: Edmund Pünsch

Verwaltungsangestellte: Edith Meißner

Reinigungskraft: Hedwig Lüdecke

Modelleurlehrling (ab 1947): Curt Freitag.

Dieses gesamte Personal steht zunächst auf dem Etat des Landesmuseums für Vorgeschichte. Auch für das Landesamt für Vorgeschichte, das sich gerade zur Zeit der Berichterstattung durch die verwaltungsmäßige Lösung aus dem Verband der Staatlichen Museen, Schlösser und Gärten im vollkommenen Neu- und Aufbau befindet, werden in nächster Zeit Zugänge zu verzeichnen sein. Das unter maßgeblicher Mitarbeit des Herrn Ministers für Volksbildung entstandene neue Schutz- und Förderungsgesetz, dessen Rahmen bedeutend weiter gefaßt ist als der des bestehenden, wird nach beendeter Diskussion auch in den anderen Ländern der Deutschen Demokratischen Republik eine nochmalige Vergrößerung des Mitarbeiterstabes auch in den Kreisen notwendig machen und nach sich ziehen. Eine verwaltungsmäßige Änderung

gegenüber der Zeit vor 1945 ist noch insofern eingetreten, als auch das Landesamt für Vorgeschichte dem Volksbildungsministerium untersteht. Eine Besserung ergibt sich auch im Leipziger Bezirk durch die Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschichte an der Universität und der Assistentenstelle. Unser dortiger Kreisvertrauensmann erfährt dazu nun auch wieder bei Grabungen eine gewisse Entlastung durch die Fachstudenten. Für Bautzen wurde ebenfalls vor zwei Jahren im gemeinsamen Bemühen mit dem Stadtmuseum und dem Kulturamt die Einstellung eines Sachbearbeiters für die reiche vorgeschichtliche Abteilung des Museums und die vorgeschichtliche Bodendenkmalspflege des Kreises durchgesetzt.

Die zu bewältigenden Aufgaben waren vielfältig und schwer. In dem kurzen Überblick über die bisher geleistete Arbeit beider Institute sollen diese nicht getrennt aufgeführt werden, da die Überschneidung und Ergänzung der Aufgaben in beiden Ämtern eine solche Trennung meist ausschließt.

Nach erfolgter Bergung der ausgelagert gewesenen Bestände wurden diese in großen Teilen wiederhergestellt, präpariert, geordnet und bestimmt. Bis 1949, in kleinen Nacharbeiten auch noch jetzt, war eine dauernde Mitarbeit bei der Trümmerbeseitigung am und im Schloß, besonders am Schloßturm, nötig, wo Reste der nicht ausgelagerten Bestände, die durch den langen Brand und den Absturz teilweise bis zur Unkenntlichkeit verändert waren, geborgen werden konnten. Es handelte sich dabei zu einem großen Teil um neolithisches Steingerät, das unter letzter Auswertung der wenigen geretteten Unterlagen in langwieriger Arbeit bestimmt und der wissenschaftlichen Forschung wieder zugeführt wurde. Die vernichteten Gipsformen zur Anfertigung von Nachbildungen für Heimatmuseen und Schulen wurden zum Teil wieder ersetzt, dazu kommen weitere Formen nach Neufunden sowie Katalog und Kartei. Nach dem geretteten Fundmaterial wurden Untersuchungen zur Frage der ältesten Pflüge, neue Versuche zum Steinsägen und Verbesserungen an den bisherigen Steinbohrmaschinen durchgeführt und Versuche mit Knochen-, Horngeräten und Feuersteinen unternommen. Bei dieser Leistung der Werkstatt muß noch berücksichtigt werden, daß vom Personal ein Teil des Mobiliars hergestellt werden mußte, daß teilweise bauliche Verbesserungen und Veränderungen an den bombenbeschädigten Räumen nötig waren, zu denen laufend Reparaturen traten. Bei der Gerätebeschaffung wurde besonderer Wert auf optische Arbeitsmittel, solche für Vermessungs- und Laborgeräte sowie für die Konservierung gelegt, während ein Teil der Werkzeuge und Maschinen Eigenproduktion darstellen.

Im wissenschaftlichen Apparat wurde ein neues Platten-, Film- und Photoarchiv begonnen. Die Lichtbildersammlung wurde weitergeführt, eine neue Kleindiasammlung begonnen; dazu kommt seit dem Vorjahr ein Buntdia-Archiv. Am wesentlichsten war die seit 1949 verstärkt betriebene Neuanschaffung der Bücherei mit jetzt schon weit über 1000 Einzelwerken, über 500 Bänden wissenschaftlicher Zeitschriften und weit über 1000 Sonderdrucken von Einzelarbeiten; dazu kommen weitere Bände als Leihgabe aus dem Museum Görlitz und die Reste der Bücherei Grünberg. Für Lichtbildersammlung und Bücherei waren neue Kataloge, für die Bücherei eine neue Verfasser- und Sachkartei, an der noch gearbeitet wird, notwendig. Der weitere Ausbau der Bibliothek wird die wissenschaftliche Arbeitsfähigkeit wesentlich steigern.

Die Frage der Schaustellung hängt lediglich noch von der Zuweisung von Räumen ab. Für den ersten Teil der Neuaufstellung wurden die Vorarbeiten wissenschaftlicher Art im Rahmen bereits beendet. Die technische Vorbereitung geht trotz voller Beanspruchung des Personals für die Bodendenkmalspflege ebenfalls voran: Modelle werden gebaut, Material weiterhin ausstellungsreif gemacht und ergänzt und dazu im letzten Jahre Schaupulte, Vitrinen und Schränke in Arbeit genommen. Nicht unwesentlich war die Mithilfe bei der Ausgestaltung der Kreis- und Heimatmuseen,

die unter anderen Görlitz, Meißen, Glauchau, Freiberg, Pirna, Dohna, Bad Schandau, Niedersedlitz, Weixdorf (Heimatschau), Pfaffenstein, Radebeul, viele Schulsammlungen und besonders immer wieder Bautzen erfuhren. Vollkommen neu ist die Freilichtanlage in Sachsendorf mit der dazugehörenden Schau. Allen diesen Instituten wurde nicht nur Material zur Verfügung gestellt — auch die schwierigen Ergänzungsarbeiten wurden an Hunderten von Stücken durchgeführt —, sondern der Aufbau wurde durch Vermittlung der wissenschaftlichen Unterlagen, durch Auswahl, Bestimmungen und Begutachtungen und durch Mithilfe bei der Beschriftung, Bebilderung und Textabfassung wesentlich unterstützt, oft überhaupt erst ermöglicht.

Die Vermehrung der eigenen Sammlung erfolgte nur zu geringen Teilen durch Ankäufe, von denen die wichtigsten die der Sammlung Birke, Wurzen (bes. Mesolithikum), Edler, Neusornzig (bes. Bandkeramik), Dr. Böhme, Dresden (Funde von O. Hauser), Dr. Preuß, Zwickau (Rügensches Material), Drosihn, Dresden (Feuersteingeräte der Dresdner und Löbauer Gegend), und Schöne, Diera (rechtselbischer Meißner Kreis) darstellen. Dazu wurde die Sammlung Alt-Rathen (bes. Mittelalter) zunächst gesichert und dem Pirnaer Museum im Leihvertrag übergeben. Wesentlich mehr Fundmaterial wurde durch eigene Grabungen und durch Ablieferung gewonnen. Auch andere Museen wurden mit den Ausgrabungsergebnissen (als Leihgabe) beliefert. Außer den laufenden kleinen Rettungsgrabungen haben folgende mehrtägige Unternehmungen seit 1947 stattgefunden: Weißig, Kreis Kamenz, Rocknitzgraben: Jungbronzezeitliche Gräber; Dresden-Bühlau, Dresdner Heide, Abteilung 26: Mittelalterliche Turmanlage; Dresden-Weißer Hirsch, Staatsforstrevier Klotzsche, Abteilung 14: Mittel-/jungbronzezeitliches Gräberfeld; Salzenforst, Kreis Bautzen: Jüngstbronzezeitliches Gräberfeld; Weinhübel bei Görlitz: Billendorfer Gräberfeld; Dresden-Kaditz, Fundstelle 159: Billendorfer Gräberfeld; Caßlau, Kreis Bautzen: Jung-/jüngstbronzezeitliches Gräberfeld; Ebendorfel, Kreis Bautzen: Schnurkeramik, Grab?; Gaußig, Kreis Bautzen: Billendorfer Gräberfeld und unterlagernde Siedlung, Hügelgräber mit Schnurkeramik und Aunjetitz, Steinkisten; Brohna, Kreis Bautzen: Spätslawische Sumpfschanze; Daubitz, Kreis Niesky: Kamm- und Grübchenkeramik; Sachsendorf, Kreis Grimma: Bronzezeitliches Gräberfeld, und Dresden-Neustadt, Meschwitzstraße: Mittelalter und Bronzezeit, Siedlung?. Zur Bereicherung der Sammlung dienten vor allem aber auch die äußerst wertvollen Bronzen (zwei große Gießfunde und ein Bronzegefäßfund mit 17 schönen Einzelstücken), die viele Keramik und andere Siedlungsreste (große Lehmverstrichbrocken, Mahlsteine und Reiber) aus der Knoblochschen Kiesgrube in Dresden-Dobritz/Laubegast. Die osteologische Vergleichssammlung, die zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg in Zusammenarbeit von geologischem Institut und vorgeschichtlichem Museum geschaffen wurde, ist zunächst wieder übernommen, vollkommen neu durchgearbeitet und ganz wesentlich im letzten Jahr erweitert worden. Dazu gehört auch die Aufstellung einer ausführlichen Kartei.

Das Landesamt für Vorgeschichte, das 1947 als Nachfolger des ehemaligen Amtes des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen neu geschaffen worden war, konnte von Jahr zu Jahr in steigendem Maße die Geländearbeiten durchführen, die zur Rettung der Kulturwerte, zum Schutze vorgeschichtlicher Anlagen und zur Erkennung und Bestimmung bisher unbekannter fester und beweglicher Bodenaltertümer wichtig sind. Durch die Erweiterung des sächsischen Gebietes um die Kreise Hoyerswerda und Niesky (ehemalige Kreise Görlitz, Rothenburg und Weißwasser), die großen Bauvorhaben und die Intensivierung der Bodennutzung wurden erhöhte Leistungen gefordert. Zu den sich aus den Schutzgesetzen ergebenden Fundbergungen und Notgrabungen kamen besonders in den letzten beiden Jahren größere Plangrabungen und Großvermessungen geschützter Anlagen und Grabungsobjekte. Die Höhenschichtenpläne der Wallanlagen und der Hügelgräberfelder wurden planmäßig in Angriff genommen.

Als Zentralstelle für Sachsen wurde die Materialaufnahme des Landes fortgeführt, nachdem in den ersten Jahren das Landesinventar aus der Kartei, den Ortsfundakten und unter Verwertung der Fundbezeichnungen wiederhergestellt worden war. Gezeichnet wurden möglichst alle Neufunde; sodann wurde versucht, die noch bestehenden Lücken in der Zeichnung der alten Bestände allmählich zu schließen. Die Erfassung aller vorgeschichtlichen Fundbestände Sachsens wurde durch die Anfang dieses Jahres an alle Museen ergangenen Rundschreiben eingeleitet und ist in vollem Gange.

Die sächsische Fund- und Zeichenkartei konnte ganz beträchtlich erweitert werden. Dabei wurde eine Überarbeitung des gesamten mittelbronzezeitlichen Materials abgeschlossen. Die Fundakten der sächsischen Orte mußten nach ihrer Bergung aus den Trümmern zum größten Teil erneuert werden; eine vollkommene Umarbeitung begann zur Zeit des Berichtsabschlusses und ist nicht nur der Übersichtlichkeit wegen dringend nötig. Nach der Beschaffung aller Karten lief ebenfalls die Kartierung aller Fundstellen wieder an. Für alle Sachsen betreffenden Fragen wurden laufend die nötigen Gutachten erteilt, dazu Fundbegutachtungen für Museen und Privatsammlungen. Die Liste der geschützten Bodenaltertümer mußte wegen der vielen Besitz- und Zustandsveränderungen vollständig neu bearbeitet werden. Dazu wurden für sämtliche Kreise des Landes und die betreffenden Gemeinden im vergangenen Winterhalbjahr die Unterlagen zusammengestellt. Die Gesamtbegehung konnte bereits für die Kreise Zittau, Löbau, Bautzen, Kamenz, Niesky, Meißen, Dresden, Pirna und Grimma abgeschlossen werden. Bei der bekannten Heidenschanze in Dresden-Coschütz konnte der im Krieg begonnene Abbau begrenzt werden. Aus dem Besitze des ehemaligen Vereins Sächsischer Heimatschutz kamen die geschützten Anlagen Gävernitz, Ostro-Neustädtel und Landwüst in Staatsbesitz und unter die Obhut des Landesamtes. Anfang dieses Jahres wurden auch beim Ministerium für Land- und Forstwirtschaft Vereinbarungen wegen des Schutzes der in den Forsten befindlichen Anlagen und der Behandlung auftretender Funde getroffen.

Für die Inventarisierung der vorgeschichtlichen Altertümer (Funde und Anlagen) wurde mit der Aufnahme des Kreises Pirna, der Zeichnung aller Gegenstände und deren wissenschaftlicher Bearbeitung im Herbst 1949 begonnen. Gleichzeitig wurden die Materialsammlungen zur Bearbeitung der slawischen Kultur im Gau Nisan (Dresden-Pirnaer Gebiet) in Angriff genommen.

Neben die fachliche Schulung unseres Personals treten Vorträge in den Arbeitsgemeinschaften Dresden (monatlich ein Abend), Bautzen und Leipzig vor Lehrerbildungsstätten, Volksbildungsämtern, Jugendgruppen und dem Kulturbund, um den Sinn und die Ergebnisse unserer Arbeit weiteren Kreisen zugänglich zu machen und um einen steigenden Zuwachs ehrenamtlicher Mitarbeiter im ganzen Land zu gewinnen. Dazu kam in jüngster Zeit die Durchführung von Dorfkulturabenden, die bei allen größeren Grabungen unter Beteiligung fast der gesamten Einwohnerschaft erfolgte. Der Gewinn für die praktische Bodendenkmalspflege bleibt dann nie aus. Bei allen großen Grabungen wurden Tausende von Besuchern, besonders Schulen, geführt und belehrt. Da in Dresden zunächst noch keine guten Ausstellungsmöglichkeiten geschaffen werden konnten, werden neben der Aufstellung fremder Museen und der Einrichtung der Sächsendorfer Anlagen größere Grabungen als Schau- und Lehrgrabungen durchgeführt, zu denen auch junge Kräfte — Lehrerbildungsstätten, junge Lehrer, Jugendbrigaden und Studenten — zur Einarbeitung herangezogen wurden. In den Sommerhalbjahren wurden seit Mitte 1948 allmonatlich ganztägige Sonntagsführungen im Gelände zur Erkennung, Beobachtung und wissenschaftlichen Bearbeitung vorgeschichtlicher Anlagen und deren Bedeutung angesetzt.

Außer der Vorlage des in unserem Heft enthaltenen Arbeitsmaterials wurden folgende wissenschaftliche Themen behandelt:

Steinzeitliche Siedlung mit Hausgrundriß von Dresden-Prohlis.

G. Bierbaum 1946, Merhart-Festschrift.

Zur Entwicklung des Pfluges und der steinernen Pflugschar.

A. Pietzsch, Mitteldeutsche Jahresschrift für Vorgeschichte 35, Halle 1950.

Die Stellung der oberen Elbe bei der Ausbreitung der lausitzischen Kultur

(Deutsch-böhmische Kulturbeziehungen in der Bronzezeit). W. Coblenz, Merhart-Festschrift 1946, PZ XXXIV/XXXV, 1950, S. 62 ff.

Grabfunde der Mittelbronzezeit Sachsens.

Derselbe, Manuskript 1946.

Bodenaltertümer (in den Kreisen Oelsnitz, Plauen Stadt und Land).

Derselbe. In: Heimatschutz im sächsischen Vogtland, 1950.

Außerdem wurde 1947 eine Bibliographie über sächsische Vorgeschichte begonnen, die seit 1949 im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften fortgeführt wird (G. Bierbaum).

Die Durchführung aller Aufgaben war nicht immer leicht, trotzdem muß auch an dieser Stelle dem Ministerium für die Unterstützung gedankt werden, ebenfalls für die Bereitstellung der Mittel für diesen Bericht. Personal und ehrenamtliche Mitarbeiter haben durch ihren Arbeitsschwung das Äußerste geleistet. Trotzdem stehen wir nach Beseitigung der Trümmer jeder Art erst noch am Anfang, aber der Weg liegt frei vor uns, und es wird mit an uns liegen, wie sicher und schnell wir auf ihm vorwärtskommen.

AUFGABEN DES LANDESMUSEUMS UND DES LANDESAMTES FÜR VORGESCHICHTE UND IHRE VERWERTBARKEIT FÜR DIE HEIMATMUSEEN UND DIE ALLGEMEINE ERZIEHUNGSARBEIT

Gekürzter Auszug aus einem Vortrag anlässlich einer Tagung
der Museumsleiter Sachsens im September 1949 in Wurzen

Von Werner Coblenz

Die Vorgeschichte ist als Teil der Geschichte für die großen Entwicklungszüge der Menschheit wesentlicher als die kurze Epoche geschriebener Jahrhunderte, für die sie ja erst die Voraussetzung bildet. Durch die Art ihrer Quellen ist sie zunächst einmal reine Kulturgeschichte, die allerdings politische Zusammenhänge im großen Rahmen deuten kann. Es fehlen ihr jedoch die Namen und Taten von Einzelpersonlichkeiten und deren Machtbestrebungen. Damit ist der Vorgeschichtler gezwungen, in überpersönlichen Zusammenhängen zu denken und die großen Entwicklungsgesetze aus dem Fundmaterial abzuleiten. So scheidet aber auch die Fehlerquellen aus, die durch beabsichtigte und unbeabsichtigte Färbung der Chronisten erstehen mußten, ob ihnen nun wenigstens teilweise der Spruch „Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'“ bewußt war oder nicht. Die Fehlerquellen der Vorgeschichte liegen dagegen dort, wo neben die Unvollständigkeit und den Zufallscharakter des Fundstoffes eine zu weit gehende Subjektivität in der Deutung der Sachgüter tritt.

Es soll hier nicht weiter erläutert werden, daß die Zeitansetzungen für die einzelnen Entwicklungsstufen mit einem geringen Spielraum Allgemeingut der Forschung geworden sind, da für die jüngeren Perioden seit den letzten vorchristlichen Jahrhunderten die Datierung durch Münzfunde und Berichte gesichert ist, die weiter zurückliegenden zwei Jahrtausende viele Verknüpfungen mit den östlichen und südöstlichen bereits „geschichtlichen“ Kulturen ergeben, für die beiden erörterten Zeiträume durch Export und Import über große Räume eine weitere Sicherung gewährleistet wird und in der allgemein „geschichtslosen“ Zeit geologische Hilfsmittel bis zur Abzählung der einzelnen Jahresablagerungen zur Verfügung stehen. Dazu kommen für die Eiszeiten die astronomischen Berechnungen der Strahlungsintensität der Sonne.

Immer wieder wird das gewonnene Zeitgerüst durch Fundstellen mit Überlagerungen von einzelnen Kulturen geprüft und bewiesen. Das Nacheinander der verschiedenen Stufen belegen außerdem gesicherte Entwicklungsreihen von Gerättypen und ähnlichem. Die möglichen Schwankungen in der Zeitansetzung werden so immer geringer und die zeitliche Untergliederung immer feiner und vielseitiger.

Die Ordnung der Funde nach Form und Zeitstellung ist jedoch nur die vorbereitende Arbeit unserer Wissenschaft und die erste Etappe von der Fundbergung zur richtigen Auswertung, das heißt zur Erkenntnis der kulturellen Verhältnisse und Entwicklungen auf allen Gebieten des Lebens. Die Versuche des vergangenen Reiches, die Vorgeschichte für seine politischen Zwecke nutzbar zu machen, mußten von Anfang an auf den Widerstand der Forschung stoßen und waren deshalb zum Scheitern verurteilt. Es muß immer wieder betont werden, daß jede Wissenschaft im Grunde genommen ein Wahrheitsuchen sein sollte, und daß die wissenschaftlichen Quellen nicht umgestaltet werden können. Dazu ist auch die Vorgeschichte so gut fundiert und sind ihre Ergebnisse so allgemeingültig geworden, daß die gewonnenen Zusammenhänge von keinem Fachmann geleugnet werden können. Kein Forscher kann, ohne seinen Namen aufs Spiel zu setzen, die wissenschaftlich begründeten Grenzen überschreiten. So mußte von Nichtfachleuten und Außenseitern ein Geschichts-

mythos erfunden werden. Forschungen über das Slawentum wurden nicht gefördert. Wenn trotzdem — um nur wenige Beispiele aus Sachsen und der nächsten Umgebung zu nennen — 1933 und 1934 in einer großen Ausgrabung die bronzezeitliche und slawische Heidenschanze in Dresden-Coschütz, 1938 die große spätslawische Anlage auf dem Fuchsberg bei Rötha untersucht wurden und noch im Kriege Veröffentlichungen wie „Die Westausbreitung und Wehranlagen der Slawen in Mitteldeutschland“ oder die umfassende Arbeit von Knorr über die slawische Keramik durchgesetzt wurden, spricht das deutlich genug dafür, daß die Wissenschaft eben an der Wahrheit nicht vorbei kann, und daß sie vor allem durch Verschweigen unangenehmer und nicht im Programm stehender Tatsachen nicht weiterkommt. Der von den Menschen mit den Wissenschaften geübte Mißbrauch kann nie zu Lasten dieser Wissenschaften gehen. Man denke nur an die Physik, Chemie, Biologie und Medizin und ihre Rolle bei der Wert- und Menschenvernichtung und auf der anderen Seite an ihre Rolle in der fortschrittlichen Entwicklung. So darf die Vorgeschichte als Kulturgeschichte nicht ins sogenannte völkische Extrem verfallen und aus vermeintlichen Forschungsergebnissen Politikern die Möglichkeit geben, territoriale Machtansprüche zu bemänteln.

Als vornehmste Aufgabe stand für die Vorgeschichte von allem Anfang an die Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur im Vordergrund. Sie ist damit die Interpretin des Fortschritts und weist uns den Weg vom gröbsten Werkzeug zur spezialisiertesten Maschine der Gegenwart. Sie zeigt damit schon für die Anfänge aller menschlichen Entwicklung, daß der Fortschritt nur durch wohlüberlegtes Arbeiten und genaueste Beobachtung möglich war, die dann miteinander verbunden zu Verbesserungen aller Art führten, da die Not allein noch nicht erfinderisch macht. Welche erzieherischen Werte aus dieser Erkenntnis gezogen werden können, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die sich durch die Entwicklung der materiellen Kultur ergebenden geistigen Umwandlungen und die letzten Endes darauf beruhenden gesellschaftlichen Umschichtungen sind ebenfalls von der Forschung stets berücksichtigt worden, wenn auch deren letzte Konsequenzen nicht immer klar gezogen wurden.

Dem Landesamt für Vorgeschichte als wissenschaftlichem Forschungsinstitut und dem Landesmuseum als musealer Behörde obliegen zunächst die Erkenntnis, Begutachtung und der Schutz vorgeschichtlicher Anlagen sowie die Rettung und Konservierung der Kulturgüter aus vorgeschichtlicher Zeit und die museale Bearbeitung des Stoffes. Dazu kommt die reine Forschungsarbeit, die im Groben gesehen die Entwicklung der Kultur zur Aufgabe hat, wobei wir uns zur Zeit besonders mit der Entwicklung der Technik, damit der Produktionsmittel und der Produktionsweisen beschäftigen, um als Endziel die Dynamik der gesellschaftlichen Verhältnisse ergründen zu helfen. Daß die Forschung nicht Selbstzweck sein kann, liegt in ihrer erzieherischen Zielsetzung, die besonders dazu angetan ist, aus dem Geschauten zu lernen und das Verständnis für die Arbeit zu wecken, um schließlich die Aktivität breiter Bevölkerungsschichten für jeden einzelnen an seinem Platze zu erreichen. Dabei muß, wie bei jeder Museumsarbeit, die exakte Wissenschaft die Voraussetzung bilden und die Volksbildung und Erziehung das hohe Ziel sein. Unsere Museen müssen wahre Volksbildungsstätten sein und im lebendigen Zusammenhang mit unserer Zeit stehen. Wie bei jeder Breitenarbeit muß für sie deshalb Volkstümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit zum obersten Grundsatz erhoben werden.

Die vielen Aufgaben im Landesmaßstab können natürlich nicht von unserem Amt oder gar von dem momentan einzigen Wissenschaftler allein gelöst werden. Die Zusammenarbeit zwischen den Heimatmuseen und dem Landesmuseum hat sich gerade in letzter Zeit immer wieder hervorragend bewährt, sie muß auch in Zukunft weiter ausgebaut werden. Bisher waren allerdings die örtlichen Institute immer die Nehmenden

sowohl in bezug auf Ausstellungsmaterial, örtliche Forschungen, Fundbestimmungen als auch Vorschläge und Anregungen bis zur praktischen Mitarbeit bei der Aufstellung der Sammlungen. Die Heimatmuseen haben einen landschaftlich begrenzten Wirkungskreis und die Aufgabe, die Kenntnis dieser Landschaft und der sie bewohnenden Menschen in Vergangenheit und Gegenwart zu erweitern. Es wird natürlich nicht zu erreichen sein, daß an jedem Heimatmuseum ein eigener Mitarbeiter für die Vorgeschichte tätig ist, es möchte aber von hier aus angeregt werden, daß die Kreisvertrauensleute für Vorgeschichte zum Aufbau der vorgeschichtlichen Abteilungen mit herangezogen werden.

Zur Erweiterung des Mitarbeiterstabes werden bei allen größeren Grabungen freiwillige Helfer eingesetzt. An der Erforschung der spätslawischen Sumpfschanze in Brohna war die gesamte Lehrerbildungsanstalt Radibor beteiligt und bekam damit Verständnis für unsere Arbeit, das als Voraussetzung für die Vermittlung des Wissens über Vorgeschichte für die kommenden Erzieher unbedingt nötig ist.

Die Aufklärungsarbeit ist so überaus wichtig, weil überall erst neue Ansätze geschaffen werden müssen. Deshalb werden Arbeitsgemeinschaften gegründet, die uns einen Stab ehrenamtlicher Mitarbeiter sichern, und monatliche Lehrwanderungen durchgeführt, die die Teilnehmer an Fundstellen führen und den Blick für die Arbeit der Bodendenkmale schärfen sollen. Durch das stark erweiterte Lichtbildarchiv ist es auch möglich gewesen, in wachsender Zahl bei anderen Museen, bei Lehrerbildungsstätten und bei Jugendgruppen Vorträge zu halten. Mit Dorf- und Heimatabenden wurde ein weiterer Versuch unternommen. Der überraschende Erfolg, der durch überfüllte Säle, das starke Interesse und besonders die rege Diskussion bewiesen wurde, zeigt wieder einmal, daß das Museum zu den Leuten gehen muß, besonders aufs Dorf, da von hier aus die Möglichkeiten, ein städtisches Museum zu besuchen, meist nur im geringen Maße genutzt werden. Die größten Erfolgsaussichten haben natürlich stets die Besichtigungen im Gelände. Deshalb wurden bei Gelegenheit aller größeren Untersuchungen mehrere tausend Kinder und Erwachsene unterrichtet und geführt. Dabei wurde immer wieder der Hunger der Jugend nach Wissen um die Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur und besonders den Ablauf der frühesten Geschehnisse auf ihrem Heimatboden bemerkt. Wenn dieser Bildungshunger nicht einigermaßen befriedigt wird, haben die Erzieher ein Großteil Schuld daran. Deshalb unsere Bemühungen besonders um die jüngeren Lehrkräfte, deshalb unsere Anstrengungen, aus der Lehrerschaft Mitarbeiter auch für die vorgeschichtlichen Abteilungen der Museen heranzuziehen! Begründet werden diese Anstrengungen damit, daß heute noch bei vielen Heimatmuseen die gesamte Aufbauarbeit von einem einzigen Manne in aufopfernder und selbstloser Hingabe geleistet wird, daß Helfer oder in langjähriger Kleinarbeit einzuführende Vertreter oder Nachfolger fast überall fehlen. Der Hauptgrund für den Zwang der Erfassung eines Teiles der Lehrerschaft liegt aber einfach darin, daß die Heimatmuseen ja Mittelpunkt für den Anschauungsunterricht in der Heimatkunde darstellen und deshalb besonders von den Schulen zu benutzen sind. Die Führung im Museum muß für die Schüler zum direkten Unterricht ausgebaut werden, da die Anschauung besonders bei der Jugend den besten Weg zur Vermittlung von Wissen darstellt. Die Bedeutung des Heimatkundeunterrichts ist immer betont worden. Durch die Kenntnis der Heimat, ihrer Kultur, Natur und Geschichte wird ja die Liebe zur Heimat gepflegt, und aus dieser Heimatliebe wächst auch die Achtung vor fremdem Land und Boden und das Verständnis für dessen Bewohner und ihre Kultur. So entwickelt schließlich die Heimatliebe die Friedenskräfte.

Die Zusammenarbeit unserer Ämter mit den Heimatmuseen ist in zweifacher Hinsicht nötig. Einmal betrifft dies die Arbeit im Gelände mit Objektschutz, Fundmeldung, Fundstellenbeobachtung und, wenn nicht abgewartet werden kann, auch Fundbergung, zum anderen die rein museale Bearbeitung. Die Geländearbeit im Bereich

der Heimatmuseen sollte gemeinsam mit den Volksbildungsämtern durchgeführt werden, die ja als Aufsichtsbehörde des Gesetzes zum Schutze von Kunst-, Kultur- und Naturdenkmalen ohnehin für den Zustand der erkannten Bodendenkmale verantwortlich sind, ob diese Kulturreste nun in die Landesdenkmalliste eingetragen sind oder nicht. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um große Gemeinschaftsleistungen, um Hügelgräber und Wallanlagen bis in die frühdeutsche Zeit, die entweder als reine Verteidigungswerke oder als geschützte Wohnbezirke zu deuten sind. Die Anlagen der frühdeutschen Zeit sind meist verhältnismäßig klein und treten in vielen Fällen als Wasserburgen mit Bühl und Graben oder als einfache Erdtürme auf. Im Museum sollte nun auf die Bedeutung und Art der in seinem Arbeitsgebiet befindlichen Anlagen hingewiesen werden, damit die Besucher dann auch bei Wanderungen auf solche Bodendenkmale aufmerksam achten und sich in der natürlichen Umgebung die beste Anschauung selbst holen können. Bisher wurden deshalb schon in einzelnen Instituten nicht nur Bilder solcher Anlagen gezeigt, sondern es wurde versucht, die Dinge an Modellen und Rekonstruktionen zu erläutern. Dadurch wird der Kreis der Interessierten erweitert, und es ist leichter möglich, von geplanten oder bereits begonnenen Veränderungen Kenntnis zu erhalten, um dann durch wissenschaftliche Untersuchung noch das möglichste zu retten und zu erforschen. Noch wichtiger ist das Auftreten von Neufunden, die meist vollkommen aus ihrer Umgebung gerissen als einzelnes Schaustück in die Museen gelangen, zwar über Zeit und Kultur noch Auskunft geben können, durch den Verlust der Fundzusammenhänge aber die wichtigeren Möglichkeiten der Deutung nicht mehr zulassen. Es muß unter allen Umständen erreicht werden, daß bei jedem Fund die genaue Fundstelle mit Flurnummer und Grundstückseigentümer festgestellt wird, daß außer der Beschreibung der Fundstelle eine tunlichst genaue Lageskizze nach den Katasterblättern, die in jeder Gemeindeverwaltung vorliegen, angefügt wird, daß weiterhin das Funddatum angegeben wird und vor allem sämtliche Fundumstände nach der Aussage des Finders gemeldet werden, daß die eigenen Beobachtungen der Fundumstände mit Angabe der Tiefe, der Orientierung, der Bodenschichtung und Bodenbeschaffenheit sowie etwaiger Verfärbungen oder Knochen- und Aschebeigaben oder den Resten von veriegeltem Lehm und dergleichen als Wichtigstes nicht vergessen werden. Angestrebt wird auch eine Aufmessung des Befundes auf Millimeterpapier oder wenigstens eine sorgfältige Skizze. Sehr wichtig sind sonstige Bemerkungen über weitere Gefährdung der Fundstelle, Angaben über frühere Funde und Beobachtungen in nächster Umgebung, über alte Flurnamen und Sagen. Die Aufzählung der Funde mit Zeichnungen oder Photos und die Angaben über den Aufbewahrungsort bilden dann den Abschluß. Diese Dinge sind deshalb in ihrer Gesamtheit so wichtig, weil nur durch Fundbeobachtung und genaue Angaben Schlüsse auf die Anlage der Gräber oder Siedlungen gezogen werden können, durch genaue Kartierungen Verbreitungsgebiete einzelner Formen oder ganzer Kulturkomplexe möglich werden und weiterhin bei Importstücken die Handelswege erschlossen werden können. Die möglichen Rückschlüsse über das gegenseitige Verhalten ganzer Kulturgruppen und die gegenseitige kulturelle Beeinflussung können nur mit diesen Unterlagen gewonnen werden. Zu empfehlen ist in jedem Falle, daß nach Möglichkeit die Dinge unberührt im Boden liegenbleiben, bis ein Fachmann die nötigen Untersuchungen durchführen kann. Nur er wird die Beobachtung über die Lagerung gleich an Ort und Stelle richtig auswerten können und bei Überschichtung verschiedener Kulturen ein geschichtliches Nacheinander erkennen. Vor allem aber wird er aus den Bodenverfärbungen und den Einlagerungen Rückschlüsse auf im Boden vergangene Bauten ziehen und pflanzliche Reste und dergleichen — und sei es auch nur an Abdrücken — erkennen können. Durch Bodenproben und Pollenanalysen lassen sich das Landschaftsbild, die Ernährung und andere Lebensbedingungen rekonstruieren. All die gewonnenen Ergebnisse und deren Auswertung helfen dann dem Museum bei seiner Aufklärungsarbeit.

Fordert diese Geländearbeit von den Museumsleitern oder den Sachbearbeitern eine manchmal noch in ihrer ganzen Bedeutung nicht verstandene Beanspruchung, so werden diese Hemmungen auf dem rein musealen Gebiet schon deswegen nicht mehr verspürt, weil die Museen hier ja fast ausschließlich die Nutznießer der Forschungsarbeit unserer Ämter sind. Eine Ausstellung darf in keiner Weise nur für den Fachmann verständlich sein und vielleicht nur aus einer Anhäufung von Material bestehen. Wir müssen mehr denn je bemüht sein, dem Beschauer, und das sind heute in erster Linie Jugend, Lehrerschaft und überhaupt die Werktätigen, die technischen Voraussetzungen von den ältesten Zeiten vor Augen zu führen und darauf aufbauend die technische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung zu veranschaulichen. Man dürfte in den Museen heute nicht mehr die leiseste Andeutung finden, daß sie sich aus Raritätenkammern entwickelten und sich damals auf das wahllose Sammeln interessanter Gegenstände aller Zeiten und Länder beschränkten. Seitdem die Exponate durch wissenschaftliche Bearbeitung kulturell und zeitlich immer genauer einzuordnen waren, wurde leider das Prinzip der Schaustellung möglichst großer Mengen von Fundstoff noch beibehalten, ohne den toten Gegenständen durch Beziehung auf den Menschen und seine Tätigkeit Inhalt zu geben. Den allgemeinen Erkenntnissen, die dann aus der systematischen Bearbeitung des immer reicher werdenden Fundmaterials hervorgingen, bemüht man sich nun seit einem knappen halben Jahrhundert Rechnung zu tragen, indem man den toten Stoff zum Leben zu erwecken suchte. An manchen Museen jedoch scheint diese Entwicklung spurlos vorübergegangen zu sein. Das muß nicht immer an dem Bearbeiter, der ja meist als Außenseiter den vorgeschichtlichen Stoff aufstellen muß, liegen, sondern zum Teil auch an der zu sehr im Verschwiegenen arbeitenden Wissenschaft, die sich bis auf die letzten Jahrzehnte vorsichtig davor hütete, auch volkstümlich zu veröffentlichen.

Die Darstellung der Vorgeschichte muß von den naturgegebenen Bedingtheiten der Landschaft ausgehen und schon so versuchen klarzumachen, welche Grenzen der menschlichen Entwicklung im zu bearbeitenden Gebiet gesetzt waren. Schließlich ist die wirtschaftliche Entwicklung auch im weitesten Maße von der Natur abhängig — im Anfang der menschlichen Entwicklung noch weit mehr als später. Die Boden- und Klimaverhältnisse, die Pflanzen- und Tierwelt und das Vorhandensein von Rohstoffen für die Arbeitsgeräte spielten eine wichtige Rolle für die örtliche Entwicklung. Gerade auf diesen Gebieten ist in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Naturwissenschaften schon viel Arbeit geleistet worden. Die Ergänzung dieser Wissenschaften mit der Vorgeschichte hat für beide Teile befruchtend gewirkt. Auch muß der Fortschritt vom einfachsten Werkzeug Stufe für Stufe gezeigt werden, wobei besonders die Herstellung dieser Werkzeuge und die mit ihnen möglichen Arbeitsvorgänge nicht vergessen werden sollen. Das wird mangels Material wenigstens für die ältesten steinzeitlichen Epochen für die meisten Museen nur zeichnerisch oder textlich möglich sein. Doch bereits mit der Jungsteinzeit liegen überall große Ausstellungsmöglichkeiten vor. Hier treten auch große Neuschöpfungen wie die jetzt allgemein verbreitete Töpferei, die Kunst des Sägens, Bohrens und Polierens von Stein, die Weberei und Spinnerei auf. Die jetzt in unserem Museum durchgeführten Versuche werden in Verbindung mit der Untersuchung von nicht fertig bearbeitetem vorgeschichtlichem Werkmaterial neue Erkenntnisse über Einzelheiten der Steinbohrmaschinen und des Arbeitsganges beim Steinsägen bringen. Weiter befinden sich zur Zeit steinerne Pflugscharen des Neolithikums in Untersuchung, und es wurden dabei bereits wichtige Neuerkenntnisse, besonders für die Pflugkultur der Bandkeramik, gewonnen. Leider ist es auf Grund der Bodenbeschaffenheit der meisten Fundstellen noch nicht möglich gewesen, hölzerne Pflüge nachzuweisen, wie sie zum Beispiel im Norden gefunden wurden. Mit der Einführung des ersten Metalls und den Legierungsversuchen von Kupfer und Zinn, die dann zur Gewinnung der härteren Bronze führten, ergeben sich besonders für die Herstellung, Vervollkommnung und Spezialisierung

der Werkzeuge größere Möglichkeiten. Der Erzbergbau und die Bronzeverarbeitung schufen neue Berufe und waren die Voraussetzung für die Ausbildung besonderer handwerklicher Fähigkeiten. Der Handel mit Kupfer und Zinn brachte Verbindungen über größere Räume und gab mehr als bisher die Möglichkeit zu kulturellem Austausch. Daß auch schon in der Steinzeit besonders mit Schmuck und Halbedelsteinen, wie zum Beispiel Bernstein, Muscheln, Nephrit und Jadëit, über große Räume gehandelt wurde, ist wohl allgemein bekannt. Doch ist erst in der Bronzezeit der Handel direkt zum Gewerbe geworden, und wir finden oft ganze Mustersammlungen, wie zum Beispiel die aus Koppenow in Pommern, die noch dazu in einem eigens für diesen Zweck hergerichteten hölzernen Musterkoffer untergebracht war. Über die Weiträumigkeit des damaligen Handels geben die Verbreitungskarten einzelner Formen Aufschluß. Auch solche Karten gehören bei entsprechenden Handelsgütern zum allgemeinen Verständnis der damaligen Verhältnisse in die Museen. Wenn schon in der Bronzezeit eine weitgehende Spezialisierung der Berufe zu beobachten ist, so wird dieser Prozeß dann in der Eisenzeit besonders durch die Arbeit des Schmiedes, die zu den bisher geübten Produktionsarten tritt, noch mehr erweitert. Auch durch die immer weiter entwickelte Schmucktechnik werden laufend neue Verarbeitungsmöglichkeiten ersonnen, die sich bis in unsere Zeit beobachten lassen.

Mit der Veränderung der natürlichen Umgebung und der technischen Entwicklung wandelte sich auch die Wirtschaft. In der ältesten Menschheitsentwicklung wurden wildwachsende Früchte gesammelt und leicht jagdbares Wild zur Strecke gebracht. In der letzten Zwischeneiszeit und dem Beginn der letzten Eiszeit, also noch in der Zeit des Neandertalers, kann von einer regelrechten Höhlenbärenjägerstufe gesprochen werden, von der auch eine große Anzahl Beweise für den Höhlenbärenkult vorliegt. In der letzten Eiszeit, in der der Mensch körperlich voll entwickelt war und Mammute und Rentiere einen Großteil der Fauna stellten, wurden besonders diese Tiere erlegt. Mit dem Einsetzen des letzten Abschmelzens des Eises sammelten sich die Menschen an den Ufern der Abschmelzwässer und Seen und betrieben neben der Jagd überwiegend Fischfang. Aus dieser Zeit stammt schon das erste Haustier, der Hund. Der große Einschnitt, den der Beginn der Jungsteinzeit bei der Entwicklung der Technik bedeutet hatte, tritt auch im Wandel der Wirtschaftsform zutage, das heißt die Entwicklung der Wirtschaftsform ist ja durch die großartige Veränderung der Werkzeuge mit bedingt. Der jetzt bei den meisten Kulturen einsetzende Ackerbau ermöglicht die dauernde Sesshaftigkeit, während die daneben bestehende Viehzucht Kennzeichen der Nomadenvölker bleibt. Damit ist der Grundstein für die Wirtschaftsformen unserer Zeit gelegt. Nie mehr wurden so große Veränderungen in wirtschaftlicher Beziehung erreicht. Wie schon oben angedeutet, kommen in den Metallzeiten zum bäuerlichen Gewerbe immer mehr spezialisierte Berufe, und es beginnt die hohe Zeit des Handwerks.

Alle Veränderungen in der Technik und in der Wirtschaftsform ziehen auch gesellschaftliche Wandlungen nach sich, und alle größeren Werke der Vorzeit, seien es nun große Hügelgräber, Befestigungsanlagen oder Siedlungen, setzen eine Gemeinschaftsarbeit voraus. Die Darstellung dieser Arbeit muß gegeben werden. An Hand der wirtschaftlichen Entwicklung kann dann auch die soziologische Wandlung durch die verschiedenen Phasen der Urzeit gezeigt werden. Hierhin gehören auch Darstellungen über die Entwicklung des Handwerks und seine Auswirkungen, die der Metallgewinnung und -verarbeitung bis zur industriellen Entwicklung, die ältesten Siedlungen bis zum Dorf und der Stadt und schließlich die Rolle des Handels in seinen Auswirkungen auf die menschliche Gesellschaft.

Es ist schon betont worden, daß nicht eigentlich die Funde die wichtigsten Dinge für unsere Forschung sind, sondern daß uns die Befunde über das Leben der Vorzeit bedeutend mehr aussagen. So sollten auch in jedem Museum die Wohnbauten der Vorzeitmenschen in der uns überlieferten Form und in der Rekonstruktion gezeigt

werden. Dafür gibt es seit der Jungsteinzeit sehr viele gesicherte Beispiele. Erhaltene Pfostenlöcher und die Reste des Lehmverstriches mit den Pfosten- und Flechtwerkabdrücken sowie die uns überkommenen Herdstellen sind dort, wo nicht durch Moorboden besonders günstige Erhaltungsumstände walten, meist die einzigen Überreste. Was für die Behausung der Lebenden gilt, trifft ebenso für die Gräber zu, die bisher als bevorzugte Quelle für die vielen Funde dienten. Aus der Art der Bestattung und aus den Beigaben können wesentliche Schlüsse auf das geistige Leben gezogen werden. Auch solche Gräber möchten im Originalzustand wenigstens als Einzelbeispiel in den Museen gezeigt werden. Dazu kommen auch hier wieder die Rekonstruktionen des Grabaufbaus.

Neben diesen Einzelheiten ist es immer angebracht, das Gesamtinventar einzelner Kulturgruppen zusammenzustellen, um so dem Beschauer ein Bild von der dinglichen Kultur verschiedener Menschengruppen zu geben. Dabei muß allerdings berücksichtigt und bemerkt werden, daß viele Dinge aus vergänglichen Stoffen uns eben heute nicht mehr erhalten sind, da Moorfunde oder erhaltene Baumsärge in unserem Gebiet fehlen. Durch das gesamte Kulturinventar bekommt der Beschauer aber einen Einblick in die Wirtschaft und bisweilen auch das geistige Leben dieser Menschen und kann den Gesamtfortschritt durch die einzelnen Entwicklungsphasen besser verstehen lernen.

Alle Museumsarbeit darf nicht als Arbeit für das Museum als Institut für sich aufgefaßt werden, sie muß Arbeit am Volk sein und die Mitarbeit weitester Kreise zum Ziel haben. Eine volksverbundene Forschung wird dann auch zuerst wieder zum Nutznießer ihres Einsatzes, da bei steigendem Verständnis für die Vorgeschichtsarbeit und ihre Zielsetzung bald alle Funde und Anlagen im ganzen Land die nötige Beachtung finden, zur Meldung gebracht und so der wissenschaftlichen Auswertung zugeführt werden. Ein immer dichter werdendes Fundnetz wird zur Bearbeitung vorliegen, und mit dem so gewonnenen Quellenmaterial wird die Kenntnis von der Entwicklung und damit auch vom Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Lebens mehr und mehr vertieft werden können. Gerade beim Arbeiter und Handwerker finden wir bei richtiger Erkenntnis seiner geistigen Anlagen ein früher nicht für möglich gehaltenes Verständnis für unsere Arbeit. Jedenfalls werden auch seine Gedanken zu den technischen und wirtschaftlichen Problemen durch die dem Abstrahieren fremde Denkungsart für die Forschung weiterhin fruchtbar sein. Auf der anderen Seite wird dem ganzen Volke bei der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte klar werden, daß lediglich die aktiven Kräfte diese Entwicklung und damit den Fortschritt ermöglichten, und daß auch heute nur mit einer aus dieser Erkenntnis gewonnenen Arbeitsmoral der Weg nach vorwärts möglich ist.

HÜGELGRÄBER VOM ENDE DER STEINZEIT UND VOM BEGINN DER BRONZEZEIT VON GAUSSIG BEI BAUTZEN

Von Werner Coblenz

Bei der Ausgrabung des durch Sandabbau gefährdeten Teiles eines bekannten Billendorfer Gräberfeldes mit unterlagernder Siedlung (Grabfeld „Seitschener Hay“) an der Südwestgrenze der Gemeindegiesgrube Gaußig (Flurstück 419 für Gaußig), südöstlich vom Bahnhof Seitschen, Ende Mai 1948, wurden in der näheren Umgebung des Grabungsgeländes drei Hügel entdeckt (Abb. 1). Einer liegt hart östlich der Einmündung der Grubeneinfahrt (Hügel 3 im Gemeindegewald Gaußig, zunächst nicht gefährdet; ebenfalls der dicht südlich gelegene Hügelrest: im Plan nicht verzeichnet). Die beiden anderen befinden sich etwa 200 m westlich bis westnordwestlich der Grabungsstelle vom Mai 1948. Wir sind damit an der Grenze zwischen den ehemaligen Abteilungen 25 und 26 des Seitschener Hays (s. Meßtischblatt Bischofswerda, 4851, alte 53) und dicht an der Straße vom Bahnhof Seitschen nach Zockau, die hier noch südlich der Bahnlinie verläuft¹⁾. Im Zuge der Neulandgewinnung war der Wald hier gerodet

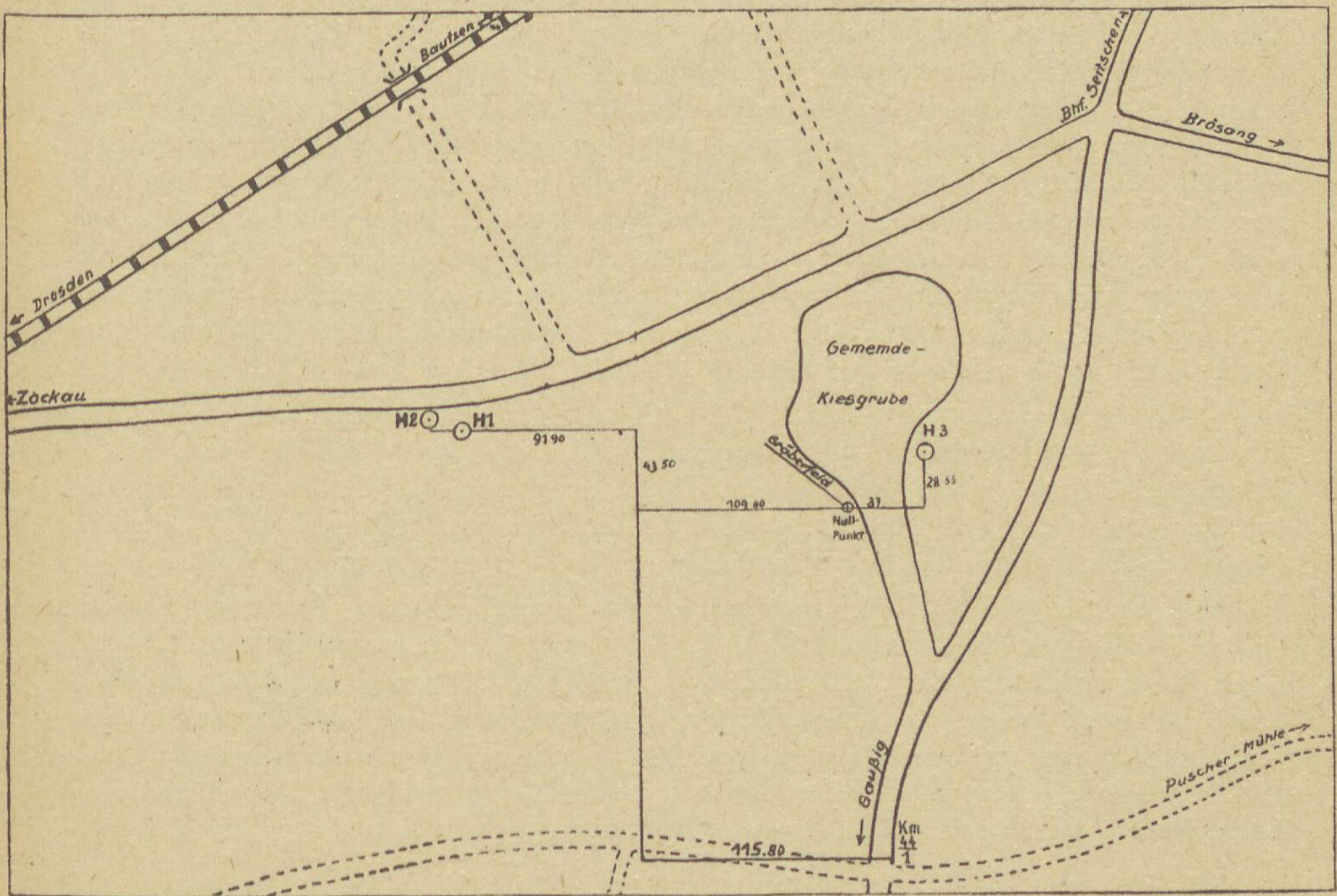


Abb. 1. Lage der Hügel. 1:5000.

¹⁾ Zwei weitere Hügel (4 und 5) befinden sich ebenfalls auf Flurstück 420 und konnten am 17. September 1949 in die Landesdenkmalliste B eingetragen werden. Dabei liegt Hügel 4 69,90 m westlich von KM 1 44 und 29,80 m nördlich davon und hat einen Durchmesser von 11,40 m bei einer Höhe von 0,80 m; Hügel 5 ebenfalls 69,90 m westlich und 47,30 m nördlich bei einem Durchmesser von 13,90 × 16,30 m und einer Höhe von 1,10 m. Der Hügel 5 hat Eintiefungen, die wahrscheinlich von früheren „Grabungen“ stammen.

worden, und der Boden stand kurz vor der Bearbeitung. Auf dem Verhandlungswege wurde ein Aufschub der Bestellung bis nach der Untersuchung des kleinen Geländestreifens erreicht.

Die beiden Hügel (Hügel 1 und 2), deren Abstand von Mitte zu Mitte 19 m betrug, waren im Gelände nur schwer zu erkennen, da die ihnen verbliebene Höhe nur gering war und sie bereits am oberen Rande des flachen Hanges lagen. Es muß damit gerechnet werden, daß beim Bau der Straße, die hier gleichsam den Kamm bildet, weitere Hügel zerstört wurden, und daß bei früheren Rodungsarbeiten ebenfalls Reste ähnlicher Anlagen verschwanden. Inwieweit die Frenzelschen Hügelgräber im Seitschener Hay (bis Hügel XIX bekannt) zu diesem Gesamtkomplex gehören oder deren zeitliche und kulturelle Fortsetzung bilden, ist nicht ersichtlich, da Frenzel wohl Grabphotos veröffentlichte²⁾ und den Grabaufbau beschrieb³⁾, leider aber kein Fundmaterial vorlegte. Auch im Bautzner Museum ist nichts davon erhalten, da die unaufgearbeiteten Scherbenmassen in der ehemaligen Mühlbastei im Kriege mit vernichtet wurden. Nach Frenzels Angaben handelt es sich jedenfalls um Keramik aus der Mittelbronzezeit, der sogenannten älteren Lausitzischen Kultur. Es wäre hier wünschenswert gewesen, die Verbindungsmöglichkeiten aufzuzeigen und für kulturelle Entwicklungen Unterlagen vorzulegen. Man hätte dann vielleicht das Problem der Entstehung der sogenannten Lausitzischen Bronzezeit näher beleuchten können⁴⁾. So aber ist die Rolle der Aunjetitzer Kultur bei der Bildung der Lausitzischen — wenn überhaupt Beziehungen anerkannt werden — und die von Frenzel behauptete Ableitung der Grabformen wenigstens für unseren Fundort nicht zu untersuchen. Dabei wäre nach der weiteren Aufrollung der Frage der altbronzezeitlichen Hügel (Mont. II), die die Verbindung zwischen unseren Aunjetitzern und denen der Mittelbronzezeit wenigstens zeitlich darstellen könnten, durch Smolla⁵⁾ bei der Veröffentlichung der Biehlaer Inventare auch hier sicherlich manches zu sagen gewesen. So aber bleiben uns lediglich die Vergleiche mit den anderen Aunjetitzer Grabverbänden der Oberlausitz und ein kurzer Einblick in die Verknüpfungen dieser ältestbronzezeitlichen Kultur mit schnurkeramischen Elementen der ausgehenden Jungsteinzeit (zunächst einmal nur Burk, Naundorf bei Zehren und Gaußig).

Die Gaußiger Grabung konnte an 12½ Tagen zwischen dem 9. und 25. August 1948, die oft unter der Ungunst der Witterung zu leiden hatten, durchgeführt werden⁶⁾. Die Kürze der Zeit und die geringe Zahl der Mitarbeiter, die anfallenden Steinmassen und großen Blöcke sowie die technischen Schwierigkeiten⁷⁾ verlangten das Äußerste an intensiver Arbeit und täglicher Stundenzahl. Die Ergebnisse waren folgende:

Hügel 1 (Tafel 1 und 2): Bei einem Durchmesser von 15 m hatte diese Anlage noch eine Höhe bis zu 0,5 m (s. Plan Abb. 2). Die Gesamtgrabungstiefe betrug 1,50 m. Gegraben wurden zunächst der NO- und der SW-Quadrant; nach der Aufnahme der Profile konnten dann die beiden anderen freigelegt werden. Im Ostteil wurde in der Steinlagerung eine größere Störung beobachtet, die über die obere Grenze der Kulturschicht reichte; daß sie mit den Rodungsarbeiten in Zusammenhang gebracht werden kann, ist nicht wahrscheinlich, da sich die gestörten Steinlagen bis in die tieferen

²⁾ Der Forschungsstand der Vorgeschichte in der Oberlausitz, 1927, Abb. 23 und 24. Bildet Oberlausitzer Heimatstudien 11. Auch in Mannus 19, 1927.

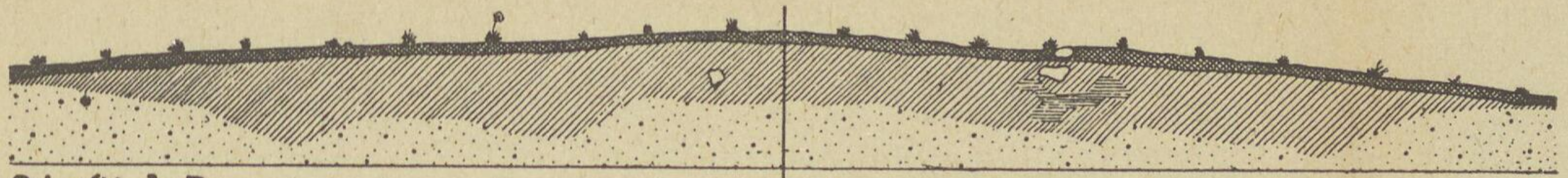
³⁾ A. a. O., 32.

⁴⁾ W. Coblenz, Die Grabfunde der Mittelbronzezeit Sachsens, 1946 (Manuskript).

⁵⁾ Strena Praehistorica, 1948, 90 ff.

⁶⁾ Beteiligt waren von unserm Amt neben dem Berichtstatter A. Pietzsch und J. Protiva, vom Stadtmuseum Bautzen J. Heiduschka.

⁷⁾ So mußte auf dieser baumlosen Grabungsfläche zum Beispiel bei allen 40 „Luftaufnahmen“ eine 8½ m lange Obstleiter bestiegen werden, für deren „Balance“ beim Aufsteigen zwei Mitarbeiter zu sorgen hatten.

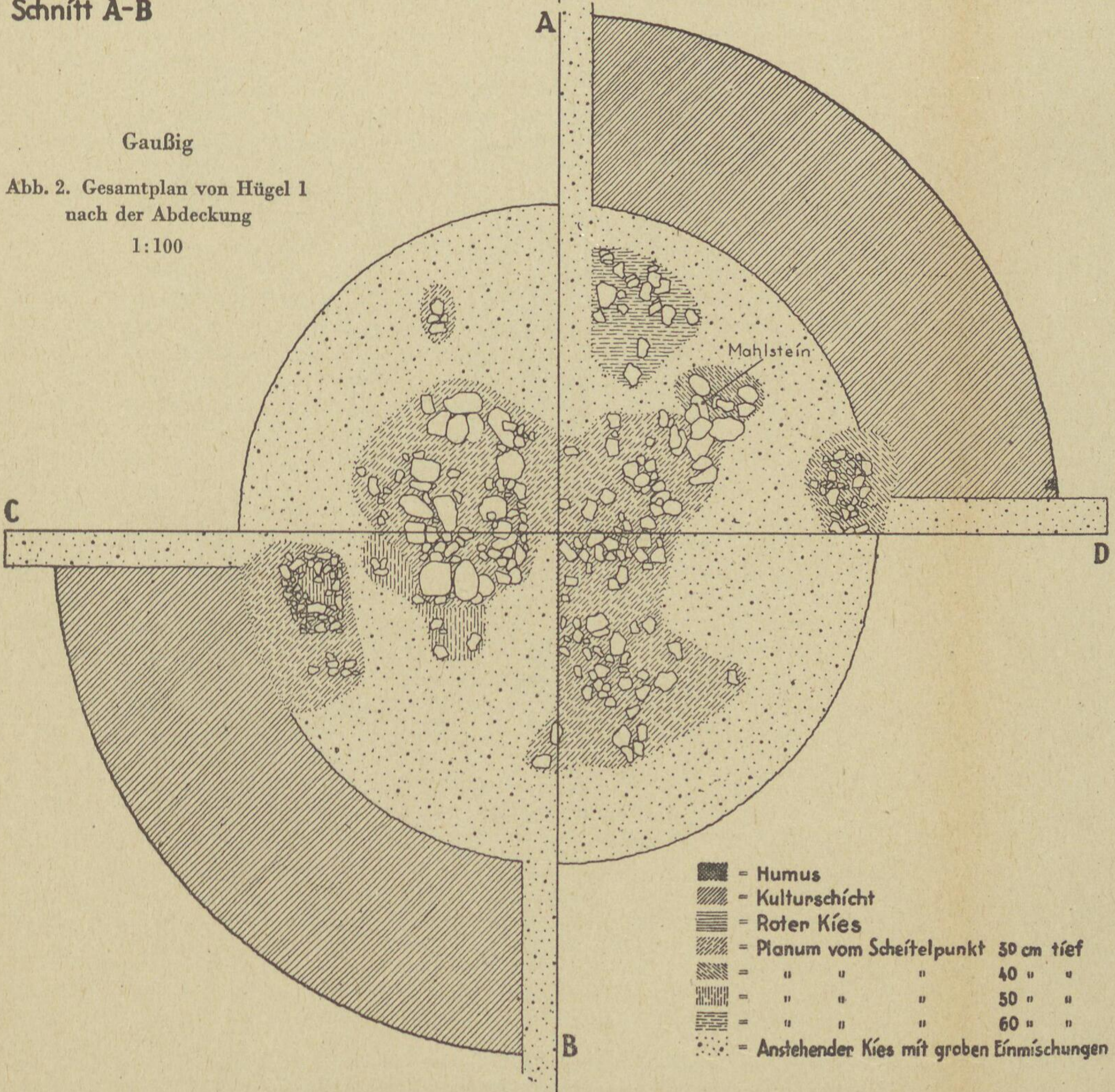


Schnitt A-B

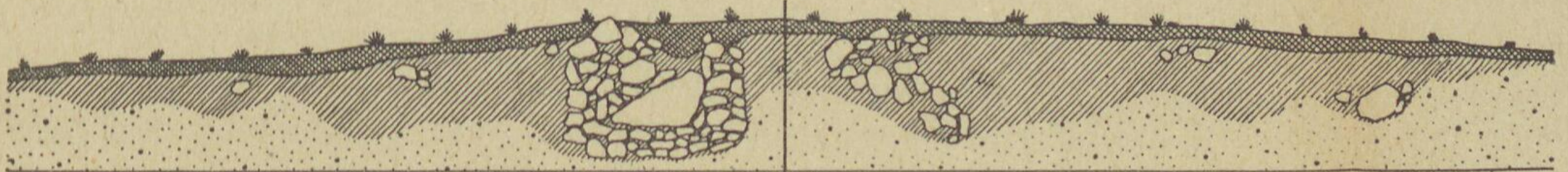
Gaußig

Abb. 2. Gesamtplan von Hügel 1
nach der Abdeckung

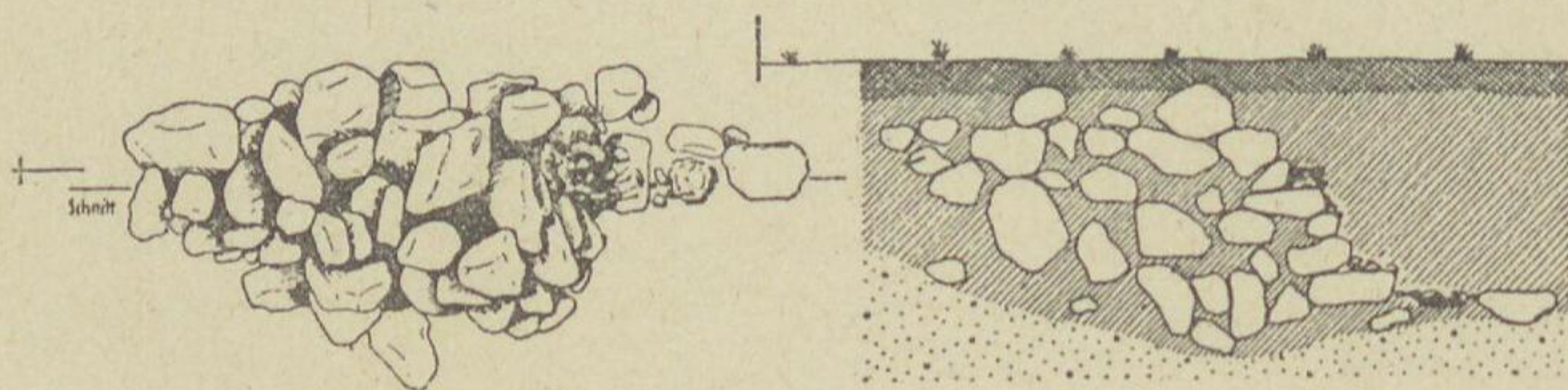
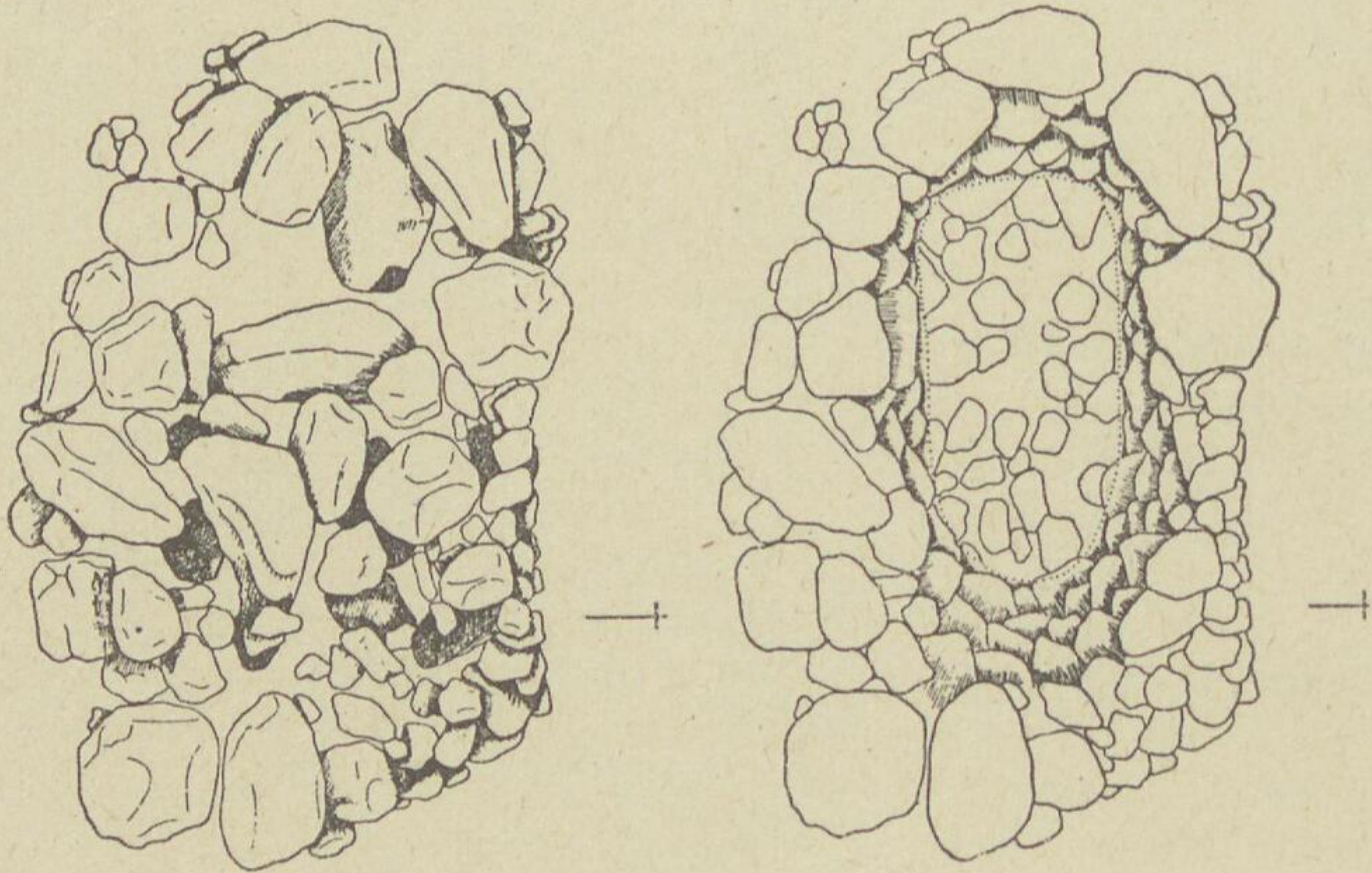
1:100



- = Humus
- = Kulturschicht
- = Roter Kiesel
- = Planum vom Scheitelpunkt 50 cm tief
- = " " " 40 " "
- = " " " 50 " "
- = " " " 60 " "
- = Anstehender Kiesel mit groben Einmischungen



Schnitt C-D



1:50

Gaußig

Abb. 3. Steinpackungen in Hügel 1

Oben: Fundlere Anlage im Westteil, links mit und rechts ohne Decke
 Unten: Packung mit Schnurkeramik im Ostteil, Aufsicht und Schnitt

Kulturschichten erstreckten. Die Störung befand sich im Bereich der schnurkeramischen Reste. Unter dem Steinpackungsmaterial fiel ein einwandfreier Mahlstein auf. Im Westteil des Hügels lag die große Steinpackung, und zwar ziemlich parallel zur Nordsüdachse und im CB-Quadranten (s. Plan) eine fundleere wannenartige Setzung aus meist faustgroßen Steinen, über deren Bedeutung keine Aufschlüsse gewonnen wurden. Zur Anlage der Steineinbauten waren grubenartige Vertiefungen geschaffen worden, wie überhaupt im Gesamtbereich des Hügels die Kulturschicht weit in den Kiesuntergrund hinabreicht. Die Grabanlagen ruhten also nicht auf der ursprünglich ebenen Erde, um dann durch den Hügel überdeckt und geschützt zu werden, sondern wurden ausgeschachtet. Eine gut erhaltene Steinpackung lag im Westteil (s. Abb. 2 Schnitt C D — West und Abb. 3 oben links mit Decke, oben rechts nach Entfernung der Decke) und war von Nord nach Süd orientiert. Ihre größte Länge betrug 2,90 m bei einer Breite von 1,90 m und einer Höhe bis 1,30 m. Die Decke bestand aus großen Blöcken von mehreren Zentnern Schwere, die zum Teil ins Grabinnere gestürzt waren. Die Wände waren aus kopfgroßen Steinen aufgerichtet, das Bodenpflaster war aus bis zu drei Lagen ebensolcher Steine zusammengestellt. Die innere Tiefe dieser wannenartigen Setzung betrug noch 0,70 bis 0,80 m, die Ausdehnung am Bodenpflaster $1,50 \times 0,70$ m. Der zur Bestattung offene Eingang lag an der SO-Ecke, wo die Art der Steinfüllung und die Bodenbeschaffenheit über eine spätere Schließung dieser Lücke keinen Zweifel lassen. Irgendwelche Spuren der Leiche oder von Holzeinbauten konnten nicht erkannt werden. Wenn schon die starke Luftdurchlässigkeit des kiesigen Bodens keine diesbezüglichen Reste erwarten ließ, konnte doch zumindest mit Bodenverfärbungen gerechnet werden. Hinzu kommt noch die vollkommene Fundleere dieser Anlage.

Östlich der Nordsüdachse fanden sich die Reste einer weiteren Steinpackung (Abb. 2: Schnitt C D, Ostteil; Abb. 3 unten links: Aufsicht, unten rechts: Schnitt) mit einer verbliebenen Breite von 1,70 m (oder 2,10 m, wenn der östlichste Stein kein abgestürzter, sondern in ursprünglicher Lagerung verbliebener sein sollte), einer Länge von noch 1 m und einer Höhe bis zu 0,80 m. Am östlichen Rande dieser Packung konnten die Reste einer Schnuramphore und das Randstück eines weiteren schnurverzierten Gefäßes geborgen werden. Dabei lagen die Scherben des Gefäßhalses 0,40 m höher als der Boden (bei einer größten Höhe des Gefäßes von 27,6 cm). Auch hier muß also eine Verlagerung stattgefunden haben.

Es muß noch bemerkt werden, daß schnurkeramische Gefäßreste auch in der Gaußiger Gemeindokiesgrube, also 200 m von unserem Hügel 1 entfernt, gefunden wurden, daß damit also wahrscheinlich die jungsteinzeitliche Fundstelle eine größere Fläche einnimmt.

Gefäßbeschreibung: Vierhenklige Schnuramphore mit kleiner Standfläche, steil gewölbtem Unterteil, kugligen Bauch und Schulter und ohne Absatz aufsitzendem, kurzem, fast zylindrischem Hals mit geringer Schweifung. Die Henkel befinden sich auf der Schulter und sind schräg von rechts oben nach links unten aufgesetzt. Schulterverzierung: Zwischen jedem Henkelpaar ein schräg gefülltes hängendes Dreieck, dessen linke Begrenzung die Richtung des oberen schrägen Henkelansatzes betont. Halsverzierung: 8 horizontale Schnurlinien. Ergänzt. Profil, Größe und Verzierungssystem gesichert. Fleckig braungelb mit grauen Tönen, dünner Überfang, fein gemagert, Brand weich bis mittelhart.

Maße: Größte Höhe 27,6 cm; größte Weite (+ Henkel) 26,8 cm; Mündungsdurchmesser 10,5 cm; Bodendurchmesser 7,4 cm; Henkelhöhe 3,85 cm; Henkelbreite 2,6 cm; Henkeldicke 0,8 cm; Wandstärke 0,5—0,8 cm; Bodenstärke 0,8 cm (Tafel 5). Landesmuseum.

Hügel 2 (Tafel 3 und 4) wies bei einem Durchmesser von 8 m noch eine Höhe von 0,30 bis 0,35 m auf (Abb. 4). Es mußte bis zu einer Tiefe von 1,35 m gegraben werden. Die bei der Freilegung des NO- und SW-Quadranten zutage gekommene Packung war zentral gelegen. Auch hier hatte man zur Bestattung eine grubenartige Vertiefung geschaffen. Die Steinpackung hatte eine Ausdehnung von $2,90 \times 1,80$ m bei einer Höhe von 0,90 m und lag in Nordsüd-Richtung. Den oberen Rand und die Decke

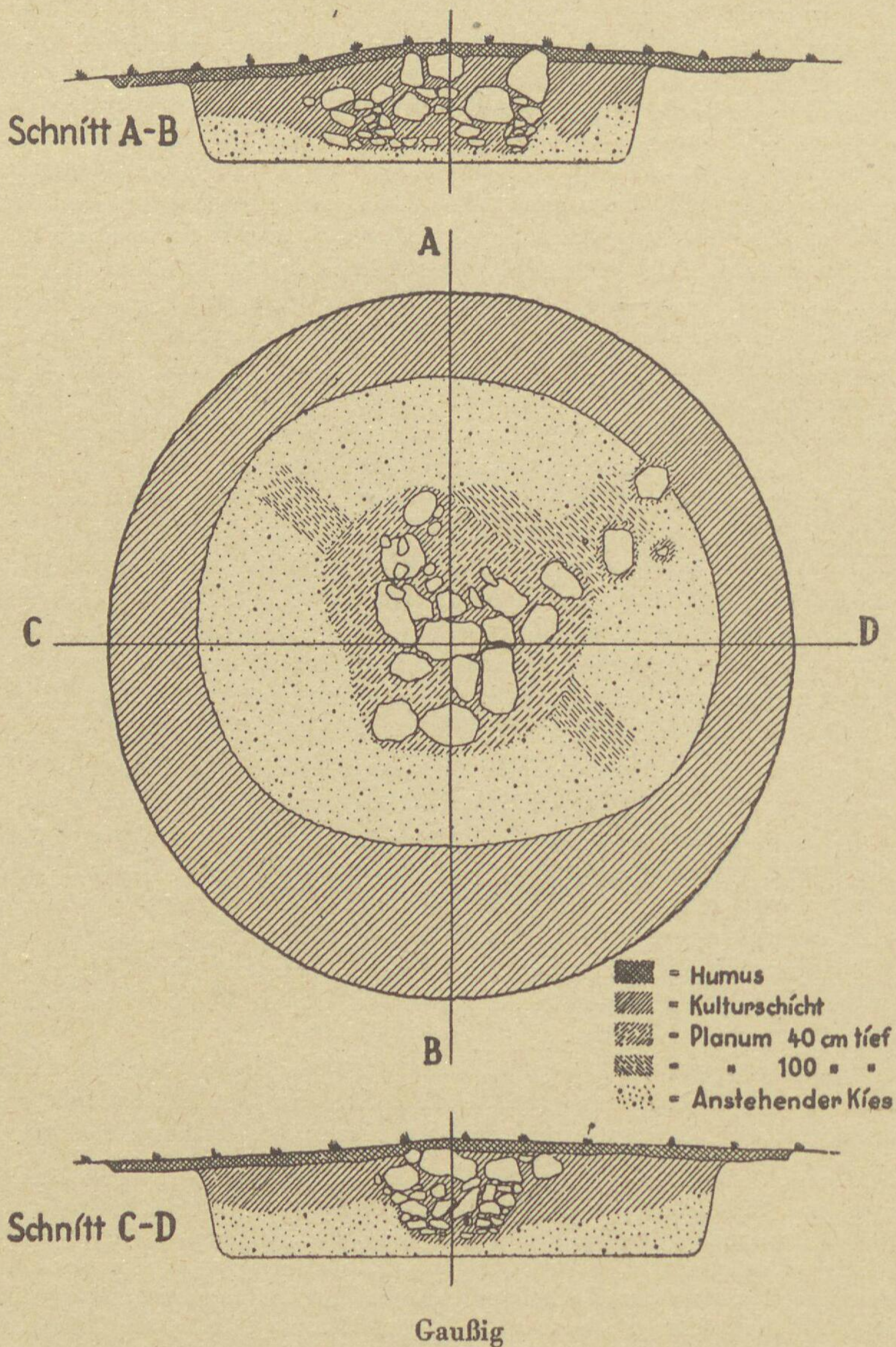
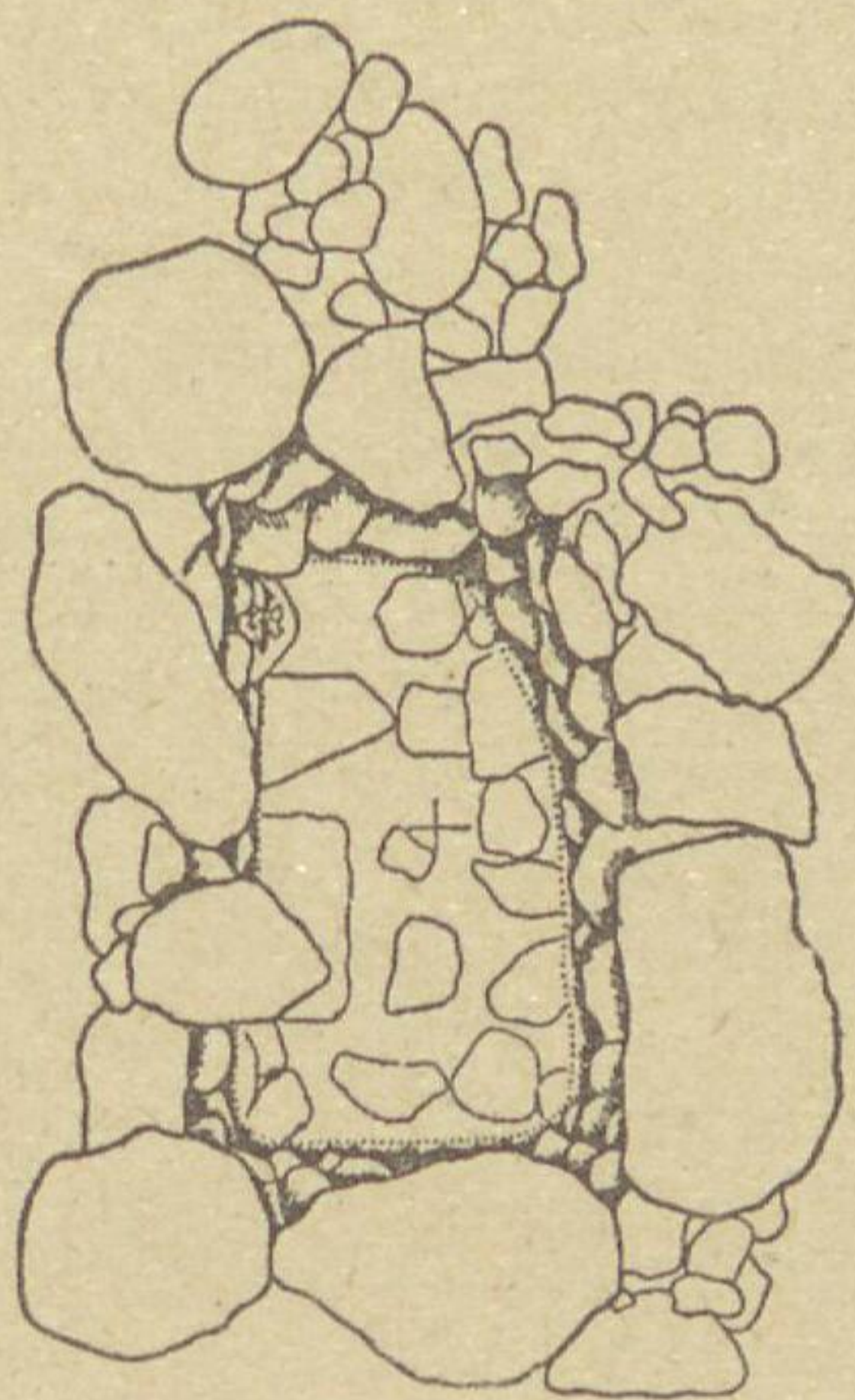
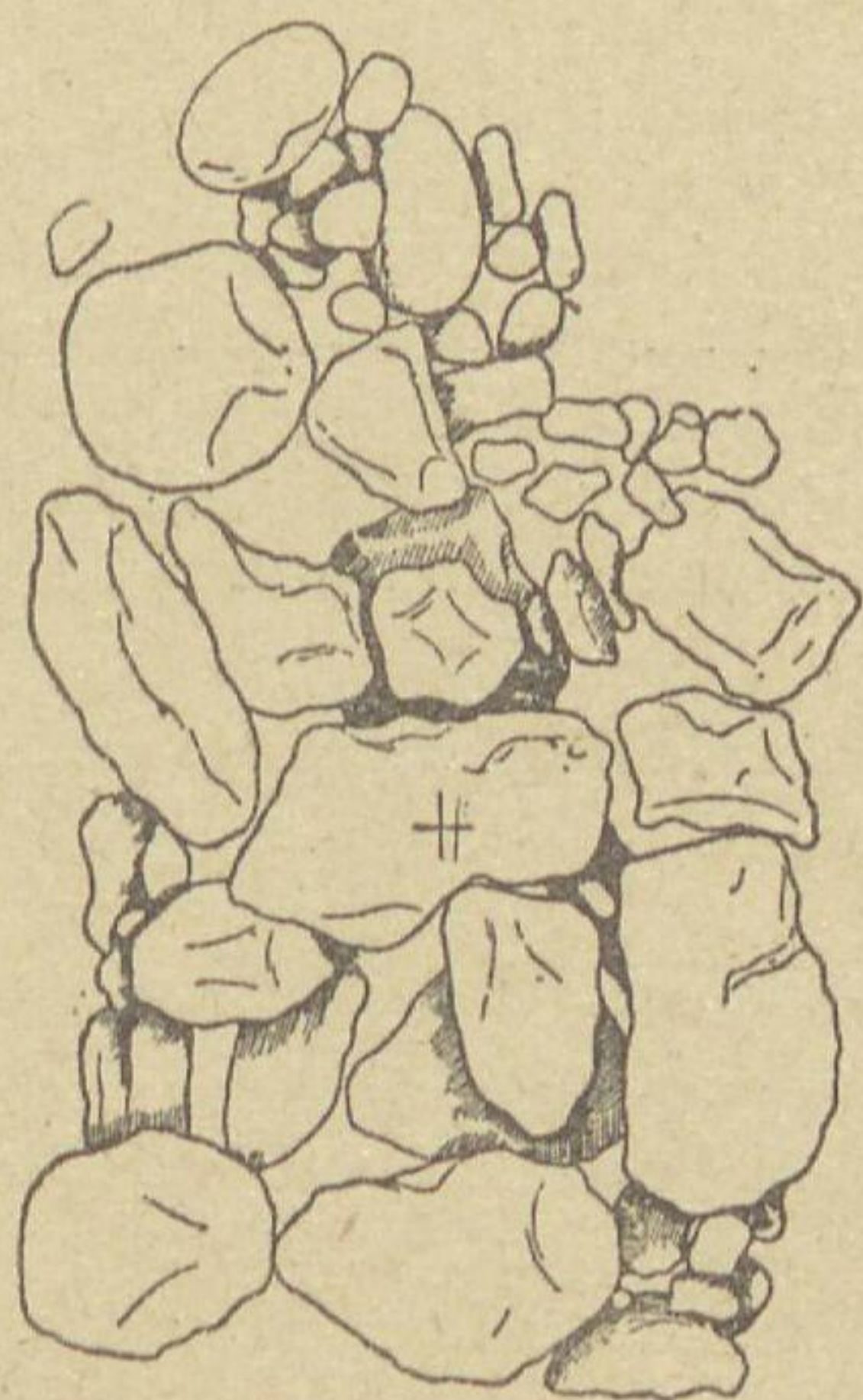
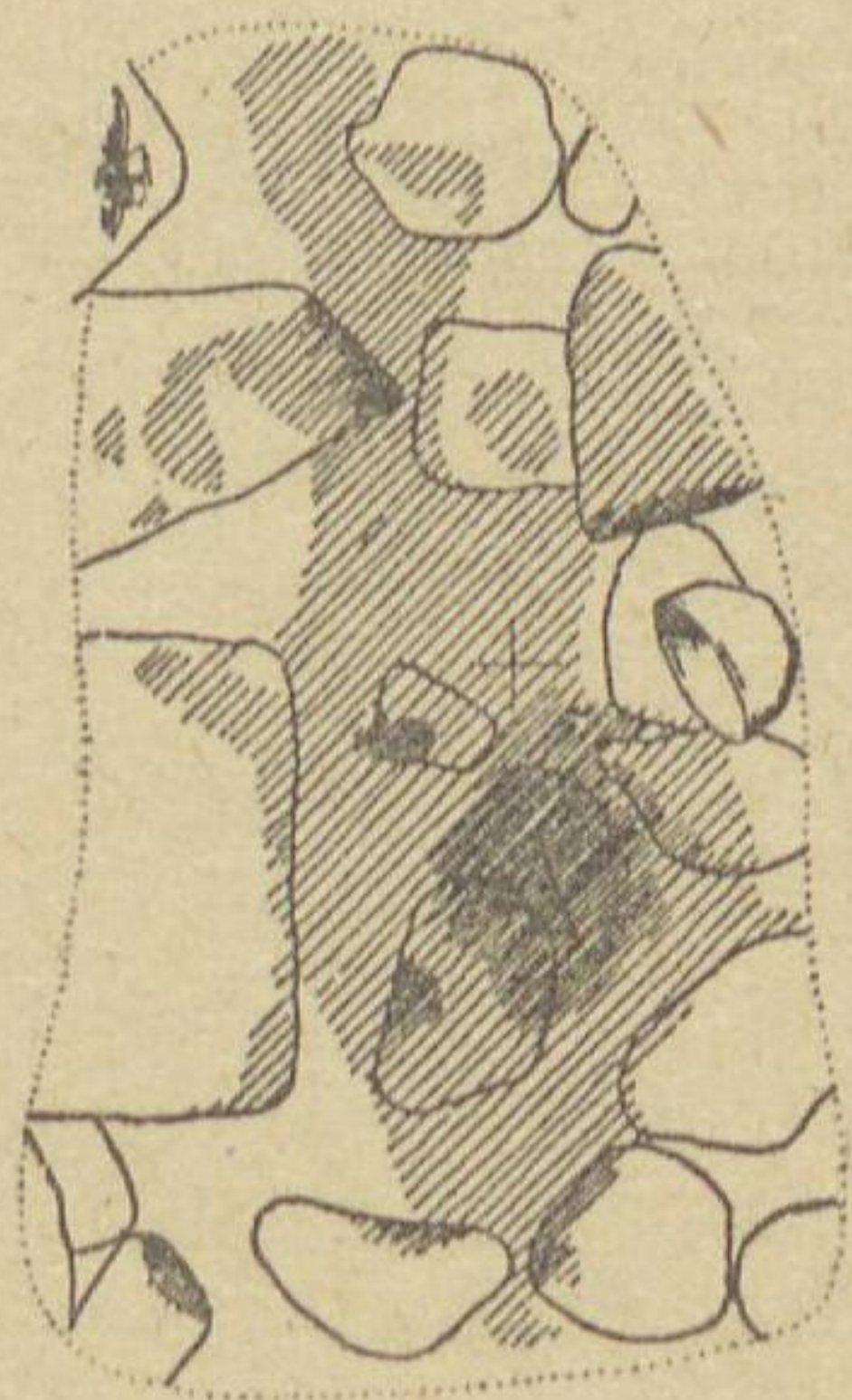


Abb. 4. Hügel 2 nach der Abdeckung der obersten Schicht. 1:100.

bildeten wiederum große Blöcke. Der deutlich erkennbare Eingang lag hier im Norden, wohin auch mehrere Decksteine abgerutscht waren (Abb. 5 oben). Das Innere der Grabanlage maß $1,20 \times 0,75 - 0,40$ m, die innere Tiefe 0,50 m. Das Bodenpflaster war hier nur durch wenige Steine angedeutet und sehr lückenhaft. Ein deutlicher Leichenschatten zeichnete sich darauf ab (Abb. 5 unten). An der Ostwand fand sich auf einer Steinunterlage ein halbkugliger Napf mit Griffzapfen, der nach dem Toten zu gekippt war, ebenfalls auf einer Steinunterlage wurden am Nordende der West-



1:50



1:25

Gaußig

Abb. 5. Steinpackung in Hügel 2. Oben: Links mit und rechts ohne Decke.

Unten: Lage des Leichenschattens mit und ohne Steinumrandung.

wand die Reste eines Henkeltopfes und einer großen Schale geborgen, im Südteil mit dem Kopf nach Süden eine Ösenkopfnadel. Nach der Lage der Beigefäße (Napf in Armgegend, andere Gefäße hinter den Füßen), der Nadel und des Leichenschattens muß angenommen werden, daß der oder die Tote in rechtsseitiger leichter Hockerlage mit dem Blick nach Osten, dem Kopf im Süden und den Füßen im Norden beigesetzt wurde. Die hier gefundene Lage der Funde zum Körper ist durch mehrere gleichartige Bestattungen bezeugt.

Funde: Bronzene Ösenkopfnadel (böhmische Ösennadel), Spitze abgebrochen, unterer Schaftteil leicht gebogen, Schaft nach dem Nagelkopf zu dicker werdend; die senkrecht auf dem Kopf stehende Öse ist etwas seitlich verlagert, so daß die Durchbohrung nicht genau über der Nagelkopfmitte zu liegen kommt.

Grün patiniert, blasig, besonders das Oberteil des Schaftes.

Maße: Länge 8,7 cm; Durchmesser des Nagelkopfes 0,65 cm; Höhe der Öse 0,25 cm; Durchmesser der Ösendurchbohrung 0,2 cm; Schaftdurchmesser 0,2—0,5 cm. (Tafel 7 oben.)

Große Schale mit kräftig gebauchtem Leib, deutlichem Schulterknick und niedrigem, geschweiftem Trichterhals (Henkelknubbe auf der Schulter?). Ergänzt.

Rotbraun, ockergrau, gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt. Maße: Größte Höhe 16,4 cm; größte Weite 26,2 cm; Bodendurchmesser 9,5 cm; Wandstärke 0,5—0,7 cm; Bodenstärke bis 0,8 cm. (Tafel 6.)

Napf mit flacher Standfläche, halbkugligem Leib und ganz leicht ausschwingendem Rand. Über der Mitte der Wandung ein Griffzapfen. Gelbbraun, dünner glatter Überfang, kräftig gemagert (Glimmer), mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 7,1 cm; größte Weite 12,4 cm (+ Zapfen); Bodendurchmesser 5 cm; Knubbenhöhe 1 cm; Knubbenbreite 2,3 cm; Wandstärke 0,6—0,7 cm; Bodenstärke 1 cm. (Tafel 6.)

Reste eines Topfes mit weit ausgewölbtem Unterteil, kugligem Leib und auf der Schulter aufsitzendem schmalem Henkel. Profil bis zum oberen Henkelansatz gesichert.

Grau und braun gefleckt, glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe der Ergänzung 15,1 cm; größte Weite der Ergänzung (+ Henkel) 23,5 cm; Mündungsdurchmesser 17,6 cm; Bodendurchmesser 10,2 cm; Wandstärke 0,7 cm; Bodenstärke 0,5 cm. (Tafel 6.) Sämtlich Landesmuseum.

Nach der Bauart der großen wannenartigen, fundleeren Steinsetzung im Hügel 1 kann eine engere Bindung zur Aunjetitzer Steinkiste nicht verkannt werden. Wie aber kommt die schnurkeramische Packung mit der Amphore in den gleichen Hügel? Es ist doch immerhin auffällig, daß keine der beiden Steineinbauten dieses Hügels im Zentrum liegt, so daß man dann von der anderen auf eine Nachbestattung schließen könnte. Es ist im Gegenteil so, daß beide Anlagen gleichweit von der Mitte entfernt sind (s. Plan, Abb. 2, Schnitt C—D), so daß fast der Eindruck entstehen könnte, daß beide gleichzeitig angelegt worden sind. Es muß daher besonders bedauert werden, daß die große Steinkiste der Aunjetitzer Bauart fundleer blieb; trotzdem werden wir Berührungen und Verbindungen zu dieser Kultur auch im Hügel 1 nicht stichhaltig ablehnen können. Dazu kommt, daß in Hügel 2, der entsprechend seiner nur einfachen Bestattung kleiner ist, sonst aber im Aufbau dieselben Merkmale trägt wie der größere, ganz einwandfrei Aunjetitzische Beigaben zu der bekannten steinkistenförmigen Setzung kamen. Die zeitliche Berührung der beiden auf unserm Fundplatz angetroffenen Kulturen ist auch von anderen Orten bekannt und wird noch dadurch bestätigt, daß immer mehr schnurkeramische Verbände entdeckt und veröffentlicht werden, die bereits Metallbeigaben führen.

Auch für die Oberlausitz sind gleichartige Befunde veröffentlicht worden. Schon Frenzel⁸⁾ hat Berührungen zwischen der endsteinzeitlichen Schnurkeramik und der frühbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur erwähnt. Leider ist entweder Grabungsbericht und Material nicht mehr faßbar, so daß der Zusammenfund beider Kulturen von Nadelwitz bei Bautzen⁹⁾ und vom Fuß des Mönchswalder Berges bei Lehn (Siedlungsgrube¹⁰⁾) nicht geprüft werden kann, oder die Angaben Frenzels widersprechen sich in seinen verschiedenen Veröffentlichungen so stark — Fundortsangaben und Deutung der Fundart gehen vielfältig durcheinander —, daß der Wert des Stiebitz-Rattwitzer Fundes zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt¹¹⁾.

⁸⁾ Bautzener Geschichtshefte 15, 1937, 1 ff.

⁹⁾ A. a. O., Tafel 1 unten.

¹⁰⁾ A. a. O., Tafel 2 unten.

¹¹⁾ Vgl. P. Z. 21, 1930, 336 (Bierbaum).

Es gibt in Sachsen weitere Fundplätze, auf denen sich Aunjetitzer Kultur neben Schnurkeramik findet. Dabei liegt die Fundstelle auf der Burker Höhe¹²⁾ nur wenige Kilometer von Gaußig entfernt, während sich Naundorf¹³⁾ im Gebiet der reinen mitteldeutschen Aunjetitzer Kultur, wie sie von Neumann bearbeitet wurde¹⁴⁾, befindet. Vergleichen wir nun unsere Gaußiger Hügel mit den Gräbern von Burk und Naundorf, so ist zunächst die Richtung der Gräber mit Burk gemeinsam. Sie sind sämtlich in Nord-Süd-Orientierung angelegt. In Naundorf wird für Grab 2 (Aunjetitz) die Richtung von Südost nach Nordwest angegeben. In Burk zeigen sich keinerlei Anzeichen von Hügeln. Man kann auch hier nicht annehmen, daß derartige Reste im Laufe der Jahrhunderte bei Kultivierungsarbeiten verschwanden, da die Möglichkeit zu Rückschlüssen auf Hügel vollkommen fehlen. Schon der geringe Abstand der Gräber voneinander, der kaum mehr als 10 m ausmacht, bisweilen aber 8 oder gar 5 m kaum erreicht, schließt das aus. Für Naundorf fehlen ebenfalls jegliche Anzeichen für Hügel. Gaußig ist unseres Erachtens der östlichste Fundplatz mit Hügeln aus der Aunjetitzer Kultur.¹⁵⁾ Auch die Betrachtungen der Größenverhältnisse der Steinpackungen bringen sehr viel Vergleichbares. Die Größe beträgt innerhalb gewisser Schwankungen $3 \times 2 \text{ m}^1$). Zunächst wurden bei Burk 1938 auch keine Beobachtungen über besondere Eingänge gemacht. Erst die Steinkisten 9 und 10 zeigten im Westen Teile der Grabwandung mit vom allgemeinen Aufbau abweichender Gestaltung, die nach der Bestattung geschlossen worden waren. In Gaußig war dieser Eingang bei Hügel 1 in der Südostecke, bei Hügel 2 in der Nordostecke der Steinpackung¹⁷⁾. Auffällig ist auch, daß sowohl in Gaußig (Hügel 2) als auch in Burk, Grab 8 und 13, rechtsseitige Hocker zu erkennen sind, deren Kopf im Süden mit dem Blick nach Osten liegt. Die Ösenkopfnadel befand sich stets in der Brustgegend¹³⁾ und soll lediglich in

¹²⁾ Sachsens Vorzeit 1939, 21—51; dazu zwei ältere Gräber von 1926 und 1927 (W. Frenzel, Die Totenstadt von Burk bei Bautzen, 1929).

Fr. Lehmann, Bautzener Geschichtshefte XVII, 1939, 24 ff.

¹³⁾ Naundorf bei Zehren, Kreis Meißen.

Die Veröffentlichung der dortigen sieben Gräber steht noch aus und soll demnächst nachgeholt werden.

Frenzel, Radig, Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, 133 (Radig) und 169 (Reche).

Sachsens Vorzeit 1938, 34 ff.: H. Euler, Zum Unterkiefer des Hockerskelettes der Schnurkeramik von Naundorf bei Zehren.

Kurze Inhaltsangabe der Gräber:

- 1: Liegender Links-Hocker, Amphore am Fußende, Schnurbecher vor den Händen, Becher und Amphore vor der Brust, Wetzsteinbruchstück, Feuerstein-Klopfstein, Flachbeil.
Steinschutz ohne erkennbaren Verband.
Schnurkeramik.
 - 2: Steinpackung $3 \times 1,60 \text{ m}$ (SO—NW), 0,84 m tief, darunter Lehmschicht, kein Skelett erhalten. Ohne Keramik. Sächsisches Randleistenbeil.
 - 3: Steinsetzung aus zwei Teilen (Gesamtgröße wie bei 2). Skelett vergangen. Keramik. Kleine trianguläre Dolchklinge mit vier Nietlöchern.
 - 4: Steinpflaster etwa 3 m^2 . Zerdrücktes Skelett. Schlanker verzierter Dolch, böhmisches Absatzbeil. Topf mit geschlicktem Unterteil und getupfter Halsleiste.
 - 5—7: Drei Steinpackungen ohne Skelette (nähere Aufzeichnungen nicht erreichbar).
5: Dolchklinge ohne Niet, drei goldene Noppenringe, zwei Bronzenadeln mit durchbohrtem Kugelkopf.
6: Dolchklinge mit vier Nieten, Messerklinge.
7: Scherben eines zweihenkligen Topfes.
- 2—7: Aunjetitz.

¹⁴⁾ P. Z. 20, 1929, 70 ff.

¹⁵⁾ B. v. Richthofen (Die ältere Bronzezeit in Schlesien, 1926, 6) kennt für sein Arbeitsgebiet keine Hügelgräber dieser Epoche.

¹⁶⁾ Auch Zieschütz, Jahrbuch der Ges. f. Vorgeschichte und Gesch. der Oberlausitz, 1927, 10/11.

Burk, a. a. O., 11 und 33/34; W. Frenzel, Die Totenstadt von Burk bei Bautzen, 1929, 14—19.

¹⁷⁾ Der Westeingang ist damit nicht die Regel, wie W. Grünberg, Sachsens Vorzeit, 1938, 41 vermutet.

¹⁸⁾ Sachsens Vorzeit 1938, 44.

Frauengräbern vorkommen¹⁹⁾ (damit auch für Gaußig, Hügel 2 zutreffend). Bei der auffälligen Seltenheit dieser sonst allgemein verbreiteten Aunjetitzer Schmuckform in Sachsen²⁰⁾ muß die Häufigkeit in Burk (6 Stück) und nun auch das Auftreten in Gaußig etwas verwundern. Jedoch bildet die gesamte Oberlausitzer Aunjetitzer Gruppe eine Sondergruppe innerhalb Sachsens, die nach dem Süden, Südosten und Osten kulturelle Verbindungen stärkeren Ausmaßes vermuten läßt, trotzdem sie im Süden durch das Gebirge und im Osten durch einen ziemlich fundleeren Gürtel begrenzt erscheint. Die Aufarbeitung des Gesamtmaterials läßt hier in Verbindung mit der Darbietung der Bestände aus den Nachbargebieten schon eine gewisse formenkundliche Absonderung gegenüber Mitteldeutschland erkennen. Vielleicht helfen bald weitere Neufunde, diese Gruppe fester zu umreißen. Dann werden auch die hier nur kurz angeschnittenen Fragen des zeitlichen und kulturellen Verhältnisses zur endsteinzeitlichen Schnurkeramik einer Antwort nähergebracht werden können.

¹⁹⁾ A. a. O., 44.

²⁰⁾ A. a. O., 45.

STEINSÄGETECHNIK IN DER VORZEIT

Von Artur Pietzsch

Über die Technik des Steinsägens sind schon viele Artikel geschrieben und durch Konstruktionszeichnungen illustriert worden. Leider wurden die technischen Möglichkeiten dabei nicht immer genügend geprüft, und die einmal aufgetauchten Fehler wurden oft übernommen, so daß auch die Rekonstruktionen der Steinsägen der Kritik nicht immer standhalten.

Um sich eine Vorstellung von einem vorgeschichtlichen Sägeschnitt machen zu können, braucht man eine gewisse Kenntnis der technischen Möglichkeiten. Das richtige Wort spricht also die Praxis. Sehen wir uns eine Reihe vorgeschichtlicher Sägeschnitte an, so haben wir in der überwiegenden Zahl Objekte vor uns, aus denen die Theorie die genannten Trugschlüsse gezogen hat. Der mathematisch denkende, also der heutige Maschinenmensch, sieht eben auch die Vorgeschichtsfunde unter den Voraussetzungen unserer Zeit an und kommt mit solchen Erkenntnissen auf eine falsche Bahn. Wir brauchen nicht das gesamte Material eines Landes zu besichtigen. Das würde uns viel zu sehr verwirren, denn je größer die Zahl der Werkzeugmacher war, um so verschiedene Charaktereigentümlichkeiten finden wir an der Arbeitsweise. Oft bietet uns der glückliche Zufall aus einem kleinen Distrikt reichlich Material. Bei diesem Material sind ja am ehesten die Voraussetzungen gegeben, daß die Bearbeitungen von einem oder zumindest wenigen Menschen in gleicher Art und Technik ausgeführt wurden. Vergleicht man nun aber mehrere solcher Distrikte, so findet man schon verschiedene Arbeitsweisen und auch die Kennzeichen der verschiedenen Anwendung der Technik, die nicht von der Beschaffenheit des Sägeapparates, sondern nur von der Arbeitsart des Sägenden abhängen. Deshalb müssen wir uns, bevor wir in eine individuelle Betrachtung der vorzeitlichen Sägeschnitte eingehen, erst einmal die Gewohnheit eines sägenden Menschen der Gegenwart vor Augen halten, dazu aber auch seine Werkzeuge und Behelfsmittel zum Vergleich heranziehen. Heute sägt man wenig Stein im Handbetrieb, weil maschinell auf diesem Gebiet Erstaunliches geleistet wird.

Um alles Kommende leichter demonstrieren zu können, wollen wir das Sägen von Holz mit heranziehen, dabei aber den Tischler, Zimmermann usw., der es gelernt hat, einen Sägeschnitt nach einer gewünschten Richtung zu dirigieren, aus dem Spiel lassen. Nehmen wir eine Bügelsäge mit einem langen Blatt — das zu zersägende Holz ist also im Querschnitt bedeutend kleiner als die Länge des Sägeblattes —, so wird sich durch die schwingenden Bewegungen des menschlichen Armes die Säge nicht horizontal, sondern je nach ihrem Schwerpunkt einmal vorn und einmal hinten neigen und so das Holz an beiden Kanten tiefer einsägen, so daß ein konvexer Schnitt entsteht (s. Abb. 1).

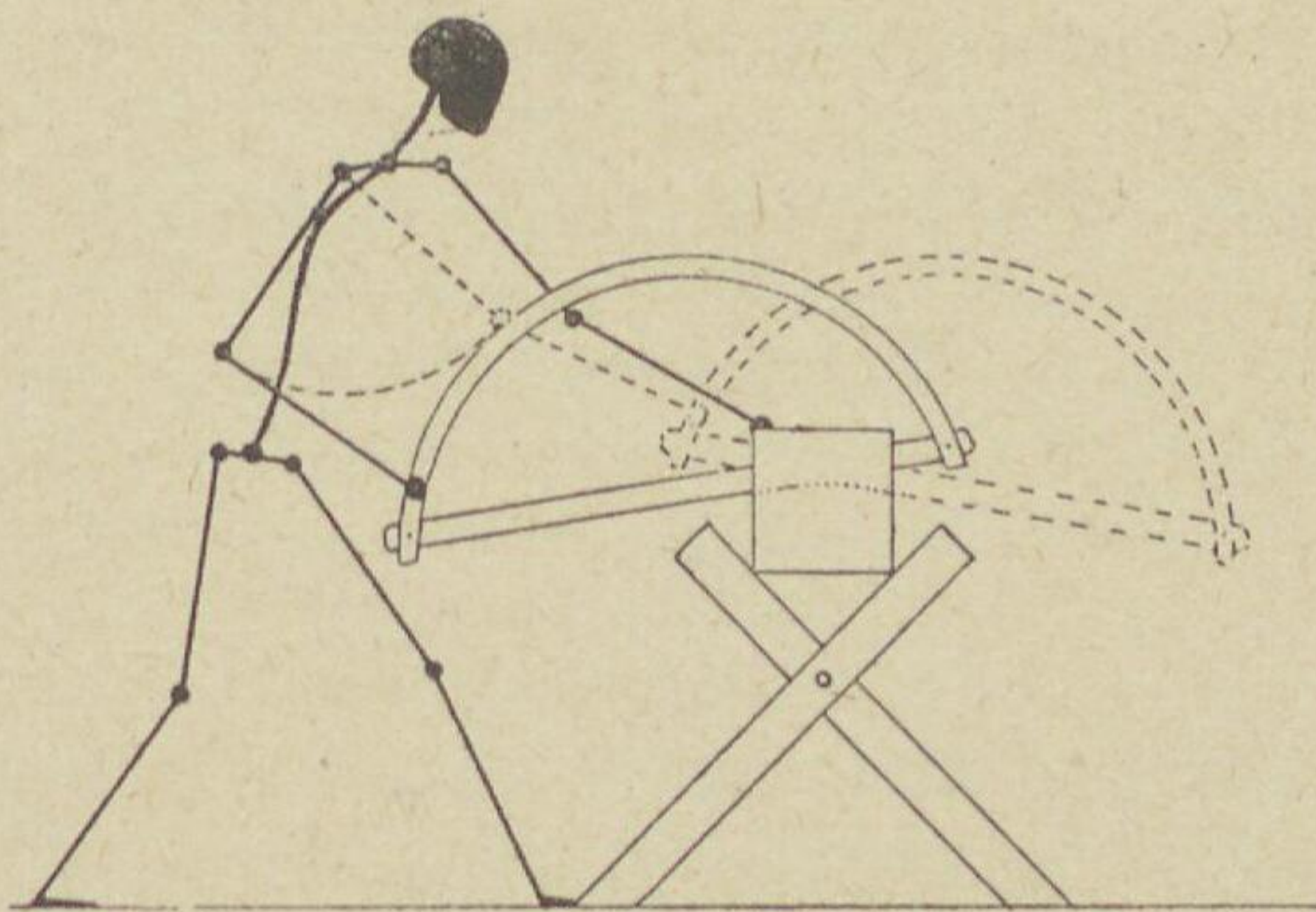


Abb. 1

Es wird immer schwer sein, einen ganz horizontalen, also parallelen Schnitt zu erzielen, auch wenn die Säge in einer Führung ginge (Gehrungssäge). Die vorgeschichtlichen Menschen haben, nach ihren Sägeschnitten zu urteilen, kein langes Sägeblatt benutzt. Sollte aber ein solcher konvexer, und zwar verhältnismäßig langer Schnitt zu finden sein, so wäre damit der Beweis eines langen Sägeblattes erbracht. Wir haben

selbst von einigen kurzen, an den Rändern niedergearbeiteten, also konvexen Schnitten abgesehen, selten einen exakt geraden Schnitt beobachten können; die meisten sind in der Mitte tiefer, also konkav. Zum Vergleich führen wir die Gratsäge an (Abb. 2).

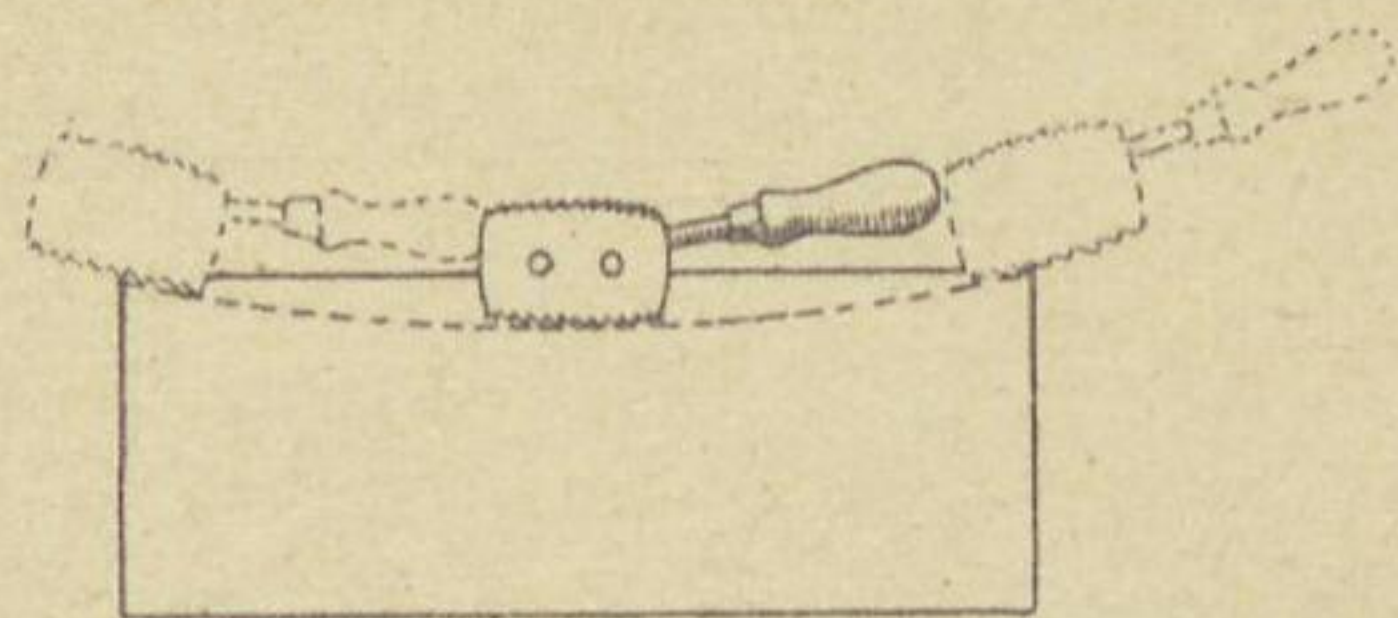


Abb. 2

Sie hat ein ganz kurzes Sägeblatt und man darf sie beim Sägen nicht ganz aus dem Schnitt führen. Daraus ergibt sich, daß die Ränder des Holzes infolge der Vorsicht bei der Führung wenig Druck erhalten und die Mitte durch das ungehemmte Arbeiten tiefer eingeschnitten wird. Je kürzer das Sägeblatt ist, um so tiefer wird die Schnittkurve in der Mitte des zu zersägenden Objektes.

Einen Drehpunkt nach dem Grad der Krümmung des Schnittes auszurechnen, halten wir für falsch. Wir haben die Vertiefungen in den vorgeschichtlichen Sägeschnitten durch das kurze Sägen (wir sagen Fitscheln) erhalten. Wenn nun das zu zersägende Steinstück schmal war — nehmen wir an, von einem Schuhleistenkeil mußte der Nacken abgesägt werden —, so ist das Sägeblatt sicherlich länger gewesen als der auszuführende Schnitt. An solchen Stücken finden wir auch tatsächlich den Schnitt, wie ich ihn oben demonstrierte (also konvex) (Abb. 5, 4b).

Es kommt noch ein zweites hinzu. Das vorgeschichtliche Sägeblatt, das wohl bestimmt aus Holz gewesen ist, nützte sich an den Ecken am stärksten ab. Diese Tatsache erklärt auch, daß bei den kürzeren Sägeblättern die konkave Schnittführung noch stärker hervortritt.

Betrachten wir uns einmal die einzelnen Schleifspuren in den Sägeschnitten, so sehen wir eine scheinbar fortlaufende Gleichmäßigkeit der Riefelungen. Wenn nun ein Mensch stunden-, ja tagelang einen Schleif- oder Sägeapparat hin- und herzieht, so werden seine Bewegungen immer mechanischer und gleichmäßiger, aber nie so gleichmäßig wie die Bewegungen, die von einem arretierten Punkt ausgehen. Das müssen wir hierbei genau beachten. Es gibt Originalstücke, an denen plötzlich mitten in der Schnittfläche ein ganz anderer Modus einsetzt, so daß man annehmen möchte, der Sägende wäre von einer anderen Person abgelöst worden (Abb. 5, 5, 8 und 9).

Bei breiten Sägeschnitten ist ein Sägeblatt mit einer Stärke von 10 mm und mehr angesetzt worden. Es schliff sich von beiden Seiten bis auf 1—2 mm Dicke nach der Schneide zu konisch ab. Die Dicke des Sägeblattes richtete sich wohl nach der Tiefe des beabsichtigten Schnittes, denn wenn das Sägeblatt bis zu dem besagten 1 mm abgeschliffen war, ging der Schleifvorgang infolge der nun keilig gewordenen Form, die das Klemmen verursachte, langsamer vor sich. Wir kennen Schnitte von 8 mm Tiefe bei einer Anfangsbreite von 4 mm. Das Verhältnis von Schnitttiefe zu Sägeblattstärke scheint durchschnittlich 2 : 1 zu sein, denn die Vergleiche 13 mm tief zu 6,5 mm breit oder 16 : 8 mm, 20 : 10 mm usw. bestätigen diese Annahme. Bei der Wahl der Dicke der Sägeblätter war man an Grenzen gebunden. Man ging nicht viel über 10 mm hinaus, weil ein zu starkes Sägeblatt wohl einen tieferen Schnitt ergab, zu diesem tieferen und breiteren Schnitt aber ein bedeutender Zeitaufwand benötigt wurde. Die Erfahrungen brachten es dazu, daß ein zweiter Schnitt bei starken Stücken — von unten angesetzt — die Absprengung sicher gewährleistete und zugleich schneller auszuführen war.

In den meisten Fällen geht der Schnitt an beiden Schnittwänden gleichmäßig konisch in die Tiefe. Das ergibt sich daraus, daß sich ja das Sägeblatt auf beiden Seiten abnützt. Wir finden aber auch Schnitte, bei denen eine Seite senkrecht und die andere Seite die Trennflächen etwas übertrieben schräg markiert (Abb. 5, 5). Diese Merkmale geben wieder Anlaß zu den wunderlichsten Vermutungen. Betrachten wir uns die Stücke jedoch genauer, so können wir feststellen, daß sie bei der Anbringung des Säge-

schnittes schief gelegen haben, oder der Sägeapparat ist schräg zur Senkrechten geführt worden. Nun zum Sägeapparat selbst.

Wir bezweifeln die Richtigkeit von Rekonstruktionen, wie sie uns Pfeiffer¹⁾, La Baume²⁾ und andere in Anlehnung an Forrers Darstellungen zeigen. Diese unzweckmäßigen Vorrichtungen sind eben aus den Berechnungen der Schnittkurve entstanden. Dabei wurden Sinn und Möglichkeit der Arbeit nicht genügend berücksichtigt. Wenn man einen Handstutzen mit dem angebrachten Sägeblatt, wie das die erwähnten Rekonstruktionen zeigen, nur für sich — den Apparat also weglassend — in die Hand nimmt, um damit den Schnitt auszuführen, ist die Arbeit bedeutend zweckmäßiger als mit dem gezeigten Apparat zu erledigen. Wenn wir errechnen, wie lang ein solcher Stutzen, sagen wir besser eine Stange sein muß, um die Kurve zum Beispiel an dem Stück von Leipzig-Wahren (Abb. 5, 1) zu ergeben, bekommen wir als Ergebnis — auf den Drehpunkt berechnet — eine Stange von $2\frac{1}{2}$ m Länge. Sollte die Stange den Schleifdruck durch eigene Schwere erzielen, so wäre damit ein Drehpunkt überhaupt illusorisch. Wäre aber ein fester Drehpunkt vorhanden, so würde sich wohl eine Pendelbewegung erzielen lassen, aber der Druck wäre damit verloren. Das zu zersägende Werkstück müßte also von unten dagegedrückt worden sein. An die dazu nötige umständliche Maschinerie glauben wir nicht. Wir müssen uns zwangsläufig auch über den Druck, der beim Sägen oder besser gesagt Schleifen nötig ist, informieren. Beim Holzsägen mit der Bügel- oder jeder anderen Säge genügt die Schwere der Säge vollkommen. Beim Steinsägen brauchen wir nicht viel mehr Druck. Die Last der oben erwähnten schweren Stange wäre also gar nicht erforderlich.

Als Schleifmittel wird in jedem Falle feiner scharfer Sand gedient haben. Unklar ist uns, wie L. Pfeiffer¹⁾ als Sägeblatt einen Feuersteinsplitter angibt, der sich beim Schleifen zu Sand verwandeln soll, um dann als Schleifmittel zu wirken.

Kommen wir nun zur Rekonstruktion

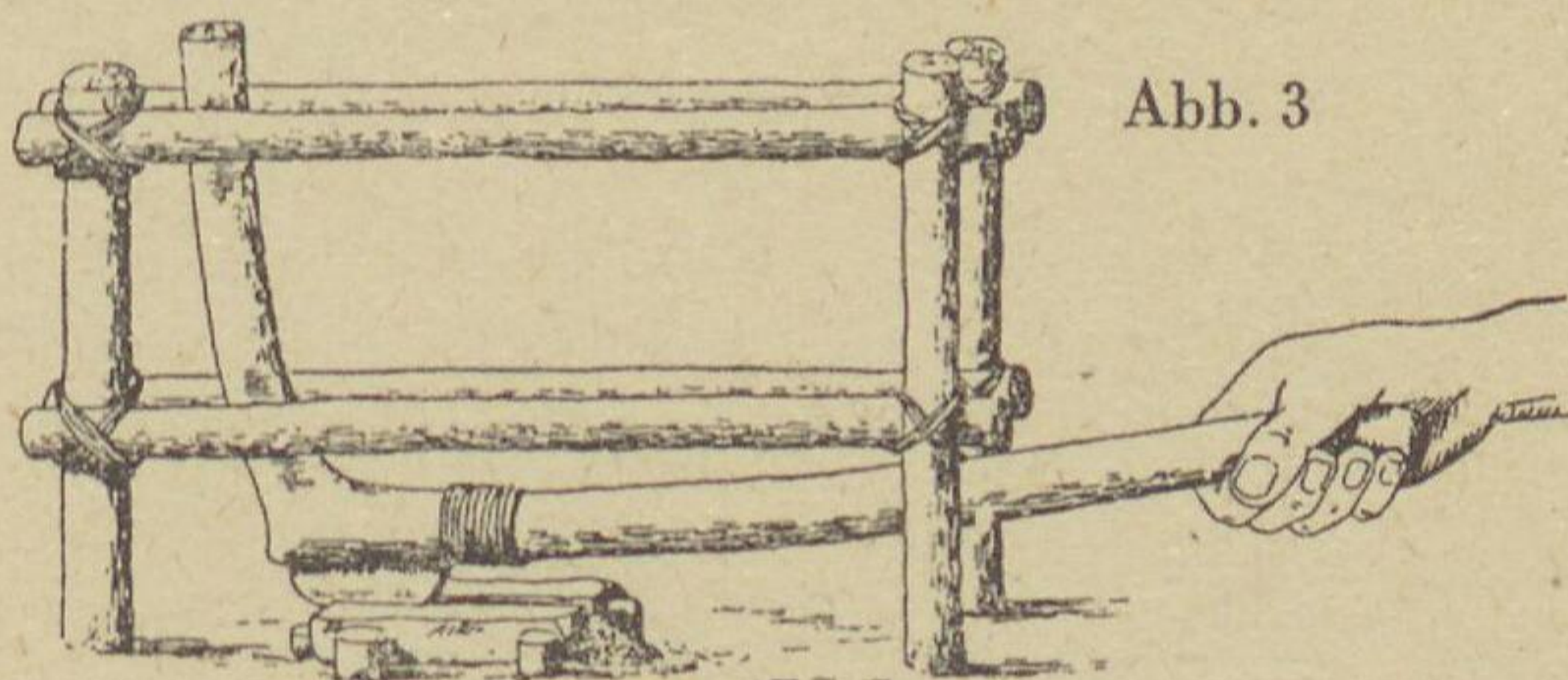


Abb. 3

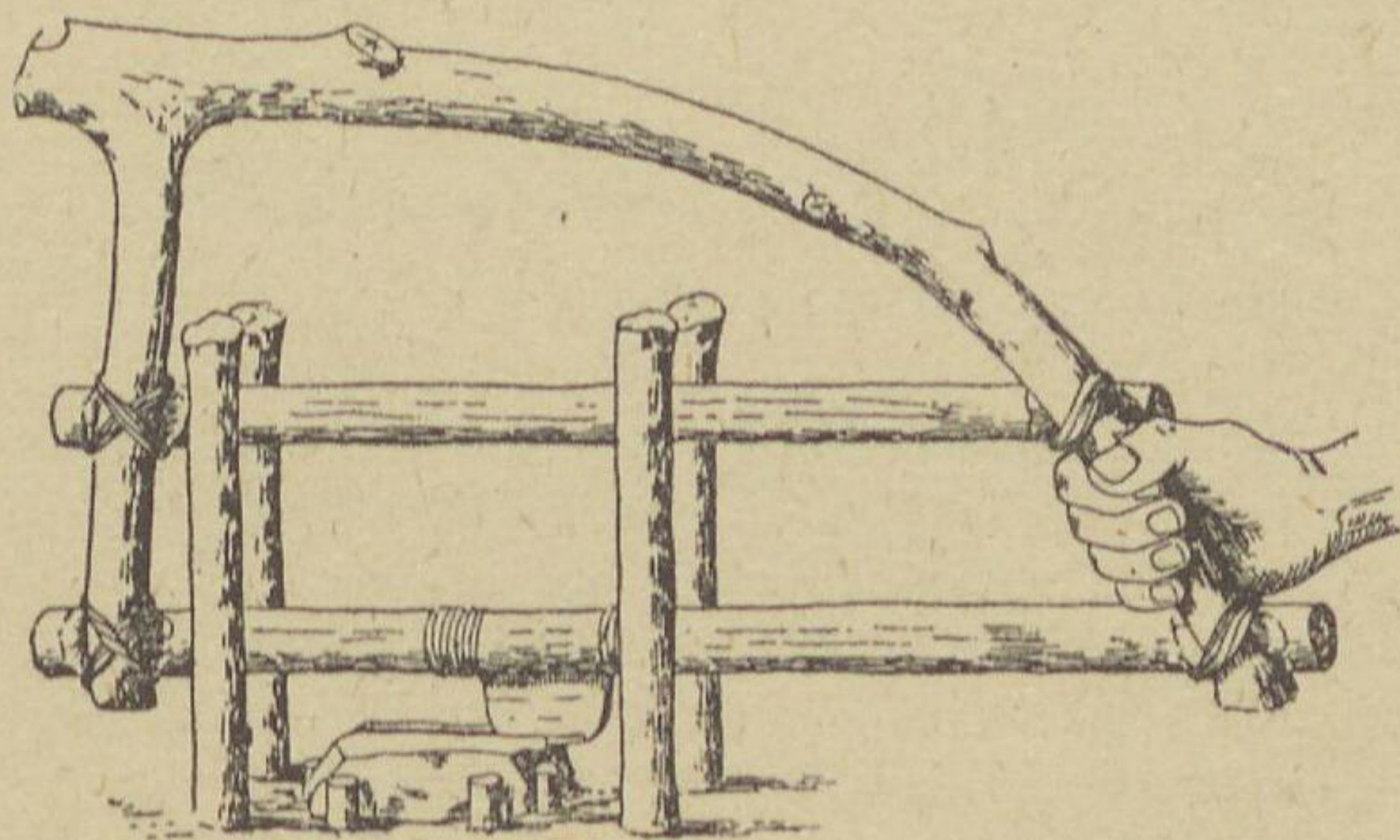


Abb. 4

eines Sägeapparates unter Berücksichtigung aller vorhergehenden Ausführungen: Wir nehmen eine Astverzweigung, wie sie Abb. 3 zeigt, und klemmen in einen am Knie ausgearbeiteten Spalt das Holzsägeblatt. Die Führung übernimmt das abgewinkelte Aststück gleichzeitig mit dem Griffstück. Wir wollen uns auch klar darüber sein, daß zu jedem neuen Schnitt ein neues Sägeblatt genommen werden mußte. Eine andere Möglichkeit stellt die Abb. 4 dar.

¹⁾ Dr. L. Pfeiffer, Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen.

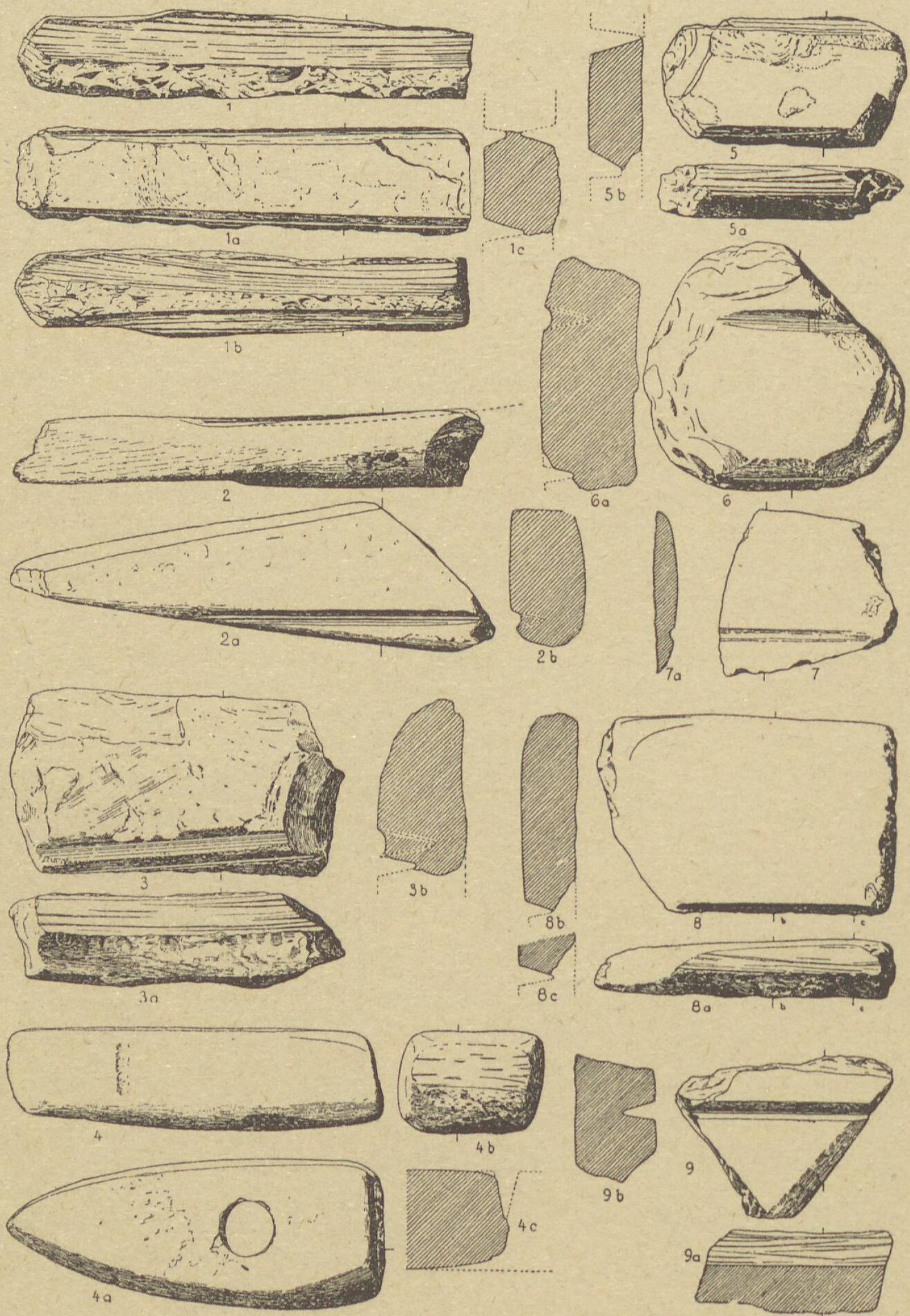
Aus der technologischen Abteilung des Städtischen Museums in Weimar. Verlag von Gustav Fischer. Jena 1920, S. 140.

²⁾ W. La Baume, Alt-Preußen.

Vierteljahresschrift für Vorgeschichte und Volkskunde, Jahrgang 2, August 1936, Heft 1 „Die vorgeschichtliche Steinsäge“ und ebenda.

Jahrgang 8, September 1943, Heft 3

„Zur Verwendung der vorgeschichtlichen Steinsäge“.



1:3

Abb. 5

Sie zeigt eine Astgabel, in die die Führungsstange zwischen den Schenkeln eingearbeitet ist. Mit beiden Apparaten erzielen wir genau dieselben Schnitte, die wir an Originalstücken finden. Die Länge und Dicke des Sägeblattes und die Länge des Sägeschnittes haben in Verbindung mit den Arbeitsgewohnheiten und Fähigkeiten des sägenden Steinzeitmenschen den vorgeschichtlichen Sägeschnitten die zu beobachtenden Merkmale gegeben.

Das gesamte erhaltene neolithische Steinmaterial des Landesmuseums Dresden und herangezogenes Inventar anderer sächsischer Sammlungen bildeten die Grundlage unserer Untersuchungen und stellen somit eindeutiges Beweismaterial dar.

Materialbeschreibung (Abb. 5)

Fig. 1. Leipzig-Wahren, Kreis Leipzig, S.: 163/48.

Ein fast parallel ausgesägtes Stück Amphibolitschiefer mit reichlichen, zersetzten Erzkörnern. Die Oberfläche ist fast eben und unbearbeitet, während die Unterseite durch Absprengungen und Abschlagungen der Oberseite einigermaßen parallel angepaßt wurde. Die Nackenfläche ist glatt abgespalten, die Vorderseite war von der Oberseite aus schon ursprünglich schräg und zeigt an der Umbruchkante eine kleine Versuchsschleiffläche. Von der Unterseite ist dieselbe Schräge durch Abschlagen erzielt worden. Die eine Längsseitenfläche ist etwa bis zu zwei Drittel durchgesägt und dann abgesprengt. Der Bruch ist ziemlich grob, die größten Unebenheiten sind abgepickt. Die Riefelungen im Sägeschnitt sind fast gleichlaufend konkav und grob eingeschliffen. Das zu diesem Sägeschnitt verwendete Sägeblatt hatte eine Dicke von etwa 10 mm. Der Schnitt zeigt in der größten Tiefe 20 mm. Nach der unteren Schnittgrenze zu urteilen war das Sägeblatt bis zur letzten Möglichkeit verwendet worden. An der gegenüberliegenden Seitenfläche befindet sich von der Unterseite aus ein ungleich tiefer, etwa die Mitte erreichender Sägeschnitt mit den gleichen Merkmalen wie der eben besprochene Schnitt. Das zu diesem Schnitt benutzte Sägeblatt war ebenfalls aufgebraucht und ergab eine größte Tiefe von 14,5 mm bei einer Anfangsdicke des Sägeblattes von etwa 7,5 mm. Gegen diesen Schnitt ist ein dritter von der Oberseite aus angesetzt worden. Er fängt konvex an und wandelt sich über die gerade zur konkaven Einschleifung. In seiner Struktur ähnelt er den beiden vorhergehenden. Nur ist er nicht bis zur letzten Möglichkeit des Sägeblattes ausgeführt worden. Die errechnete Dicke des Sägeblattes von 7 mm hätte eine größte Tiefe von etwa 14 mm zugelassen. Der Schnitt endete aber schon bei einer Tiefe von 8 mm. Im Gegensatz zu den beiden anderen war er etwas schräger angesetzt. Dieser Umstand ergibt sich aus der etwas schiefen Unterfläche. Die Absprengung war glatt vonstatten gegangen, nur nach der Vorderseite zu, wo nicht tief genug eingesägt war, mußte nachgepickt werden.

Maße: Länge 175,5 mm; größte Breite 40 mm; größte Dicke 33,5 mm.

Fig. 2. Wiederau, Kreis Borna. Zug. Kat. 1934/306; S.: 386/34.

Gerät aus Hornblendeschiefer mit fertiger Kronenbohrung, aber noch stehendem Bohrkern. Durch Kriegseinwirkung ist der Nacken schräg abgebrochen. Das Bruchstück ist verlorengegangen. Das Gerät wurde auf eine lange dreieckige Form zugeschliffen, die Oberseite ist gerundet, nach der Spitze zu befindet sich eine große plattenförmige Absplinterung. Die Seiten sind ohne erkennbares System geschliffen. Außerdem ist auf der rechten Seite noch der Rest eines verfallenen Sägeschnittes zu sehen, der dem Stück die keilige Form gegeben hat. Die Spitze zeigt noch die ursprüngliche Beschaffenheit des Rohstückes. Die Unterseite ist von Natur aus glatt, ein wenig hohl und leicht überschliffen. Seitlich ist auf der Unterseite ein zweiter Sägeschnitt angesetzt, der bei einer größten Tiefe von etwa 3,5 mm aufhört. Bei der Anfangsbreite von 6 mm hätte er eine Tiefe von etwa 12 mm erreichen können. Am Grund des konkaven Schnittes sind sehr stark eingekratzte Rillen zu sehen.

Maße: Länge 188 mm; größte Breite 52,8 mm; größte Dicke 28,9 mm; Bohrung 22 mm bei einer Tiefe von 15 mm.

Fig. 3. Birmenitz, Kreis Meißen.

Zugeschlagenes Rohstück aus Hornblendeschiefer. Auf der einen Längsseite sind die vorspringenden Unebenheiten auf gleicher Ebene leicht abgeschliffen. Die etwas eingetiefte Oberseite ist in dieser Vertiefung mit krakeligen schrägen Sägeschnittanfängen, denen man noch keine bestimmte Deutung geben kann, versehen. Diese Schnittanfänge gehen durch eine oben aufliegende morsche Verwerfungsschicht. Auf der Längskante der Oberseite ist ein sehr glatter, feingeriefter breiter Sägeschnitt in einer Anfangsbreite von 11 mm, bis 3 mm tief eingesägt und dann mit demselben nun schon etwas abgenützten Sägeblatt gleich daneben nochmals angesetzt worden. Dieser zweite

Ansatz fängt nach der Errechnung mit 7,5 mm Breite an und endet tatsächlich in einer errechneten Tiefe von 15 mm. Die scharfe Kante, die sich durch den angefangenen Sägeschnitt ergeben hat, ist an einem Ende verschliffen, weist also eine kleine Facette auf (Abb. 5, 3 und 3b). Dies ist ein Zeichen dafür, daß der Sägeapparat, bevor er im zweiten Schnitt die richtige Führung bekam, an der besagten Stelle immer über die Kante strich, ein Fehler, der heute noch vielen Handwerkern beim Sägen anhaftet, wenn sie die ihnen zugewandte Seite des zu zersägenden Objektes durch flatternde Bewegungen beim Aus- und Einführen der Säge verbreitern, bis beim Tieferwerden des Schnittes eine sichere Führung stattfindet.

Maße: Länge 129,3 mm; größte Breite 68,5 mm; größte Dicke 34,7 mm.

Fig. 4. Cunnersdorf, Kreis Großenhain. S.: 280/43.

Von links durchbohrter Schuhleistenkeil aus Hornblendeschiefer, sehr abgearbeitet und nachgeschliffen. Der letzte Schliff von der Gleitbahn aus ist schief, also ohne große Sorgfalt ausgeführt. Es galt wohl, nur die stumpf gewordene Schneide so gut als möglich wieder anzuschleifen. Auf der Oberseite nach der Schneide zu befindet sich eine derbe Querschramme und nach dem Nacken zu noch erhaltene Facetten. Der Nacken selbst ist durch einen Sägeschnitt, dessen Absprengung wenig verschliffen ist, begrenzt. Die Schleifspuren des Schnittes gehen fast geradlinig und ziehen am Grunde des Schnittes an beiden Außenseiten nach unten, zeigen also einen konvexen Schnitt (Abb. 5, 4b). Die vor der Verschleifung des Nackens errechnete Schnitttiefe beträgt 18 mm, die Anfangsbreite 9 mm.

Maße: Länge 148,2 mm; Breite 38,5 mm; Höhe 55,6 mm; Bohrung linksseitig 28,8 mm; rechtsseitig 20,5 mm.

Fig. 5. Birmenitz, Kreis Meißen.

Zugeschlagenes Stück Hornblendeschiefer mit naturglatter Oberfläche und abgespaltener Unterseite. An beiden Längskanten befinden sich Sägeschnitte, deren einer fast bis zum Grund durchgeführt ist. Seine glatte Schleiffläche läßt in der wenig sichtbaren konkaven Riefelung eine Gleichmäßigkeit erkennen, die andere Schleiffläche ist im Gegensatz zur ersten zwar glatt, aber unregelmäßig und sehr unruhig in der Riefelung, ein Zeichen dafür, daß der Sägeapparat verschieden geführt wurde. Diese wellig zerrissene Schleiffläche rührt nicht von einer bestimmten Art Schleifmittel her, sondern nur von der Gewohnheit des Sägenden selbst. Außerdem ist der zweite Schnitt viel schräger als der erstere ausgeführt, so daß die abgesprengte Trennfläche senkrecht gewesen sein wird. Der im Schnittgrunde konkave Schnitt wurde nicht bis zur vollen Ausnutzung des Sägeblattes durchgeführt. Wir beobachten hier an einem Stück zwei ganz verschiedene Schnittarten. Erster Schnitt: Errechnete größte Tiefe 20 mm; Anfangsbreite 10 mm; zweiter Schnitt: Errechnete größte Tiefe 13 mm; errechnete Anfangsbreite 10 mm (die zu erreichende Tiefe wäre auf 20 mm gekommen).

Maße: Länge 94,6 mm; größte Breite 48,7 mm; größte Dicke 20,9 mm.

Fig. 6. Birmenitz, Kreis Meißen.

Von allen Seiten beschliffenes und beschlagenes, in der Grundform dreieckiges Geröllstück aus Hornblendeschiefer mit von Natur glatter Ober- und abgespaltener Unterseite. Die höchste Kante läßt einen kleinen konkaven Sägeschnittrest erkennen, dessen Schleifriefen ungleichmäßig verlaufen. Die errechnete Tiefe des Schnittes beträgt 11 mm. Der Schnitt liegt etwas schräg zum Stück und läßt eine Anfangsbreite von 6 mm errechnen. Ihm ungefähr parallel geht ein zweiter konkaver, fein geriefter Schnittanfang von 8 mm Breite, die noch nicht als endgültig anzusehen ist, weil der Schnitt noch keine abgesetzten Seitenwände erkennen läßt; bei 3 mm Tiefe ist der Schnitt eingestellt worden.

Maße: Länge 102,7 mm; Breite 94,6 mm; größte Dicke 37,3 mm.

Fig. 7. Birmenitz, Kreis Meißen.

Abgespaltenes, an der Oberfläche sehr glattes, leicht poliertes Stück Hornblendeschiefer. Unterseite und Querbruch unbearbeitet. Zwei Seitenkanten sind durch Schlag abgesplittert. Auf der Oberfläche befindet sich ein sehr fein geriefter Sägeschnitt in leicht konkaver Schnittform. Die Breite desselben beträgt 4,5 mm und würde bei einer möglichen Schnitttiefe von 9 mm dieses flache Stück bequem durchschnitten haben. Ein Beweis dafür, daß in jedem Fall das Sägeblatt der beabsichtigten Schnitttiefe entsprechend in der Stärke gewählt wurde. Die Schnitttiefe beträgt 1,5 mm.

Maße: Länge 70,6 mm; Breite 64,5 mm; größte Dicke 9,5 mm.

Fig. 8. Baderitz, Kreis Döbeln. S.: 357/43.

Ein plattenartig abgespaltenes Stück Hornblendeschiefer mit einer von Natur glatten Oberfläche, dessen eine Schmalseite im rechten Winkel zur natürlichen glatten Längsseite abgeschlagen und verpickt ist. An der nach unten schneidenartig verlaufenden zweiten schrägen Schmalseite ist die Spitze abgeschlagen. Die kürzere Längskante ist durch einen bis zur letzten Möglichkeit ausgeführten Sägeschnitt bis etwa zur Hälfte der Dicke begrenzt. Die weggefallene Trennfläche ist schräg zur Unterfläche abgesprengt worden. Eine stehengebliebene Unebenheit ist nachträglich abgeschlagen worden. Die Riefelungen in der Schnittfläche sind von unregelmäßiger Beschaffenheit. Die größte errechnete Schnitttiefe beträgt 13,5 mm bei einer Anfangsbreite von 7 mm. (Schnitt bleibt konkav.)

Maße: Länge 115,3 mm; Durchschnittsbreite 72,4 mm; größte Dicke 22,2 mm.

Fig. 9. Birmenitz, Kreis Meißen. S.: 198/43.

Ein in der Form dreieckiges Bruchstück einer abgerollten, also von Natur aus glatten Platte aus Hornblendeschiefer. In der Oberfläche befindet sich ein Sägeschnitt, der noch nicht gesprengt ist, also noch beide Trennflächen in der ursprünglichen Form zeigt. Die Schleifriefen nehmen verschiedene Richtungen an, einige sind fast gerade, im Ganzen gesehen herrschen die konkaven vor. Das Sägeblatt ist bis zur letzten Möglichkeit ausgenützt. Der Schnitt mißt in der größten Tiefe 13 mm bei einer Schnittbreite von 6,8—7 mm.

Maße: Größte Länge 84,6 mm; Breite 57 mm; größte Dicke 30,8 mm.

FUNDE DER NORDEURASISCHEN WOHNPLATZKULTUR IN DAUBITZ, KREIS NIESKY

Von Werner Coblenz

Am 17. August 1949 fand unser Vertrauensmann, Herr Bruno Friedland aus Niederneundorf bei Görlitz, neben einer Anzahl Feuersteinabschläge, -messer usw. einige Scherben der sogenannten Kamm- und Grübchenkeramik am Neuteichberge in Daubitz, Kreis Niesky (Mbl. 2623 Priebus). Die Fundstelle liegt am südlichen Dünenabhang, dem Neuen Teiche gegenüber am Ostrand einer Sandgrube. Weitere Nachforschungen und eine amtliche Grabung brachten von der Fundstelle noch mehr eindeutige Scherben der nordostischen Kultur zutage. Irgendwelche Rückschlüsse aus der Lagerung der Reste oder aufschlußreiche Beobachtungen an der Fundstelle waren nicht möglich, da die Stelle durch die Lage an der Dünenböschung und die Auswaschung durch Rinnsale, die die Fundstelle störten, dazu nicht mehr geeignet war. Das einzige Ergebnis bleibt damit der Nachweis dieser nordeurasischen Kultur außerhalb ihres engen Verbreitungsgebietes und der Schluß, daß auch hier nach der Auswahl des Niederlassungsortes die Träger dieser Wohnplatzkultur durchaus als Fischer und Jäger angesprochen werden können wie auch sonst allenthalben in dem großen Gebiete ihrer Verbreitung.

Die Funde: Zahlreich sind die Reste eines steilwandigen weiten Gefäßes mit waagrecht verstrichenem Rand. Dieser ist etwas breiter als die übrige Wandung und mit engen Quersfurchen versehen. Unter dem Rand sind tiefe Grübchen (bis 0,5 cm im Durchmesser) eingestochen — nach Ausweis der Reste in ziemlich gleichem Abstand von 2,5 cm —, die sich auf der Innenseite als kleine Buckel abzeichnen. Darunter befinden sich in zwei horizontalen Zonen enggestellt senkrechte Furchen, deren unteren Abschluß ein Zickzackband bildet (Tafel 7, oben und Mitte unten).

Ein anderer Scherben ist mit drei parallelen Reihen von ovalen Kammstempelindrücken verziert (Tafel 7, links).

Eine dritte Verzierungsart bringt unter zwei waagerechten Furchen ein Band stehender Halbkreise (in Furchentechnik ausgeführt; Tafel 7, unten rechts).

Das Material ist reichlich und verhältnismäßig grob gemagert. Die Scherben sind braun, innen meist dunkelgrau und zum Teil noch mit einer dünnen, glatten Überfangschicht versehen. Im Durchschnitt ist der Brand mittelhart; einige Stücke sind sehr bröcklig.

Randstärke des großen Gefäßes 0,9 cm; Wandstärke bis 0,7 cm. Besitzer: Museum Görlitz.

Es ist von großer Bedeutung, daß die Kammkeramik, die von ihrem Stammgebiet Rußland, wo sie bis nach dem Jenissei in Sibirien nachweisbar ist — ein anderes Hauptverbreitungsgebiet liegt in Finnland —, über Polen bis in das nördliche Sachsen verfolgt werden kann. Damit gewinnt neben unserem Fund der von Werminghoff im Kreis Hoyerswerda¹⁾, der noch westlicher als Daubitz liegt, an Bedeutung. Wichtig ist auch, daß beide Fundstellen in das Gebiet der Lausitzer Seen- und Dünenlandschaft gehören und somit das allgemeine Kultur- und Siedlungsbild über die Kammkeramik bestätigen. In Zukunft sind gerade in dieser Landschaft noch weitere Nachweise der nordostischen Kultur zu erwarten.²⁾ Die Unscheinbarkeit und

¹⁾ O. F. Gandert, Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde der Preußischen Oberlausitz, III, 3, 1933, 320—322.

²⁾ Im Museum Hoyerswerda befinden sich Reste der Kammkeramik, die 1934 in Ruhland geborgen wurden. Dort liegt außerdem ein durch Kartierung festgelegter Hinweis auf Funde derselben Kultur aus Mochholz.

Auch die Funde des Odergebietes befinden sich hauptsächlich in Dünengebieten (vergleiche dazu

Unauffälligkeit des Materials wird leider dazu beitragen, daß auch weiterhin viele Zufallsfunde nicht erkannt und entdeckt werden. Diese Forschungs- und Erkenntnis-lücke darf jedoch beim systematischen Absuchen der Dünen nicht entmutigen oder gar davor zurückschrecken lassen.

Mit unserer Fundstelle ist die Westgrenze der Kultur der Kamm- und Grübchenkeramik noch nicht erreicht. Kersten³⁾ gab Spuren der nordeurasischen Wohnplatzkultur vom Niederrhein bekannt und deutet Verbindungen mit Holland und England an. Auch im Rheinland ist die Bindung an Dünengebiete besonders auffällig. Die Verbindung zwischen unseren Fundplätzen und den westlicheren ist durch den bestehenden Ausfall Mitteldeutschlands herzustellen noch nicht möglich. Deshalb glaubt Kersten auch an die Verbreitung der Kultur von der Ostseeküste nach der Nordsee, die durch die küstennahen Fundstellen belegbar ist. Dazu kommt die Verbreitung flußaufwärts. Im mitteldeutschen Raum ist die binnenländische Verbreitung nach der Kerstensen Westgruppe ohnehin nicht gegeben, da die Dünengebiete nicht zusammenhängend etwa bis zur niederrheinischen Fundgruppe reichen⁴⁾.

B. v. Richthofen, Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien, Altschlesien 5, 1934, 67—93).

³⁾ Germania 22, 1938, 71—77.

⁴⁾ Für die Möglichkeit des Vorhandenseins von kammkeramischer Besiedlung der Binnendünen der Magdeburger Gegend s. C. Engel, in: Mannus. VII. Ergänzungsband, 1929, S. 84; C. Engel, Tagungsbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1929 (Bericht über die 50. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hamburg vom 1. bis 13. August 1928), S. 84 ff; C. Engel, Bilder aus der Vorzeit an der mittleren Elbe, I, 1930, S. 170 ff. — Den Hinweis verdanken wir Herrn Dr. Mildemberger, Leipzig.

EIN DEPOTFUND DER ÄLTESTEN BRONZEZEIT VON NIEDERNEUNDORF BEI GÖRLITZ

Von Werner Coblentz

Durch Herrn Bruno Friedland¹⁾, Niederneundorf bei Görlitz, wurde uns 1948 ein reicher Bronzehortfund bekannt, der am 21. März 1948 beim Roden von Kiefernstöcken zutage gekommen war und als „verrostete Kupferringe“ bezeichnet wurde. Die Fundstelle liegt unweit des Horkaer Weges im ehemaligen Waldstück des Herrn Otto Tschendel, 100 m südwestlich der sogenannten „Dicken Eiche“ (Meßtischblatt Rothenburg: 2693; O 16,3 S 3,4). Die Stücke wurden unter einem Kiefernstock am Abhang einer sehr kleinen Bodenerhebung gefunden. Es handelt sich im einzelnen um 4 Bronzebeile, 1 Nackenbruchstück eines solchen, 1 Doppelmeißel und 37 Ösenhalsringe oder Reste von solchen. Alle Stücke haben im Boden stark an Ansehnlichkeit verloren und sind zum Teil sehr zerfressen. Ganz allgemein sind Quarzbestandteile und dergleichen anoxydiert. Die grüne Patina geht meist ins Braune über, wobei nicht immer auf den ersten Blick entschieden werden kann, ob es sich teilweise auch um Moorpatina oder nur um Oxydationsspuren des in den hier gefundenen Bronzen enthaltenen Eisens handelt (s. Analyse!). Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Fundstelle im sicher nicht immer sumpffreien Gelände liegt.

Die Bedeutung des Fundes besteht nicht in seiner Reichhaltigkeit oder in der Häufung der Ösenhalsringe, sondern in seiner räumlichen Stellung. Die Kreise Niesky (die ehemaligen Kreise Görlitz und Rothenburg) und Hoyerswerda — also die Ost- und Nordostkreise des heutigen Landes Sachsen, die gleichzeitig die östlichen und nördlichen Nachbarn des fundreichen Bautzner Gebietes bilden — sind nach den bisherigen Forschungen in der ältesten Bronzezeit fast fundleer²⁾. Ganz im Gegensatz dazu steht der Reichtum der Bautzener Gegend an Bronzede pots dieser Stufe³⁾ und auch an reichen Grabausstattungen. Die bisher einzigen Metallfunde stammen ohne genauere Fundunterlagen aus dem Kreis Hoyerswerda⁴⁾. Es handelt sich dabei um zwei massive Oberarmringe mit verjüngten Enden. Beide Stücke zeigten einen Kupfergehalt von 95,5 und 98%. Zinn fehlte vollkommen.

Unser neuer Fund ist damit das erste größere und vor allen Dingen das erste im Fundzusammenhange gesicherte Depot vom Beginn der Bronzezeit (Tafel 8 und 9). Im folgenden sollen die Einzelstücke beschrieben werden⁵⁾:

Flaches Bronzerandbeil mit gerundetem Nacken und stark verbreiteter und kräftig gerundeter Schneide. Bahn läuft nach dem Nacken zu spitz aus, Ränder schmal und niedrig, Schneide stark beschädigt, am Nacken auf einer Seite annähernd runder, etwa 0,2 cm tiefer Einschlag (Durchmesser 0,65 cm).

Braun patiniert, stellenweise dunkelgrün, etwas blasig, zerfressen.

Maße: Größte Länge 11,9 cm; größte Breite 4,75 cm (= Schneidenlänge); mittlere Bahnbreite 2,7 cm; größte Dicke 1 cm (mit Rändern); 0,7 cm (ohne Ränder). Gewicht 156,5 g. S.: 27/49. (Abb. 1).

¹⁾ Herrn Friedland verdanken wir auch die Aufzeichnungen, eine gemeinsame Begehung der Fundstelle und die Möglichkeit der Inventarisierung, Zeichnung und Aufnahme der Fundstücke im Landesmuseum.

²⁾ O. F. Gandert, Altschlesien 6, 1936, 183 ff., derselbe, Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde der Preussischen Oberlausitz V, 1938 (Festschrift) 57 ff., H. A. Schultz, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Görlitz, 1940 (= Jahreshefte VI), 21 ff.

³⁾ J. Frenzel, Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, 1926, 17 ff., 24 ff.

⁴⁾ A. a. O. 46; Altschlesien 6, 1936, 183; Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde der Preussischen Oberlausitz V, 1938, 68.

⁵⁾ Die Bezeichnung S.: ...entspricht der Landesinventarnummer für Sachsen.

Bronzebeil mit gerundetem Nacken, schmaler Bahn mit bis zur Mitte gehenden erhöhten Rändern, die dann in einem angedeuteten Absatz auslaufen, und stark verbreiterter und kräftig gerundeter Schneide. Bahn läuft auch nach dem Nacken zu spitz aus.

Dunkelgrün patiniert, blasig (besonders Bahnseiten).

Maße: Größte Länge 10,75 cm; größte Breite 4,55 cm (= Schneidenlänge); mittlere Bahnbreite 1,8 cm; größte Dicke 1,45 cm (mit Rändern); maximale Randhöhe 0,25 cm. Gewicht 167,9 g. S.: 28/49. (Abb. 1.)

Bronzeflachbeil mit gerundetem Nacken, sich gleichmäßig verbreiternder Bahn mit geschwungener Schneide. Bahn läuft auch nach dem Nacken zu spitz aus. Nackenende und Schneide abgestumpft.

Dunkelgrün patiniert, blasig.

Maße: Größte Länge 9,4 cm; größte Breite 4,25 cm; mittlere Bahnbreite 2,65 cm; größte Dicke 1,5 cm; Nacken- und Schneidenabstumpfung 0,3 cm. Gewicht 204,9 g. S.: 29/49. (Abb. 1.)

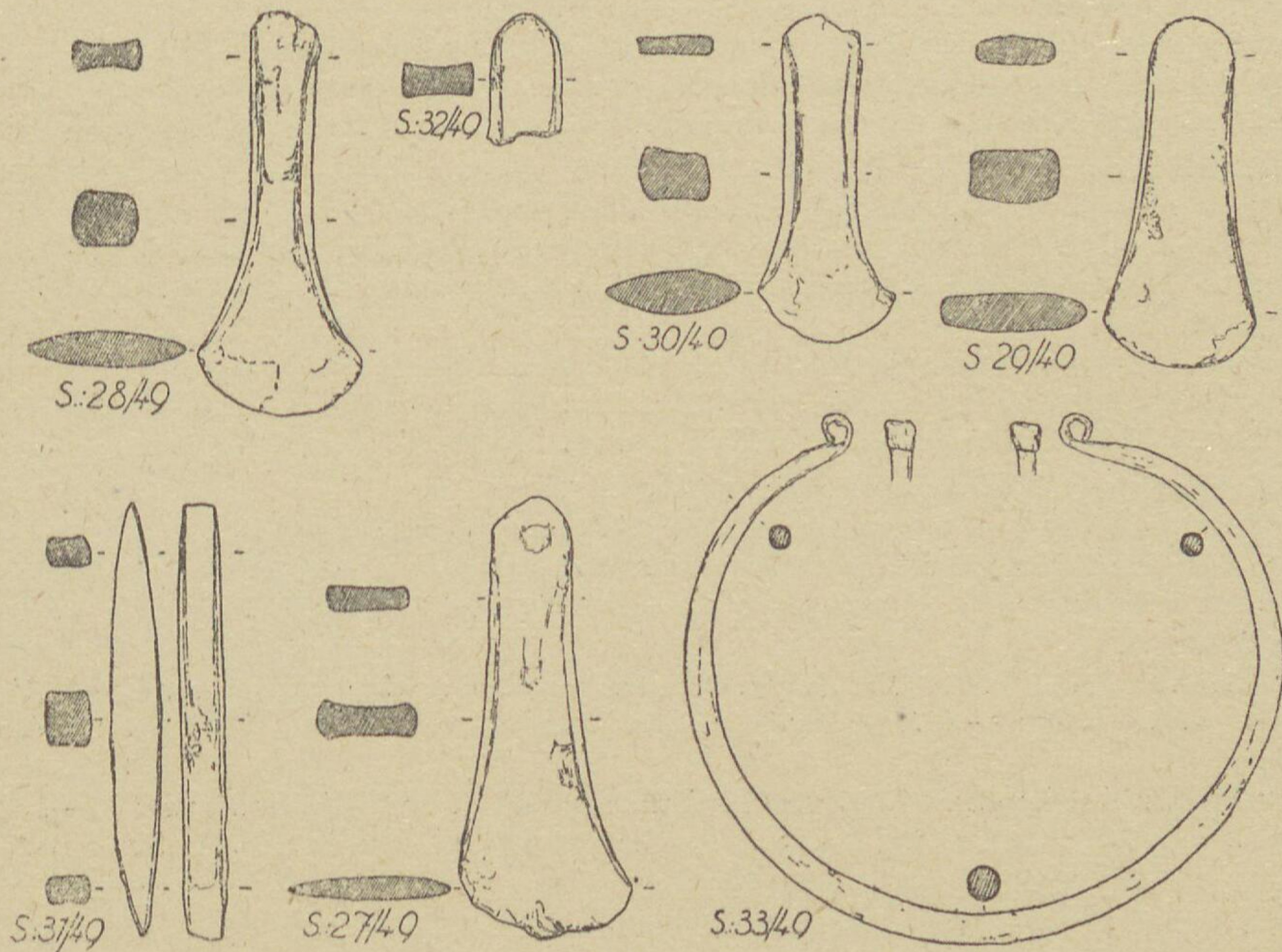


Abb. 1. Die verschiedenen Formen in Auswahl. 1:3. Vgl. auch Tafel 8 und 9

Kleines Bronzerandbeil mit gerundetem Nacken, gleichmäßig schmaler Bahn und kräftig verbreiterter und geschwungener Schneide. Bahn läuft auch nach dem Nacken zu spitz aus, Ränder flach und nach der Mitte zu eingezogen, Nacken und Schneide beschädigt.

Dunkelgrün patiniert, blasig.

Maße: Größte Länge 8,8 cm; größte Breite 3,8 cm (Schneide); Nackenbreite 2 cm; mittlere Bahnbreite 2 cm; größte Dicke 1,35 cm (mit Rändern); 1,2 cm (ohne Ränder). Gewicht 133,6 g. S.: 30/49. (Abb. 1.)

Bruchstück vom Bahnende eines Bronzerandbeiles mit gerundetem Nacken, der spitz ausläuft.

Dunkelgrün patiniert, blasig.

Maße: Größte Länge noch 3,6 cm; größte Breite 2 cm; größte Dicke 1,3 cm (mit Rändern); 0,9 cm (ohne Ränder). Gewicht 31,9 g. S.: 32/49. (Abb. 1.)

Bronzener Doppelmeißel mit gleichmäßig breiter Bahn und ein wenig erhöhten Rändern, Dicke nach der Mitte stark zunehmend, Schneiden schräg.

Dunkelgrün patiniert, blasig.

Maße: Größte Länge 11,6 cm; größte Breite 1,3 cm; größte Dicke 1,4 cm; Schneidnlängen 0,8 und 0,9 cm. Gewicht 99,3 g. S.: 31/49. (Abb. 1.)

Bronzener Ösenhalsring aus rundstabigem Material, nach den Enden zu sich stark verjüngend. Die aufgerollten Enden sind breit gehämmert.

Dunkelgrün und braun patiniert, zum Teil noch glatt, Enden etwas blasig.

Maße: Lichter Durchmesser 15 cm; äußerer Durchmesser 16,6 cm; Stabdurchmesser 0,6 bis 0,9 cm; äußerer Rollendurchmesser 0,8 und 0,9 cm; Rollenbreite 0,9 cm; lichter Endenabstand 5,9 cm. Gewicht 145,9 g. S.: 33/49. (Abb. 1.)

Desgl., kleiner und dicker, eine Öse abgebrochen.

Dunkelgrün patiniert, stellenweise braun, zum großen Teil glatt, nach den Enden zu blasig.

Maße: Lichter Durchmesser 13,3 cm; äußerer Durchmesser 15,2 cm; Stabdurchmesser 0,8—1 cm; äußerer Rollendurchmesser 0,7 cm; Rollenbreite bis 0,9 cm; Endenabstand 5,7 cm. Gewicht 169,1 g. S.: 34/49.

Desgl., dünnere und weitere Form, ein Ende abgebrochen.

Dunkelgrün patiniert, stellenweise braun. Teilweise glatt, stark zerfressen.

Maße: Lichter Durchmesser 15,2 cm; äußerer Durchmesser 16,8 cm; Stabdurchmesser 0,7—1,05 cm; äußerer Rollendurchmesser 0,7 cm; Rollenbreite 0,6 cm. Gewicht 151,1 g. S.: 35/49.

Desgl., ein Ende fehlt.

Dunkelgrün patiniert, stellenweise braun, sehr blasig oxydiert.

Maße: Lichter Durchmesser 15,4 cm; äußerer Durchmesser 16,6 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,1 cm; äußerer Rollendurchmesser 1,05 cm; Rollenbreite bis 0,95 cm. Gewicht 150,9 g. S.: 36/49.

Desgl., ein Ende fehlt.

Dunkelgrün patiniert, stellenweise braun, meist glatt, verschiedentlich blasig.

Maße: Lichter Durchmesser 14,9 cm; äußerer Durchmesser 16,5 cm; Stabdurchmesser 0,7—0,9 cm; äußerer Rollendurchmesser 1,25 cm; Rollenbreite bis 1,15 cm. Gewicht 140,2 g. S.: 37/49.

Desgl., dünnstabig, Rollen nur in den Ansätzen erhalten.

Dunkelgrün patiniert, stellenweise braun, Oberfläche meist etwas blasig.

Maße: Lichter Durchmesser 14,7 cm; äußerer Durchmesser 16,2 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,8 cm; erhaltene Rollenbreite — 0,9 cm; lichter Endenabstand 7,9 cm; Gewicht 123,7 g. S.: 38/49.

Wie S.: 38/49.

Maße: Lichter Durchmesser 15,5 cm; äußerer Durchmesser 17,3 cm; Stabdurchmesser 0,55—1,05 cm; erhaltene Rollenbreite — 0,7 cm; lichter Endenabstand 8,1 cm; Gewicht 179,1 g. S.: 39/49.

Desgl.

Maße: Lichter Durchmesser 14,8 cm; äußerer Durchmesser 16,5 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,1 cm; erhaltene Rollenbreite 0,75 cm; lichter Endenabstand 6,9 cm; Gewicht 163,4 g. S.: 40/49.

Desgl., nur ein Ösenansatz erhalten. Meist glatt.

Maße: Lichter Durchmesser 15 cm; äußerer Durchmesser 16,6 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm; erhaltene Rollenbreite 0,8 cm. Gewicht 172,2 g. S.: 41/49.

Desgl., stark zerfressen.

Maße: Lichter Durchmesser 15,5 cm; äußerer Durchmesser 17 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,95 cm. Gewicht 139,3 g. S.: 42/49.

Wie S.: 41/49, jedoch aufgebogen, eine Öse im Ansatz erhalten, stark blasig.

Maße: Lichter Durchmesser 15,5 cm; äußerer Durchmesser 16,8 cm; Stabdurchmesser 0,5—1 cm; erhaltene Rollenbreite 0,5 cm. Gewicht 143,7 g. S.: 43/49.

Desgl., dünne Form, Ösenansätze erhalten.

Maße: Lichter Durchmesser 15,3 cm; äußerer Durchmesser 17,1 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,9 cm; erhaltene Rollenbreite 0,65 cm. Gewicht 130,4 g. S.: 44/49.

Desgl., kleiner, nur ein Ösenansatz erhalten.

Maße: Lichter Durchmesser 14,5 cm; äußerer Durchmesser 16,3 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm; erhaltene Rollenbreite 0,7 cm. Gewicht 153,6 g. S.: 45/49.

Desgl., große, dünne Form, ein Ösenansatz erhalten.

Maße: Lichter Durchmesser 16,1 cm; äußerer Durchmesser 17,7 cm; Stabdurchmesser 0,6—0,8 cm; erhaltene Rollenbreite 0,9 cm. Gewicht 124,4 g. S.: 46/49.

Desgl., kleiner und dicker.

Maße: Lichter Durchmesser 14,5 cm; äußerer Durchmesser 16,1 cm; Stabdurchmesser 0,5—1,05 cm.
Gewicht 143,9 g. S.: 47/49.

Desgl., beide Ösenrollen fehlen.

Maße: Lichter Durchmesser 14,2 cm; äußerer Durchmesser 15,8 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,15 cm.
Gewicht 172,9 g. S.: 48/49.

Desgl., dünner, spitz auslaufend.

Maße: Lichter Durchmesser 14 cm; äußerer Durchmesser 15,8 cm; Stabdurchmesser 0,7—0,95 cm.
Gewicht 155,1 g. S.: 49/49.

Desgl., weiter und dünner, spitz auslaufend.

Maße: Lichter Durchmesser 16,5 cm; äußerer Durchmesser 18,1 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 145,2 g. S.: 50/49.

Desgl., Enden zerfressen.

Maße: Lichter Durchmesser 15,4 cm; äußerer Durchmesser 17 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 157,3 g. S.: 51/49.

Desgl., ganzes Stück stark zerfressen.

Maße: Lichter Durchmesser 17 cm; äußerer Durchmesser 18,4 cm; Stabdurchmesser 0,6—0,9 cm.
Gewicht 112,2 g. S.: 52/49.

Etwas schwereres Stück, Enden abgefressen.

Maße: Lichter Durchmesser 15,2 cm; äußerer Durchmesser 16,8 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 164,4 g. S.: 53/49.

Desgl., kleiner.

Maße: Lichter Durchmesser 14,4 cm; äußerer Durchmesser 16,2 cm; Stabdurchmesser 0,7—1,1 cm.
Gewicht 163,9 g. S.: 54/49.

Desgl.

Maße: Lichter Durchmesser 14,6 cm; äußerer Durchmesser 16,2 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,05 cm.
Gewicht 162,4 g. S.: 55/49.

Desgl.

Maße: Lichter Durchmesser 14,6 cm; äußerer Durchmesser 16,2 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,05 cm.
Gewicht 138,6 g. S.: 56/49.

Desgl., etwas dünner. In zwei Teilen.

Maße: Lichter Durchmesser 14,8 cm; äußerer Durchmesser 16,4 cm; Stabdurchmesser 0,6—0,95 cm.
Gewicht 139,1 g. S.: 57/49.

Desgl., ein Ende aufgebogen.

Maße: Lichter Durchmesser 14,5 cm; äußerer Durchmesser 16,4 cm; Stabdurchmesser 0,6—0,95 cm.
Gewicht 131,3 g. S.: 58/49.

Desgl., ein Ösenansatz erhalten.

Maße: Lichter Durchmesser 14 cm; äußerer Durchmesser 15,5 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm;
erhaltene Rollenbreite 0,6 cm. Gewicht 142,2 g. S.: 59/49.

Desgl., etwas in sich gedreht und verbogen.

Maße: Lichter Durchmesser 14,1 cm; äußerer Durchmesser 15,9 cm; Stabdurchmesser 0,6—1,15 cm.
Gewicht 154,8 g. S.: 60/49.

Desgl., dünner, ein Ende nach oben gebogen.

Maße: Lichter Durchmesser 15,5 cm; äußerer Durchmesser 16,9 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 144,8 g. S.: 61/49.

Desgl., etwas dicker, leicht in sich verbogen.

Maße: Lichter Durchmesser 14,6 cm; äußerer Durchmesser 16 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 142,1 g. S.: 62/49.

Desgl., etwas dicker.

Maße: Lichter Durchmesser 14,9 cm; äußerer Durchmesser 16,5 cm; Stabdurchmesser 0,65—1,15 cm.
Gewicht 156,5 g. S.: 63/49.

Desgl., etwas dünner und aufgebogen.

Maße: Lichter Durchmesser 15 cm; äußerer Durchmesser 16,4 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm.
Gewicht 134,2 g. S.: 64/49.

Reichliche Hälfte eines dünneren Ringes.

Maße: Lichter Durchmesser 14,9 cm; äußerer Durchmesser 16,3 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,8 cm. Gewicht 74,7 g. S.: 65/49.

Desgl., aufgebogen, etwas dicker.

Maße: Lichter Durchmesser 14,9 cm; äußerer Durchmesser 16,4 cm; Stabdurchmesser 0,6—1 cm. Gewicht 146,1 g. S.: 66/49.

Desgl., aufgebogen.

Maße: Sehnenlänge 19,8 cm; Stabdurchmesser 0,7—0,95 cm. Gewicht 107,7 g. S.: 67/49.

Zwei Bruchstücke von Bronzeringen.

Maße: 1. Länge 8,9 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,9 cm. Gewicht 17,5 g. S.: 68/49.

2. Länge 3,8 cm; Stabdurchmesser 0,5—0,8 cm. Gewicht 7,1 g. S.: 69/49.

Der Fund verbleibt zunächst in der Lehrsammlung der Schule Niederneundorf (später Museum Görlitz).

Die in Verbindung mit den Fundstücken stehenden Bodenbestandteile wurden von Herrn Dr. Tr. Schulze, Naturkundemuseum Görlitz, einer Untersuchung unterzogen, die folgendes Ergebnis hatte:

Graubrauner, sandiger Lehmboden. Schlämmanalyse ergab 26% abschlämbbare Bestandteile mit größeren, braun gefärbten Einschlüssen (Eisenoxyd) und grünen Bronzezersetzungs- und Brandspuren.

Pflanzenreste und reichlich Pollen.

Beim Aufkochen mit KOH kräftige Braunfärbung, org. Substanz, reichlich Baumpollen führend und gut erhalten.

Auszählung: Gesamtzahl 118

Pinus	Picea	Betula	Fagus	Alnus	Corylus	Salix	Carpinus
61	4	29	13	4	3	4	(1)
53%	3%	25%	10%	3%	3%	3%	(1)

Die Bronzeanalyse ergab nach Herrn Dr. Hoffmann, Görlitz, folgendes Bild:

89,24%	CuO	=	71,39	Cu
4,51%	Sn	=	4,51	Sn
0,17%	Fe ₂ O ₃	=	0,12	Fe
6,08%	unbest. Rest (Sand, CO ₂)			

Zusammensetzung: 93,9% Cu
5,9% Sn
0,2% Fe.

Die Masse des Fundbestandes stellen die Ösenhalsringe. Wir nehmen an, daß es sich bei allen unseren Ringen um diese Form gehandelt hat, da auch bei den meisten beschädigten Stücken an den sich verjüngenden Enden Anzeichen breitgehämmerter Rollenanfänge erkennbar sind. Die Vielzahl dieser Ringe läßt ihre Deutung als Wertmesser, Tausch- und Zahlungsmittel zu. Gegen ihre Verwendung als bereits getragener Schmuck sprechen einmal das Fehlen von Abnutzungsspuren an den Reibungsflächen, dann die große Zahl der Stücke. Dabei ist es gleichgültig, ob man an das Tragen einzelner Halsringe oder ganzer Sätze von solchen, bei denen die oberen an Durchmesser abnehmen (wie sie zum Beispiel im Norden als Vorläufer der späteren Halskragen Verwendung fanden)⁶⁾, denkt. Für ganze „Schmucksätze“ müßten auch die Stärken der Ringe etwas gleichmäßiger sein und die Unterschiede der Durchmesser gleichstarker Exemplare die Aufstellung von Sätzen ermöglichen, die den Vorbildern einigermaßen entsprechen. Die die Grenzen ihres Kulturraumes nach allen Seiten hin sprengende Verbreitung und die ungeheure Menge dieser im Grunde

⁶⁾ Zum Beispiel Tinsdahl, K. Kersten, Zur älteren nordischen Bronzezeit, o. J. Tafel 2, 4 (vgl. G. Schwantes, Die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins 1939, Tafel 28).
Neu-Rathjensdorf, K. Kersten, a. a. O., Tafel 1, 8.

doch Aunjetitzer Form lassen die Deutung als Wertmesser und Zahlungsmittel bei Handel und Tausch zu. In einer zu schreibenden Handelsgeschichte der ältesten Bronzezeit Europas wird diese Form eine der Hauptrollen spielen. Wahrscheinlich bedeutet sie außerdem für manche Gebiete überhaupt die erste Berührung mit der neuen Metallegierung bzw. sogar das erste Kennenlernen von Metall und den ersten Gebrauch von Metall.

Daß unsere Ringe weitgehend als Zahlungsmittel Verwendung fanden, ist oft ausgesprochen worden. Einen weiteren großen Wert besitzen diese Stücke durch ihre weite Verbreitung auch für die absolute Chronologie.

Die Beile sind von der Flachaxt bis zu den Vorformen des sächsischen Typs der Randleistenbeile vertreten. Dabei sind einmal bei den Flachbeilen bereits der Nacken kräftig gerundet und das Schneidenteil verbreitert, so daß wir eine entwickeltere Form vor uns haben (S.: 29/49), zum anderen sind auch bei dem entwickeltsten Stück der Randleistenbeile die Ränder gerade erst angedeutet. Die Grundform entspricht der Zwischenstufe zwischen dem norddeutschen und sächsischen Typ, der nicht voll erreicht wird. Die ausgeprägtesten Formen (S.: 27/49 und 28/49) besitzen allerdings schon eine ziemlich stark verbreiterte Schneide mit kräftiger Wölbung. Die Einziehung des Mittelteils — ein Hauptmerkmal des sächsischen Typs — ist jedoch allenfalls angedeutet. Wie auch bei den Ösenhalbringen befinden wir uns in einem Zeitabschnitt, der der norddeutsch-skandinavischen Stufe I A gleichkommt, eine Datierung, die durch die Metallzusammensetzung noch gestützt wird, denn schließlich ist die Stufe der idealen Bronze ($\text{Cu} : \text{Sn} = 9 : 1$) noch nicht erreicht. Daß durch die Fundvergesellschaftung nun auch unser Doppelmeißel eine klare zeitliche Eingliederung erfährt, ist nicht zu übersehen, wenn damit auch keine obere und untere Zeitgrenze gegeben sein kann⁷⁾.

⁷⁾ Doppelmeißel unserer Form begegnen uns nur sehr selten. Die gleichmäßig breiten Exemplare (vgl. E. Sturms, Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum, 1936, Tafel 4f) sind bedeutend dünnere Stücke. Die Formen mit überkreuzgestellten Schneiden oder gar die in der Mitte geknickten Formen sind dagegen weit häufiger.

DIE HÜGELGRÄBER VON SACHSENDORF

Von Werner Coblenz

Am Westrande des Staatsforstreviers Wermsdorf und knapp 1 km südöstlich vom Orte Sachsendorf (Kreis Grimma; Meßtischblatt 4643, alte 14: Dahlen) liegt das sogenannte Mambachsche (alte Abteilung 11 des Staatsforstreviers Wermsdorf), das im Zuge der Neulandgewinnung der Gemeinde Sachsendorf zur Nutzung zufiel. Durch die Aufmerksamkeit interessierter Männer wurden in dessen Südwestzipfel Hügelgräber entdeckt¹⁾. Durch rechtzeitige Meldung an das Landesamt für Vorgeschichte konnte das Einackern der Anlagen verhindert und die Besitzer (Flurstück 613c) zur Übergabe des Grundstückes in das Gemeindegut veranlaßt werden. Seitdem genießen diese Hügelgräber den Schutz des Gesetzes. In dem ursprünglich geschützten Gebiete lagen sieben Hügel (1—7 des Planes Abb. 1); dazu kamen zwischen den Hügeln 1 und 2, 7 und 6 und 6 und 5 deutliche Steinpackungen, die ebenfalls zu kleinen Hügeln gehört haben mögen, deren Höhe jedoch kaum noch bemerkbar ist. Während der Grabung konnte das Schutzgebiet nach Süden und Osten erweitert werden (Teile der Flurstücke 612, 613a, b), wodurch die Reste dreier weiterer Grabanlagen erfaßt wurden. Diese Anlagen sind nun durch das Überackern sehr verflacht, während die Hügel 1—7 noch als deutliche Erhebungen kenntlich sind (Abb. 1). Bei weiteren Flurbegehungen wurden die verschleppten Reste mindestens zweier Hügel etwa 200 m ostnordöstlich des geschützten Geländes und 180 m westnordwestlich des trigonometrischen Punktes 177,0 entdeckt. Durch die Verschleppung der Steindecke sind diese derart unkenntlich und gestört, daß ihre Unterschutzstellung nicht mehr betrieben wurde.

Zu den Hügeln im Flurstück 613c ist folgendes vorzuschicken: Sie liegen an einem nach Westen abfallenden Hang, dessen Fallwinkel besonders am Westrande des Gebietes (bei den Hügeln 1 und 2) verhältnismäßig groß ist. Der Abstand der Hügel voneinander — von Mitte zu Mitte gemessen — schwankt zwischen 18 und 30 m und liegt meist ziemlich genau bei 20 m. Höhe und Durchmesser der Anlagen sind verschieden.

	Höhe	Durchmesser
Die Maße: Hügel 1	1 m	12,5 × 14 m
2	1,35 m	12 × 18 m
3	0,55 m	12 m
4	0,80 m	12 m
5	etwa 0,65 m (gekesselt)	10 m
6	0,50 m	11 m
7	bis 0,80 m	15 × 15,5 m

Alle Hügel waren gut erkennbar und mit einer Ausnahme ohne Störungen durch frühere unsachgemäße „Grabungen“. Hügel 5 war im Zentrum gekesselt worden, wobei die gesamte Steinpackung gestört wurde. Zur Grabung wurden zwei Hügel ausgewählt, Hügel 1 und 2, die durch die laufenden Rodungsarbeiten schon große Veränderungen in der Steindecke erfahren hatten, trotzdem aber für die Inneneinrichtung ein im wesentlichen ungestörtes Bild zu bieten versprachen. Der augenfälligste und schönste Hügel (Hügel 7) sollte im jetzigen Zustand erhalten bleiben, der Hügel 5 aber war durch seine Kesselung unbrauchbar, die übrigen (Hügel 3, 4 und 6) machten neben der 7 den ungestörtesten Eindruck und sollten deshalb

¹⁾ Verdient machten sich hierum besonders Herr Fr. Lommatzsch, Sachsendorf, und Herr K. Bergt, Wurzen.

nicht untersucht werden. Da für die zwei zu grabenden Hügel der Plan des Wiederaufbaues nach dem Grabungsbefund gefaßt war und dann auch durchgeführt wurde,

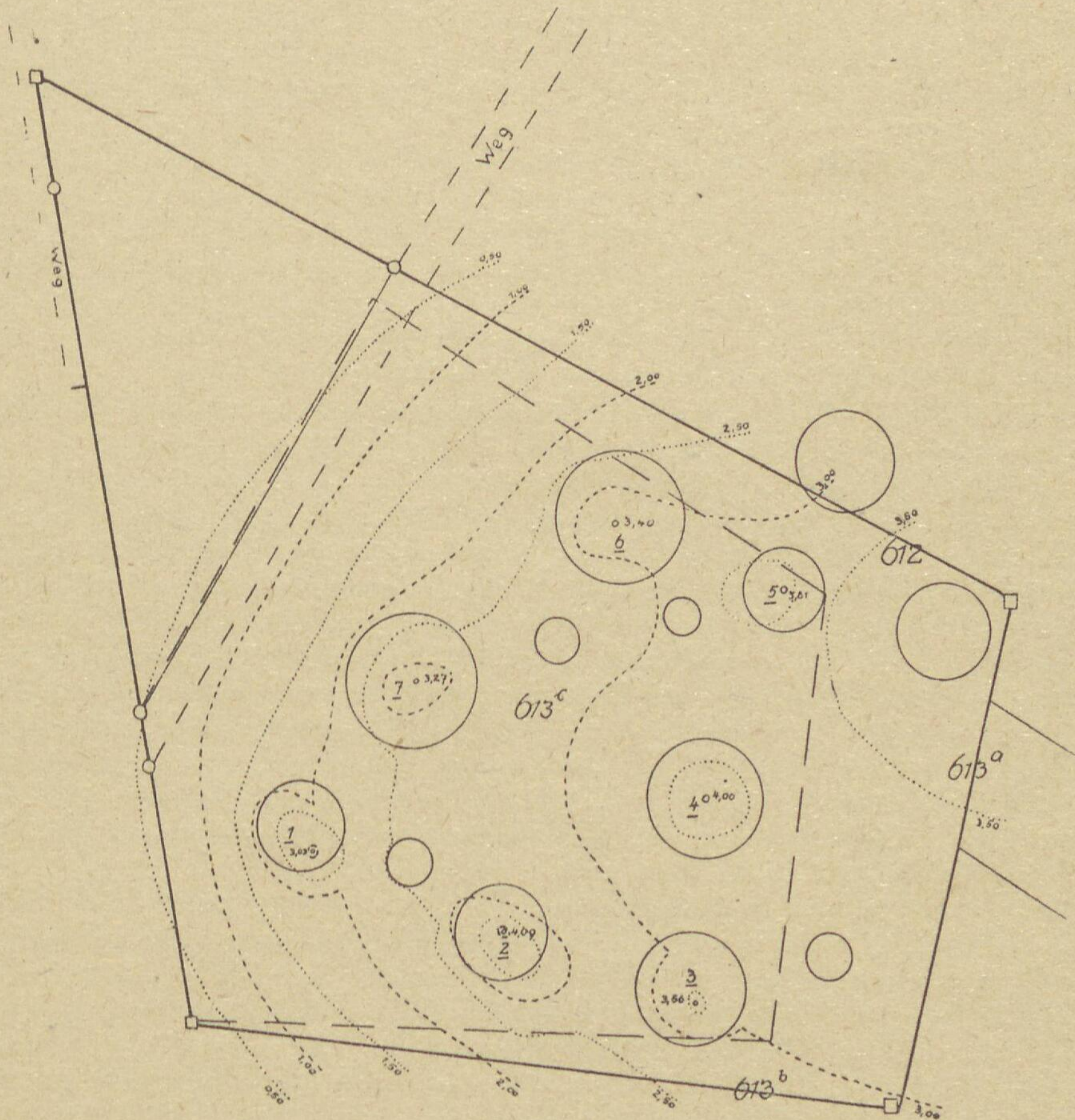


Abb. 1. Lage des Gräberfeldes mit Höhenschichtenlinien. 1:1000.

war durch die Wahl der Hügel in einem verhältnismäßig kleinen Geländestreifen ein dreifaches Ergebnis zu zeigen möglich:

Erstens stehen vier Hügel zur Verfügung, die das überkommene Bild ohne moderne menschliche Eingriffe darbieten und somit als Beispiel und Lehre zum Erkennen anderer Hügel in der weiteren Umgebung Sachsendorfs dienen können.

Zweitens kann durch das Offenlassen des „Grabungskessels“ in Hügel 5 die Unsinnigkeit, Erfolglosigkeit und die verantwortungslose Zerstörung solcher unsachgemäßer Maulwurfsarbeit dargestellt werden.

Drittens sollen die rekonstruierten Hügel 1 und 2 ein Bild vom Aussehen solcher Anlagen nach der Errichtung vor 3000 Jahren geben und die Achtung vor den Gemeinschaftsleistungen und dem Gemeinschaftssinn jener Zeit wecken.

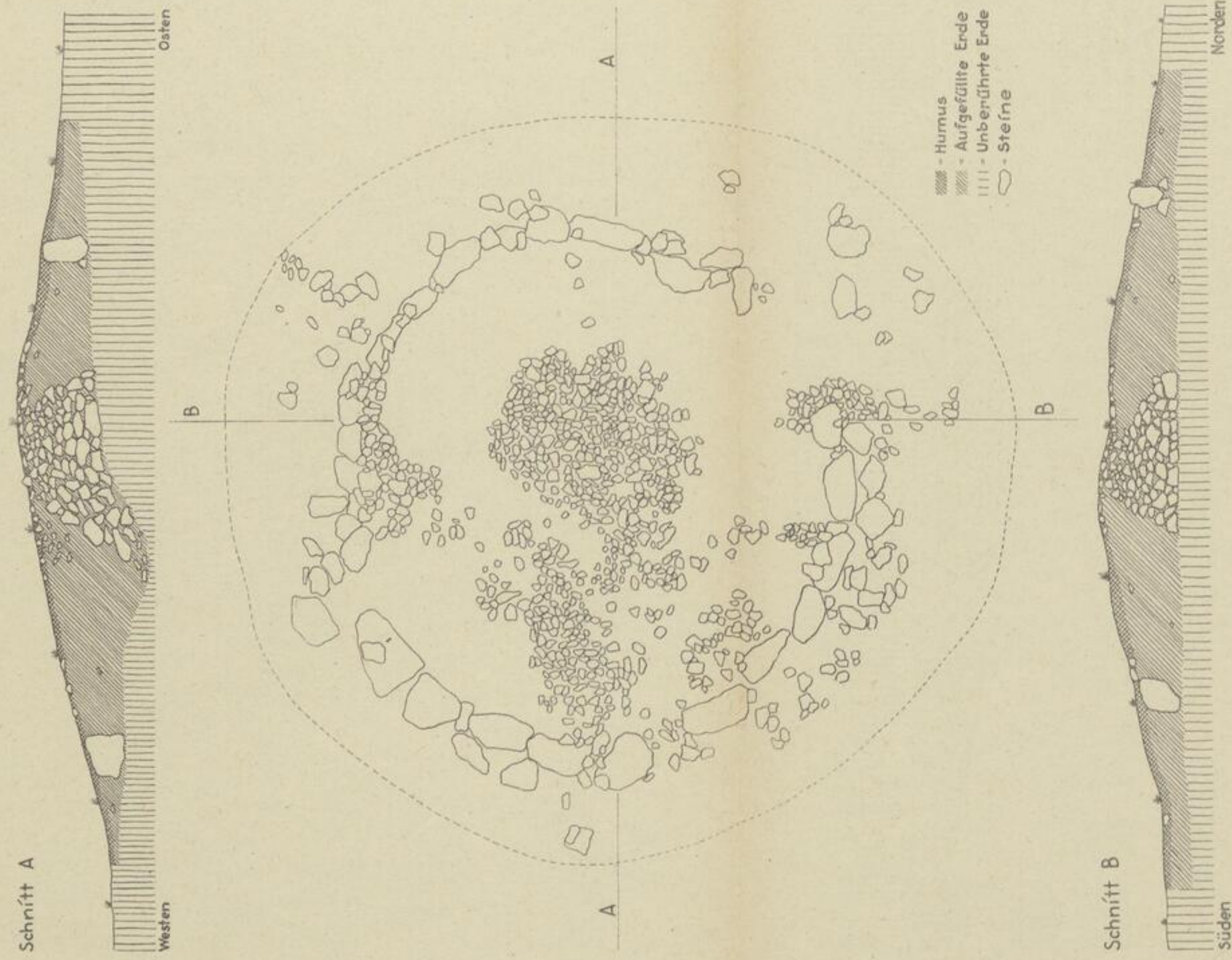
Alles zusammen soll die Sachsendorfer Hügelgräber zu einer Lehrstätte werden lassen, zu einer Art Freilichtmuseum, das ergänzt werden soll durch die Ausstellung der Funde, Grabungspläne und Photos in der Sachsendorfer Heimatstube. Tausende haben bereits während der Ausgrabungen Belehrung, Freude und Anregungen empfangen, die Schulen der Umgebung konnten hier ihren Heimatkundeunterricht durchführen. Alle haben hier nicht nur Scherben, „alte Töpfe“ und Steine gefunden, sondern konnten Leben aus den Dingen erwachsen sehen und in ihren Alltag Anregungen mitnehmen.

Die Grabungen selbst wurden in der zweiten Augushälfte 1949 begonnen und zogen sich mit einer mehrtägigen Unterbrechung besonders durch die langwierigen Rekonstruktionsarbeiten bis in die zweite Hälfte des September hin²⁾. Die Vorarbeiten gingen rasch vonstatten, trotzdem zum Beispiel auf Hügel 2 noch nahezu 100 Stubben entfernt werden mußten, ganz abgesehen von durch Windbruch geschädigten Bäumen (Tafel 13 oben). Bei beiden Anlagen wurden zuerst die Südost- und Nordwest-Quadranten abgedeckt. Der Aufbau der beiden Hügel war folgender:

Hügel 1 (Tafel 10—12) als westlichster Hügel befand sich in deutlicher Hanglage. Dadurch war für den äußeren erkennbaren Fuß ein Niveauunterschied von etwas mehr als 0,80 m gegeben (s. Plan Abb. 2, Schnitt A), der äußere Durchmesser des Steinkranzes konnte mit Hilfe der in ursprünglicher Lage verbliebenen Blöcke auf fast genau 9 m festgestellt werden. Im Südosten war der Kranz durch größere Rodungslöcher über 2 m unterbrochen, die Blöcke im Nordost-Quadranten und im Norden (Plan Abb. 2, Tafel 10 unten) standen noch hochkant, dafür waren die im Nordwesten um 90°, die im Südwesten um etwa 45° nach außen gekippt. Dabei waren auch die oberen Kranzsteine und Teile der Steindecke nach außen gestürzt. Eine weitere Verlagerung von Steinen verursachten die Rodungsarbeiten der vergangenen Jahrhunderte bis zur letzten Umwandlung des Geländes in Ackerland. Hieraus erklärt sich auch, daß lediglich im Westen die den Hügel abschließende Steindecke (Plan Abb. 2, Tafel 10 oben) einigermaßen geschlossen erhalten geblieben ist. Die Hügelfüllung bildete Sand, Lehm und zum Teil Kulturerde. Die zentrale Steinpackung sitzt direkt auf dem ungestörten Erdreich und geht nach oben bis zur Steindecke (Plan Abb. 2, Schnitt A und B). Sie erreicht damit eine Höhe von 1,35 m. Der Aufbau zeigt ein etwas verschoben kegelstumpfähnliches Gebilde. Nach der abfallenden Seite im Westen entstand am Rande der Packung eine muldenartige Vertiefung von 2,50 m in OW-Ausdehnung und 0,50 m Tiefe. Die Grundfläche der Steinpackung hatte eine Ausdehnung von 3,90 × 2,65 m. Eine Störung des Untergrundes und an der unteren Packung beschrieb nach Nordwesten annähernd einen Halbkreis. Reste einer Brandstelle mit vielen Holzkohleteilchen waren in der Packung selbst und im unmittelbar südwestlich daran anschließenden Raum zutage getreten. Leider waren die Störungen beträchtlich (Fuchsbau u. a.), und auch das Inventar hatte darunter gelitten. Die Gefäße, d. h. deren Reste, befanden sich zum großen Teil im unteren Drittel der Packung (Gefäß 2, 5—9), eines in der Holzkohleschicht (Gefäß 3), Reste zweier Gefäße (Gefäß 1) waren genau im Osten außen am Steinkranz niedergelegt, ein weiteres Scherbennest (Gefäß 4) fanden wir zwischen Steinkranz und Packung ebenfalls im Osten. Leichenbrand wurde nicht bemerkt. (Abb. 3.)

Die Rekonstruktion des Hügels war durch die Fundumstände vorgeschrieben. Die Höhe des Steinkranzes betrug an der höchsten Stelle im Gelände (also im Osten des Hügels) 0,80 m (Plan Abb. 2, Schnitt A rechts); damit war die Mindesthöhe des Kranzes festgelegt, der an der anderen Seite, also hangwärts, noch um die Höhendifferenz zwischen den Fußpunkten des Kranzes im Osten und Westen höher gewesen sein muß, da der obere Kranzabschluß tunlichst horizontal gelegen haben wird.

²⁾ Dem Verfasser standen vom Amt A. Pietzsch, J. Protiva und durchschnittlich drei Einheimische zur Verfügung, die Säuberung des gesamten Geländes übernahm die Schule Sachsendorf.



Sachsendorf

Abb. 2. Hügel 1. Gesamtplanum. 1:100

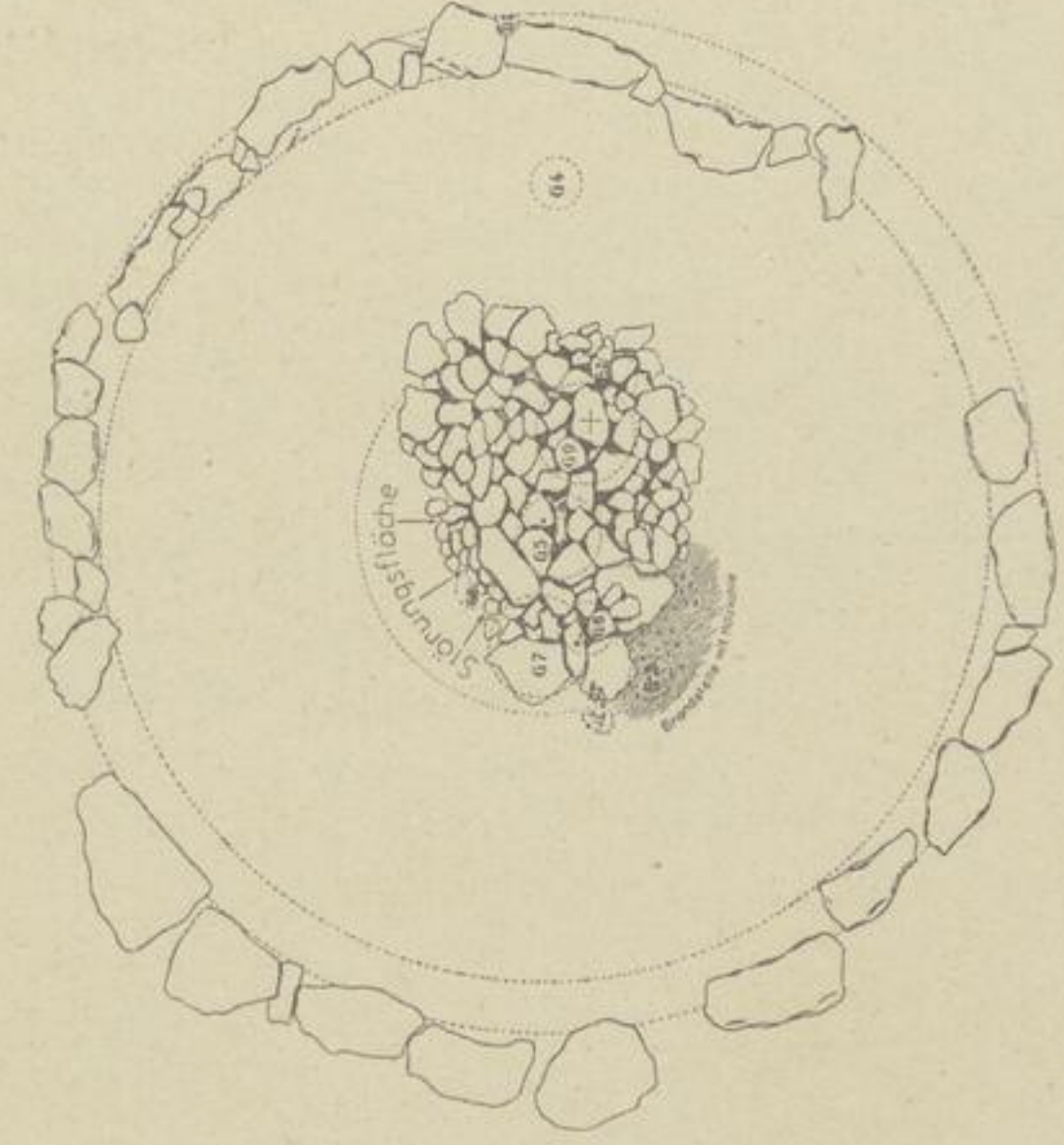
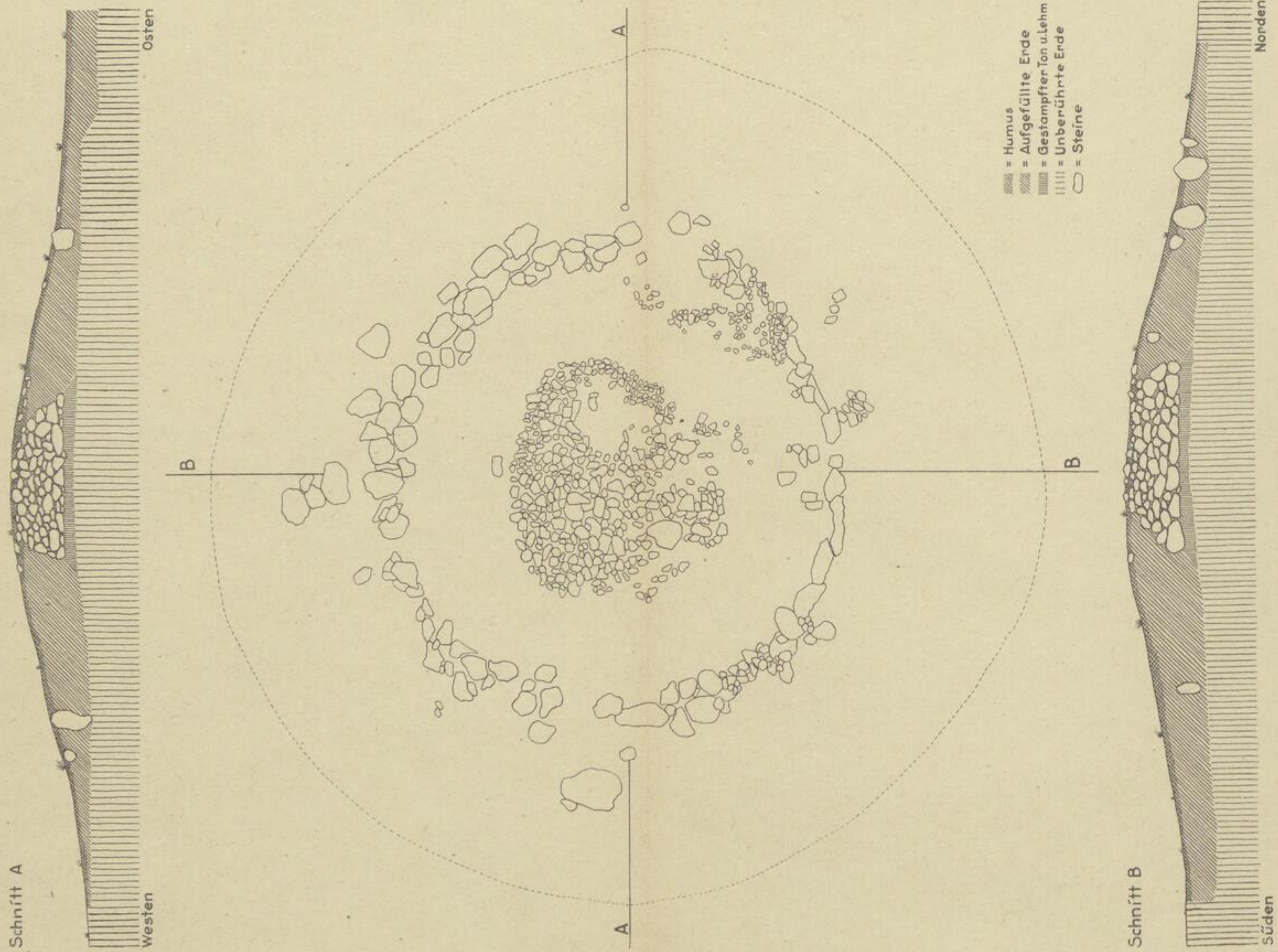
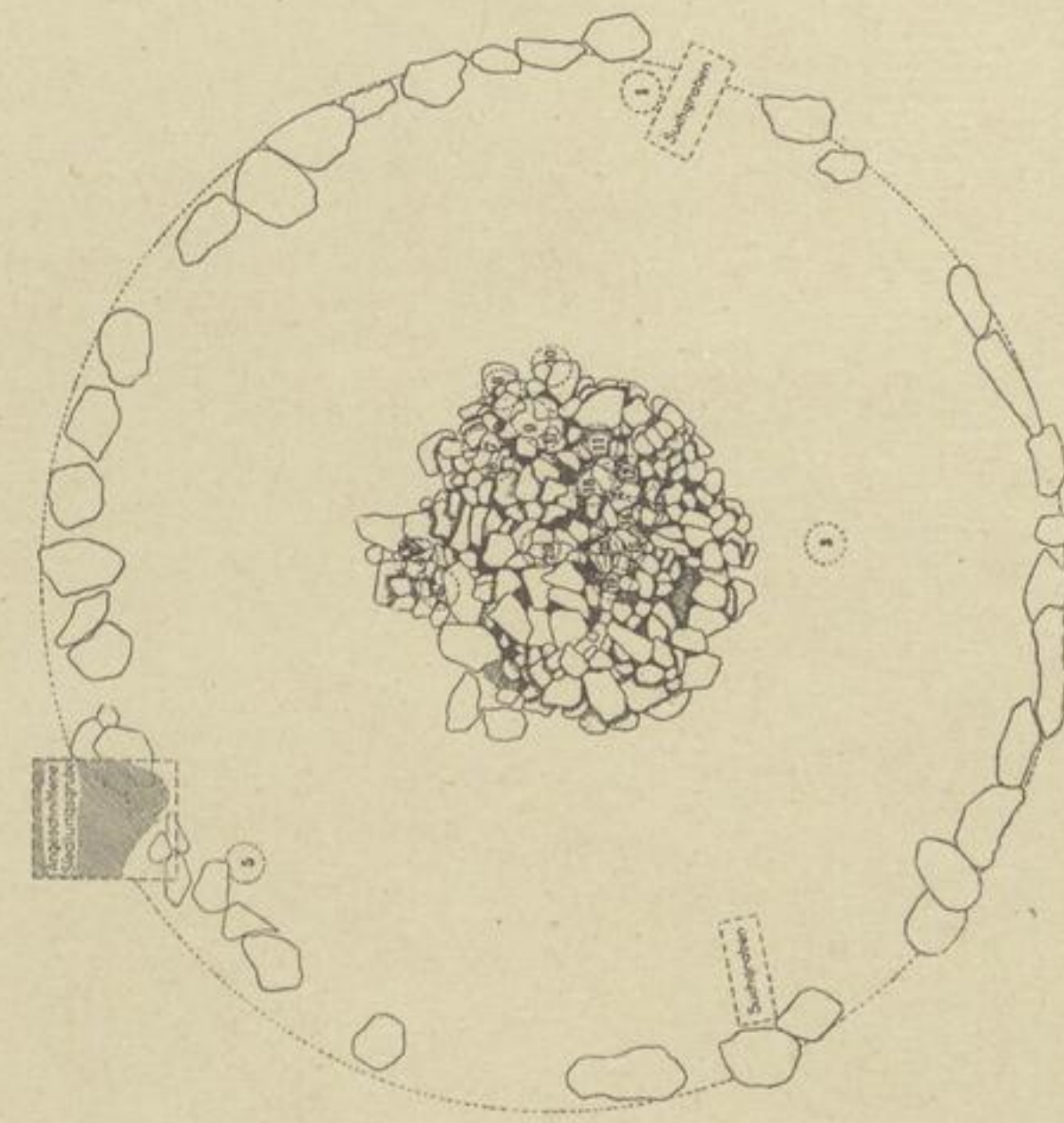


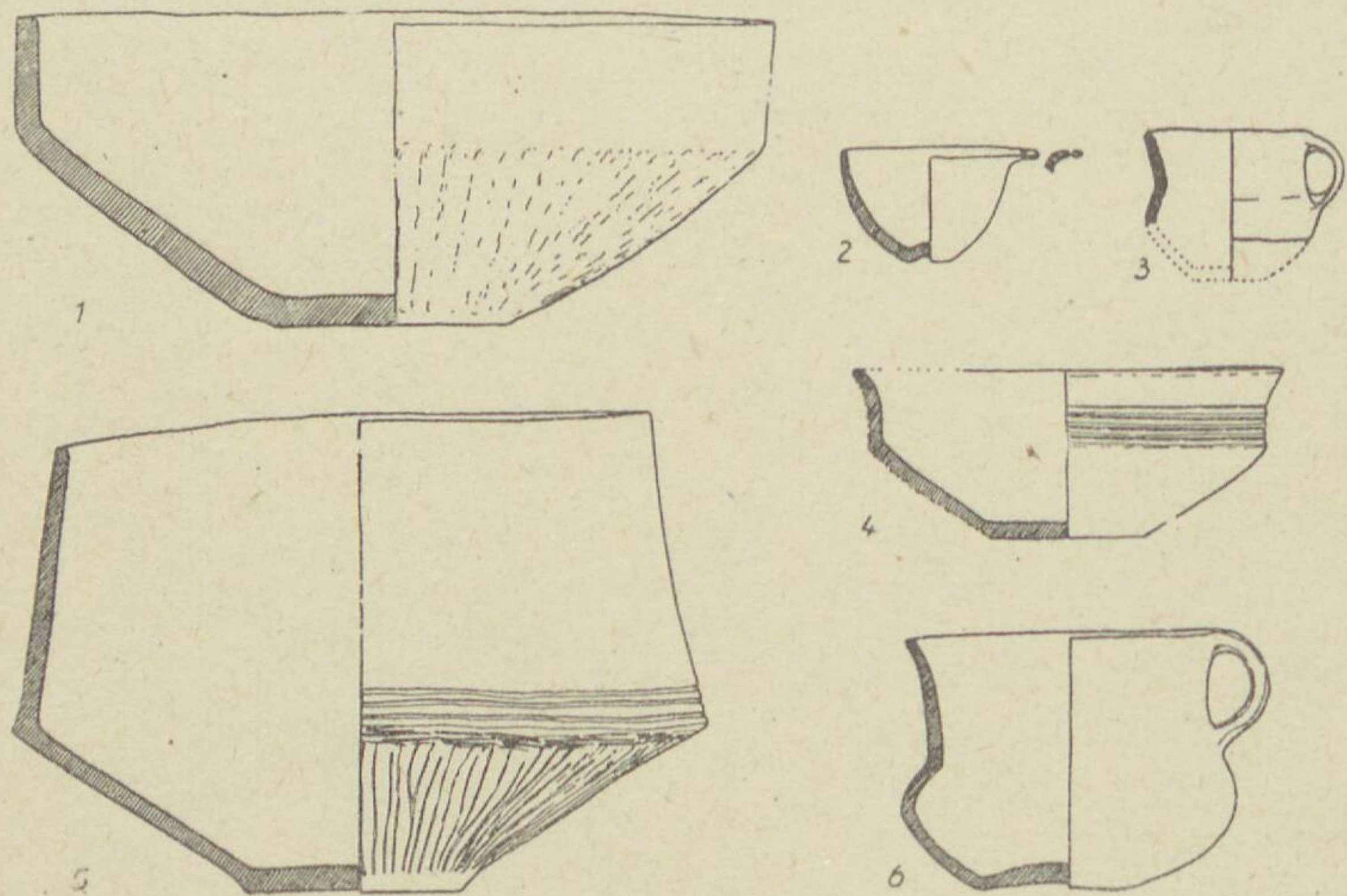
Abb. 3. Innenpackung und Steinkranz nach Entfernung der verstärzten Steinmassen. 1:100



Sachsendorf
Abb. 4. Hügel 2. Gesamtplanum. 1:100



Sachsendorf
Hügel 2
Abb. 5. Innenpackung und Steinkranz
nach Entfernung der verstärkten Steinmassen. 1:100



Sachsendorf

Hügel 1

Abb. 6. Gefäße, 1 : 4

Der Hügel wölbte sich nach der Mitte zu bis 0,55 m über den oberen Rand des Steinkranzes und war durch ein dichtes Steinpflaster abzudecken. Anzeichen für einen besonders betonten Abschluß durch einen bekrönenden Block (als „Grabstein“) waren zwar nicht zwingend, bestanden aber immerhin und rechtfertigen die Bekrönung in der Rekonstruktion.

Hügel 2 (Tafel 12—16), dessen Zentrum sich ziemlich genau 25 m südöstlich von der Mitte des ersten befand und dessen Grabung zuerst in Angriff genommen worden war, hat nach Westen und Südwesten ebenfalls, allerdings weniger steile Hanglage. Er erscheint deshalb im äußeren Bild ein wenig oval. Die Störungen der Oberfläche waren hier durch Rodungen, den Baumbestand und Tiergänge besonders umfangreich. So war die Steindecke nur im Zentrum und in Resten im Südosten erhalten (Plan Abb. 4). Der Steinkranz, der aus etwas kleineren Blöcken gebildet war als der in Hügel 1, war in der ganzen Nordhälfte und mit Ausnahme eines Viertels im Süden auch in der anderen Hälfte gestört und verstürzt (Plan Abb. 4, Tafel 14 oben). Die Aufnahme der in ursprünglicher Lage verbliebenen Grundsteine (Plan Abb. 5, Tafel 14 unten) ergab trotzdem deutlich den ursprünglichen Kreis. Sein äußerer Durchmesser betrug wenig mehr als 10 m. Die Hügelsohle, also der sogenannte gewachsene ungestörte Boden, stieg nach der Hügelmitte leicht an und bildet so schon eine Art Hügel am Untergrund. Die zentrale Steinpackung begann bei diesem Hügel nicht direkt auf dem gewachsenen Boden, sondern auf einer bis zu 0,30 m dicken Unterlage aus festgestampftem Ton und Lehm auf einer Fläche von $4,10 \times 4,50$ m. Die flachkegelstumpfförmige Packung mit einer Grundfläche von $3,40 \times 3,50$ m erreichte noch eine maximale Höhe von 1,10 m. Die Gefäße befanden sich in der unteren Hälfte der zentralen Packung (Plan Abb. 5, Tafel 15). Die Urne — ein Doppelkegel — war zerdrückt, die Leichenbrandreste dadurch ausgeflossen und über eine größere Fläche im Innern der Packung verbreitet. Im Nordwesten am Kranz befanden sich weitere Scherben (Gefäß 5), zwischen der Gefäßpackung und dem Steinkranz im Süden (Gefäß 3) und wiederum am Steinkranz im Osten (Gefäß 1, Tafel 13 unten) ebenfalls keramische Reste. Damit wiederholte sich die Gefäßbeisetzung am Ostfuß des Hügels. Bei Suchgräben am Steinkranz fanden wir im Nord-Nordwesten die Reste einer ebenfalls lausitzischen Siedlungsgrube mit vielen Scherben.

Die Rekonstruktion dieses Hügels machte durch die gegebenen Grabungsbefunde kaum Schwierigkeiten. Die Höhe des Steinkranzes, der oft aus zwei bis drei übereinanderliegenden Blöcken gebildet wurde, war 0,80—0,90 m (je nach der Höhenlage des betreffenden Fußpunktes). Die Wölbung bis zur Hügelmitte ging bis zu 0,80 m über die Kranzspitze (Tafel 16 unten).

Die beiden Gräber ergaben folgende Funde:

Hügel 1: (Gefäßnummern [G] nach Plan auf Abb. 3.)

Reste einer kleinen Tasse mit randständigem Bandhenkel. Unterteil und Boden fehlen.

Hellocker, glatt, teilweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Erhaltene Höhe 4,8 cm; größte Weite (+ Henkel) 9,1 cm; Henkelbreite 1,9 cm; Wandstärke 0,35—0,5 cm. (Abb. 6, 3, G 1.) S.: 70/50.

Napf mit Bodendelle, kugligem Leib und senkrechtem randständigen Griffzapfen. Ergänzt.

Ocker und hellgrau gefleckt, dünner glatter Überfang, teilweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 5,1 cm; größte Weite (+ Zapfen) 9 cm; Bodeneinzug 0,3 cm; Wandstärke 0,3—0,6 cm; Bodenstärke 0,55 cm. (Abb. 6, 2, G 1.) S.: 71/50.

Großer Doppelkegel mit glattem Umbruch, senkrecht geritztem Unterteil (oberer Ritzungsabschluß durch waagerechte Ritzung betont) und 3 Horizontalrillen über dem Umbruch. Ergänzt.

Gelbbraun, glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 21 cm; größte Weite 31,2 cm; Wandstärke 0,6—0,7 cm; Bodenstärke 0,9 cm. (Abb. 6, 5, G 7.) S.: 66/50.

Weiter Doppelkegel mit kurzem, fast zylindrischem Oberteil. Unterteil geschlickt und mit den Fingern senkrecht verstrichen, Rand waagrecht abgestrichen. Ergänzt.
Fleckig dunkelgrau, stellenweise ockerfarben, dünner glatter Überfang, mittelhart gebrannt, fein gemagert.

Maße: Größte Höhe 13,5 cm; größte Weite 34 cm; Wandstärke 1—1,4 cm; Bodenstärke 1,3 cm. (Abb. 6, 1, G 8.) S.: 67/50.

Reste einer doppelkegligen Schale mit 4 Horizontalrillen über dem Umbruch und ausschwingendem Rand. Zur Hälfte ergänzt (Henkel?). Leichenbrand.

Gelbbraun, glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 7,5 cm; größte Weite 19,4 cm; Wandstärke 0,6 cm; Bodenstärke 0,7 cm. (Abb. 6, 4, G 9.) S.: 68/50.

Henkeltasse mit weitem, ein wenig eingezogenem Boden, gut gewölbtem niedrigen Leib, verhältnismäßig hohem Steiltrichterhals, geringer Randausschwingung und randständigem Bandhenkel. Ergänzt.

Gelbbraun, dunkelgrau gefleckt, dünner glatter Überfang, teilweise durch Brand zerstört, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 11,2 cm; größte Weite (+ Henkel) 16,6 cm; Henkelbreite 3,6 cm; Wandstärke 0,3—0,6 cm; Bodenstärke — 0,7 cm. (G nicht angegeben; an der Oberfläche gefunden; Abb. 6, 6.) S.: 69/50.

Dazu kommen in wenig Resten

1 Eitopf (G 3),

1 mittlere Henkelterrine (G 4),

Scherben verschiedener Gefäße und Leichenbrand (G 5),

1 großer Eitopf (G 6),

1 Zonenbuckelterrine mit vielen Zonen (G 7), dazu Leichenbrand,

Restscherben ergaben geriefte Keramik und das Henkelstück einer kleinen Tasse. Aus dem Zentrum stammen außerdem Reste eines großen Doppelkegels mit 3 Horizontalrillen über dem Umbruch und ritzverziertem Unterteil.

Hügel 2: (Gefäßnummern [G] nach Plan auf Abb. 4.)

Mittelgroße Henkelterrine mit verhältnismäßig kleiner Standfläche, hochgewölbtem Leib und weitem, nicht abgesetztem Steilkegelhals. Rand ergänzt.

Grau und ocker gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 14,6 cm; größte Weite 17,6 cm; Henkelbreite 1,8 cm; Wandstärke 0,5—0,6 cm; Bodenstärke 1 cm. (Abb. 7, 7, G 1.) S.: 46/50.

Kräftig gebauchter eiförmiger Topf mit leicht abgesetztem Steiltrichterhals und Randausschwingung. Ein wenig ergänzt.

Grau, ocker gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 19 cm; größte Weite 16,7 cm; Wandstärke 0,5—0,6 cm; Bodenstärke — 0,9 cm. (Abb. 8, 20, G 1.) S.: 62/50.

Doppelkegel mit glattem Umbruch und 4 Horizontalriefen darüber. Rand abgeschlagen. Ergänzt.

Dunkelgrau und gelbbraun gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 13,4 cm (bis zur Bruchstelle); Wandstärke 0,7—0,8 cm; Bodenstärke — 0,9 cm. (Abb. 7, 10, G 2.) S.: 50/50.

Reste einer fast halbkugligen Schale.

Fleckig ockergelb, glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

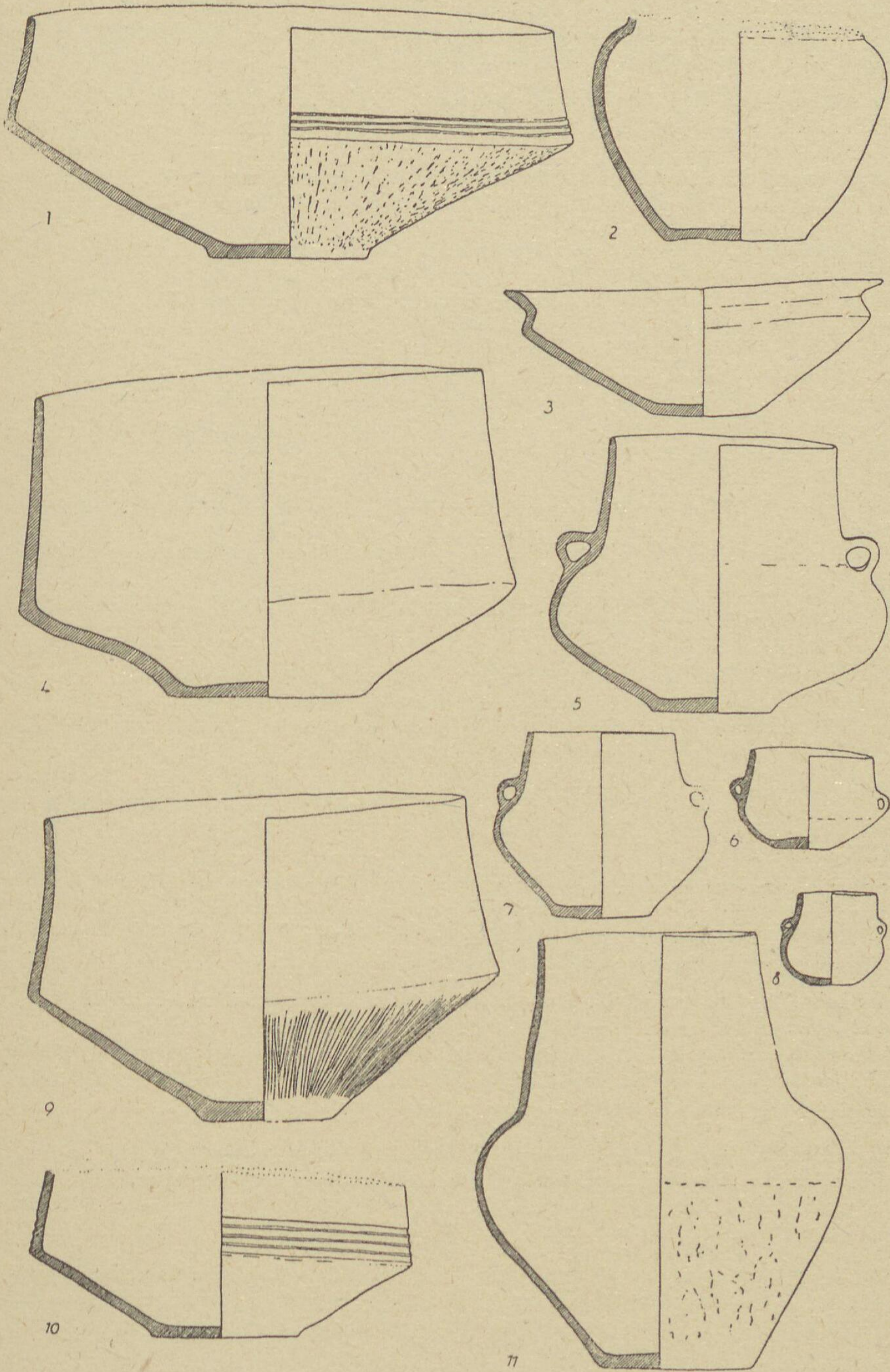
Maße: Größte Höhe 5,7 cm; größte Weite 9 cm; Wandstärke 0,6—0,7 cm. (Abb. 8, 22, G 4.) S.: 64/50.

Große Terrine mit besenstrichverziertem Unterteil und steilkegligem Hals. Ergänzt.

Fleckig grau, dünner glatter Überfang, mittelhart gebrannt, fein gemagert.

Maße: Größte Höhe 35,8 cm; größte Weite 47 cm; Wandstärke 0,8—0,9 cm; Bodenstärke — 1,2 cm. (Abb. 8, 12, G 5.) S.: 52/50.

Henkelterrine mit mittelsteilem, wenig gewölbtem Unterteil, kugligem Bauch und Schulter und abgesetztem Steilkegelhals. Auf Bauch und Schulter 4 Buckel von je 2 Zonen umgeben, zwischen 2 Buckeln einmal eine Gruppe aus 3 steilen Schrägriefen.



Sachsendorf
 Hügel 2
 Abb. 7. Gefäße 1:4

4*

Hellgelbbraun, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 26 cm; größte Weite 26,8 cm; Henkelbreite 1,8 cm; Wandstärke 0,5—0,9 cm; Bodenstärke — 1 cm. (Abb. 8, 18, G 7.) S.: 57/50.

Tasse mit schräg geriefter Schulter und randständigem Bandhenkel. Hals ergänzt.
Hellocker und grau gefleckt, innen dunkelgrau, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 13,5 cm; größte Weite (+ Henkel) 18,3 cm; Henkelbreite 2,3 cm; Wandstärke 0,5—0,7 cm; Bodenstärke 0,7 cm. (Abb. 8, 15, G 8.) S.: 55/50.

Große trichterförmige Tasse mit randständigem Bandhenkel. Ergänzt.
Gelbbraun, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 12 cm; größte Weite (+ Henkel) 19,8 cm; Henkelbreite 2,7 cm; Wandstärke 0,4—0,7 cm; Bodenstärke 0,7 cm. (Abb. 8, 13, G 8.) S.: 53/50.

Leib eines weiten gebauchten Gefäßes (Eitopf oder hohe Terrine).
Gelbbraun, grau gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 18 cm; größte Weite 24,2 cm; Wandstärke 0,7 cm; Bodenstärke — 0,8 cm. (Abb. 7, 2, G 9.) S.: 44/50.

Weite Henkelterrine mit niedrigem, weit ausgebauchtem Unterteil und leicht abgesetztem Steilkegelhals. Ergänzt.

Grau und ocker gefleckt, dünner glatter Überfang, teilweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 22 cm; größte Weite 27,7 cm; Henkelbreite 2,7 und 3 cm; Wandstärke 0,6 bis 0,7 cm; Bodenstärke — 0,9 cm. (Abb. 7, 5, G 10.) S.: 47/50.

Große trichterförmige Tasse mit randständigem Bandhenkel. Dieser abgebrochen.
Fleckig ockerbraun, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 11,5 cm; größte Weite (bis Henkelansatz) 20 cm; Henkelbreite 2,7—3,3 cm; Wandstärke 0,4—0,6 cm; Bodenstärke 0,6 cm. (Abb. 8, 14, G 11.) S.: 54/50.

Schale mit weit ausgreifendem Unterteil, Bauchknick, kurzer steiler Schulter und weitem Trichterrand. Rand innen breit abgestrichen, so daß der Eindruck einer Fazette entsteht. Ergänzt (Henkel nicht erhalten).

Hellocker, dunkelgrau gefleckt, dünner glatter Überfang, teilweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 11,2 cm; größte Weite 31 cm; Wandstärke 0,7—0,8 cm; Bodenstärke 0,9 cm. (Abb. 7, 3, G 11.) S.: 45/50.

Großer hoher Topf mit geschweiftem Unterteil, gedrückt kugligem Leib und kaum abgesetztem hohen Steilkegelhals. Unterteil geschlickt, teilweise senkrechter Fingerverstrich.

Gelbbraun, dünner glatter Überfang, stellenweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 34,4 cm; größte Weite 30,2 cm; Wandstärke 0,5—0,7 cm; Bodenstärke 1,3 cm. Enthielt etwas Leichenbrand. (Abb. 7, 11, G 12.) S.: 51/50.

Weiter schlichter Doppelkegel mit flachem Unterteil und flauem Umbruch. Ergänzt.

Fleckig ockergrau, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

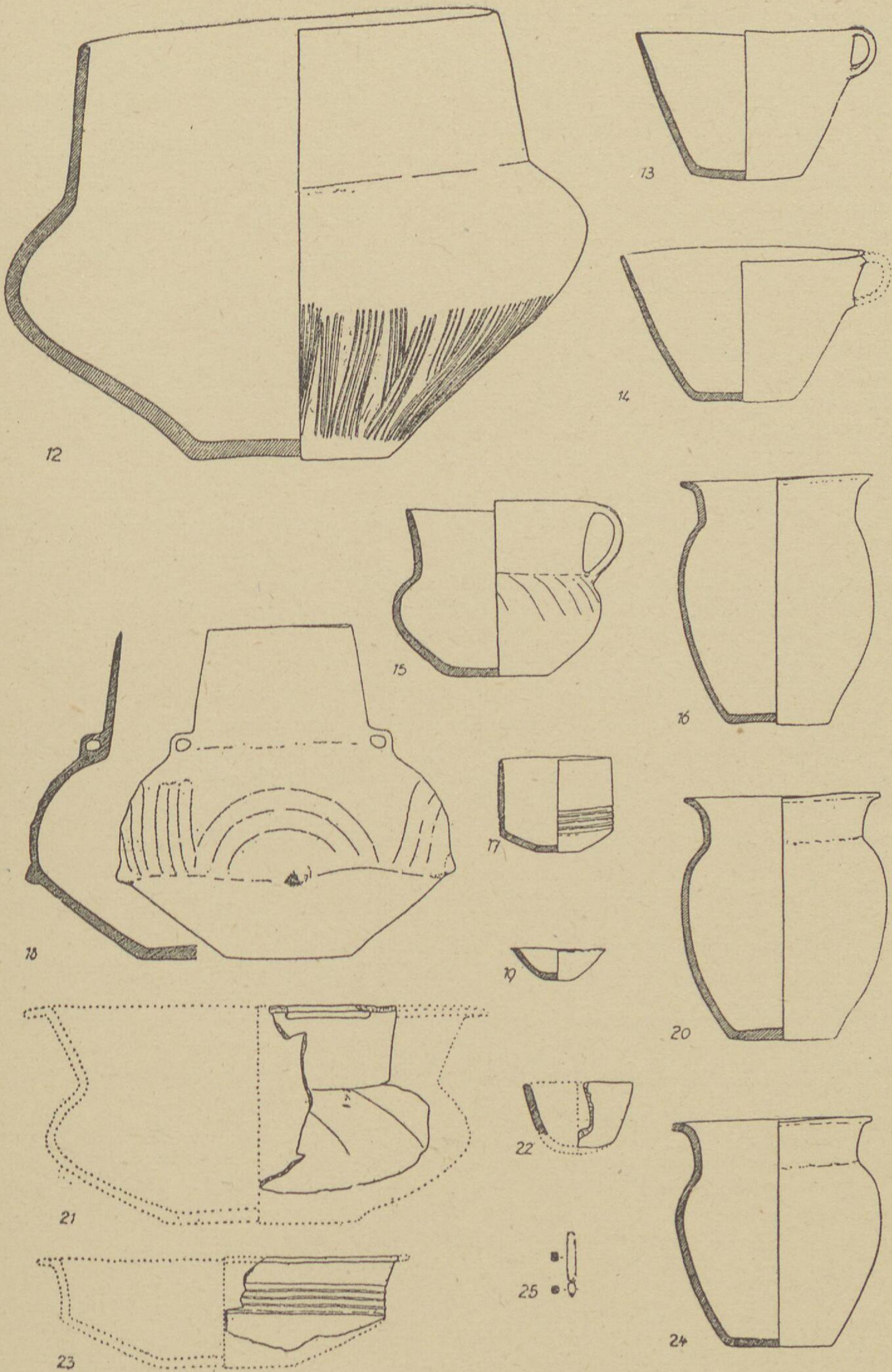
Maße: Größte Höhe 26 cm; größte Weite 40,1 cm; Wandstärke 0,7—1 cm; Bodenstärke 1 cm. (Abb. 7, 4, G 12/13.) S.: 42/50.

Großer Doppelkegel mit besenstrichverziertem Unterteil und geschweiftem Oberteil. Ergänzt.
Fleckig dunkelgrau und ocker, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 25,8 cm; größte Weite 38,4 cm; Wandstärke 0,6—0,9 cm; Bodenstärke — 1,4 cm. (Abb. 7, 9, G 13.) S.: 43/50.

Weiter eiförmiger Topf mit abgesetztem Steilkegelhals und kräftiger Randausschwingung. Ergänzt.

Gelbbraun, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 18 cm; größte Weite 16,6 cm; Wandstärke 0,5—0,6 cm; Bodenstärke 0,7 cm. (Abb. 8, 24, G 13.) S.: 61/50.



Sachsendorf

Hügel 2

Abb. 8. Gefäße 1 : 4, Bronze 1 : 2

Hoher eiförmiger Topf mit gestrecktem Leib, leicht abgesetztem Steilkegelhals und weiter Randausschwingung. Ergänzt.

Gelbbraun und grau gefleckt, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.
Maße: Größte Höhe 19,8 cm; größte Weite 16,1 cm; Wandstärke 0,4—0,6 cm; Bodenstärke — 0,7 cm. (Abb. 8, 16, G 16.) S.: 63/50.

Weiter niedriger Doppelkegel mit geschlicktem Unterteil und 3 Horizontalrillen über dem Umbruch. Ergänzt.

Dunkelgrau mit ockergrauen Flecken, Oberteil und innen dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 20 cm; größte Weite 47 cm; Wandstärke 0,7 cm; Bodenstärke 1,1 cm. (Abb. 7, 1, G 17.) S.: 41/50.

Reste einer weiten Terrine mit schräg geriefter Schulter, abgesetztem niedrigen Trichterhals und weit ausgelegtem Rand.

Dunkelgrau, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe etwa 17 cm; größte Weite 37,5 cm; Wandstärke 0,5—0,6 cm; Bodenstärke — 1 cm. (Abb. 8, 21, G 19.) S.: 59/50.

Vierkantiger Bronzedorn, abgebrochen.

Grün patiniert, Material brüchig.

Maße: Länge 2,45 cm; Querschnitt 0,3 × 0,35 cm. (Abb. 8, 25, bei G 20, dabei Leichenbrand.) S.: 65/50.

Flache Miniaturschale mit zapfenartigem Ansatz. Ergänzt.

Hellocker, grau gefleckt, dünner Überfang, stellenweise abgelaugt, verhältnismäßig grob gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 2,5 cm; größte Weite 7,8 cm; Wandstärke 0,4—0,55 cm; Bodenstärke 0,55 cm. (Abb. 8, 19, G 21.) S.: 58/50.

Kleine Henkelterrine mit kugligem Leib und kaum abgesetztem kurzen Steilkegelhals. Ergänzt.

Gelb und grau gefleckt, dünner Überfang abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 7,2 cm; größte Weite 8,5 cm; Henkelösenbreite 0,5—0,6 cm; Wandstärke 0,4 cm; Bodenstärke 0,55 cm. (Abb. 7, 8, G 21.) S.: 48/50.

Kleiner schlichter Doppelkegel mit etwas verwaschenem Umbruch und 2 Henkelösen darüber. Ergänzt.

Fleckig grauocker, dünner glatter Überfang, teilweise abgelaugt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 7,9 cm; größte Weite (+ Henkel) 13,1 cm; Henkelbreite 1,1 cm; Wandstärke 0,35—0,6 cm; Bodenstärke — 0,9 cm. (Abb. 7, 6, G aus dem Zentrum.) S.: 49/50.

Kleiner Doppelkegel mit flachem Unterteil, fast zylindrischem Oberteil und 4 Horizontalrillen über dem Umbruch. Ergänzt.

Hellockerbraun, dünner glatter Überfang, teilweise abgeplatzt, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe 7 cm; größte Weite 9 cm; Wandstärke 0,4—0,5 cm; Bodenstärke 0,6 cm. (Abb. 8, 17.) S.: 56/50.

Reste einer doppelkegligen Schale mit 4 Horizontalrillen über dem Umbruch und ausgelegtem Rand. Ergänzt.

Gelbbraun, dünner glatter Überfang, fein gemagert, mittelhart gebrannt.

Maße: Größte Höhe etwa 8,5 cm; größte Weite etwa 30 cm; Wandstärke 0,5—0,7 cm; Bodenstärke 0,8 cm. (Abb. 8, 23.) S.: 60/50.

Dazu kommen in kleinen Resten

- 1 Schale mit geknicktem Umbruch (G 2),
- 1 eiförmiger Topf (G 3),
- 1 mittlere Terrine mit Ösenhenkeln (G 8),
- 1 Terrine oder Eitopf (G 15),
- 1 doppelkegliges Gefäß (G 17),
- 1 Eitopf oder hohe Terrine (G 19),
- 1 Zonenbuckelterrine (zwischen G 15 und 20; außerdem bei G 20 weitere Leichenbrandreste).

Für die Zeitansetzung sind die Zonenbuckelgefäße, die in der älteren und auch der fortgeschritteneren Entwicklung vorliegen, die Riefenware, die Anfänge der scharfkantigen Schalen und der ausgelegten Ränder, schließlich aber auch die vielen Variationen der Doppelkegel ausschlaggebend. Wir finden hier die völlig unverzierte Form, den Typ mit geritztem Unterteil — sonst schlicht —, Stücke mit glattem Unterteil und horizontal gerilltem Oberteil, diese Art dann auch wieder mit gerauhtem Unterteil, zuletzt noch das kleine gehenkelte Exemplar. Trotz der verhältnismäßig großen Auswahl an Doppelkegeln fehlen die gekerbten, die sonst die häufigste Form, wenigstens während der Zeit des Auftretens der ersten Doppelkegel in Sachsen, darstellen. Auch die strengen alten Formen können nicht an allen Sachsendorfer Doppelkegeln beobachtet werden.

Die Funde weisen die Sachsendorfer Hügel eindeutig in die Lausitzische Kultur der beginnenden Jungbronzezeit. Damit bewegen wir uns in der „Fremdgruppenzeit“ Grünbergs³⁾, genauer ausgedrückt in der letzten Zwischenstufe vor der ausgeprägten scharfkantigen Ware⁴⁾. Die reine Mittelbronzezeit mit den unbeeinflussten ersten Buckeln mit umgebendem Hof hatte bis zur Zeit der Errichtung der Sachsendorfer Hügel nacheinander die Ritzverzierung, dann die ersten Doppelkegel und schließlich die Riefung übernommen, bis durch die Verbindung dieser Riefen mit den sich noch durch alle Zwischenstufen haltenden Buckeln die Zonenbuckel entstehen⁵⁾. In Sachsendorf ist bereits die Stufe erreicht, in der die alten Buckel verschwunden sind, die letztmals mit den ersten Zonenbuckeln, häufiger aber noch mit den etwas älteren ersten Riefen aufgetreten waren. Daß wir mit der fast scharf dreigliedrigen Schale und der doppelkegligen Schale mit ausgelegtem Rand aus Hügel 2 nahezu die Anfänge der oben erwähnten Grünbergschen jungbronzezeitlichen Gruppe erreichen, ist sicher, außerdem stützt die Auswahl der Doppelkegel (sämtlich ungekerbt) nach den bisherigen Untersuchungen des Verfassers die Ansicht, daß unsere Hügel geraume Zeit nach dem Auftreten dieser Form in Sachsen erbaut wurden. Wir bewegen uns im Grunde genommen noch in der Phase der vierkantigen Hirtenstabnadeln, deren Ansatz mit etwa 1100 v. Ztr. an anderer Stelle gegeben wurde⁶⁾.

Die Sachsendorfer Hügel stehen in ihrer Umgebung nicht etwa vereinzelt da. In nur wenigen Kilometern Entfernung befinden sich am Südrand des „Doktor-Teiches“ in der ehemaligen Abteilung 105 des Staatsforstreviers Wermsdorf mindestens 6 Hügel (Neumeldung und Schutz 1949), die nach den Scherbenfunden des Verfassers den Sachsendorfern zeitgleich sind (kleine schräggeriefte Kanne), und im Lindigt, am sogenannten Franzosengrab, südlich des Horstsees, ebenfalls Staatsforstrevier Wermsdorf, die altbekannten 7 Hügelgräber, deren zeitliche Stellung durch Grabungen des vorigen Jahrhunderts festgelegt wurde. Alle diese Hügel gehören zu einer Gruppe spätmittel- bis jungbronzezeitlicher Anlagen in den Kreisen Leipzig, Grimma, Rochlitz, Oschatz⁷⁾ mit den östlichen Vorposten in Diera, Kreis Meißen, und der Dresdner Heide (dazu die Ausstrahlungen nach Böhmen mit Aussig-Schreckenstein⁸⁾). Als etwas jüngere Anlage kommt noch Gävernitz⁹⁾ hinzu. Die große vogt-

³⁾ W. Grünberg, Die Grabfunde der jüngeren und jüngsten Bronzezeit im Gau Sachsen, 1943.

⁴⁾ A. a. O., 28ff.

⁵⁾ W. Coblenz, Grabfunde der Mittelbronzezeit Sachsens, 1946 (Manuskript).

⁶⁾ A. a. O., Chronologie mit Gesamtaufstellung und Karte dieser Form, erwähnt weiterhin in W. Coblenz, Die Stellung der oberen Elbe bei der Ausbreitung der Lausitzischen Kultur, PZ XXXIV/XXXV, 62ff. (Merhart-Festschrift 1946, Druck 1950.)

⁷⁾ Brandis, Grimma; Harth bei Leipzig; Nerchau, Grimma; Otterwisch „Buchholz“, Grimma; Staatsforstrevier Glasten (Nimbschen) bei Grimma; Stöbnig, Rochlitz; Staatsforstrevier Seidewitz, Thümmlitzwald; Ochsenaal, Oschatz; Sörnewitz, Oschatz; Zeuckritz; (Bucha), Oschatz.

⁸⁾ Sudeta 8, 1932, 81ff. und PZ XXXIV/XXXV, S. 62ff.

⁹⁾ G. Neumann, Das große Grab von Gävernitz, 1930.

ländische Gruppe bildet ein geschlossenes Netz und ist von unseren Hügeln durch ihre anders gelagerten Kulturbeziehungen zu trennen¹⁰⁾.

Unsere oben umrissene Hügelgräberprovinz hat im Aufbau der einzelnen Anlagen viele Ähnlichkeiten. Der Durchmesser der Anlagen schwankt zwischen 6 und mehr als 20 m, Steinkränze sind sehr häufig, ebenso zentrale Steinpackungen mit der Bestattung¹¹⁾. Meist liegen unsere Hügel in Gruppen bis zu 20 Stück beieinander und bilden teilweise auch innerhalb eines Flachgräberfeldes eine bevorzugte Region¹²⁾. Diese kurzen Andeutungen sollen genügen, da an anderer Stelle ausführlicher über diese Fragen abgehandelt wurde.

¹⁰⁾ Knovizer Einflüsse (besonders Plauen-Chrieschwitz).

¹¹⁾ Näheres siehe in der Arbeit des Verfassers über die Grabfunde der Mittelbronzezeit Sachsens.

¹²⁾ Gävernitz und Sörnewitz.

ZUR ZEITSTELLUNG DER HALLSTATTKULTUR

Von Friedrich Behn

Vorgeschichte ist keine naturwissenschaftliche, sondern eine geschichtliche Disziplin. Das verpflichtet, über die engere, aus typologischen und stratigraphischen Beobachtungen gewonnene relative Chronologie hinaus, absolute Zeitbestimmungen anzustreben. Das ist auch für einen selbst noch vorgeschichtlichen, d. h. eigener schriftlicher Überlieferung entbehrenden Kulturkomplex möglich, sofern er mit historischen so breite Berührungsflächen besitzt wie die römische Kaiserzeit und teilweise auch bereits die vorhergehende Latènezeit. Ein Schmerzenskind der absoluten Zeitbestimmung aber ist immer noch die ältere Eisenzeit, die sogenannte Hallstattzeit, auffallenderweise in höherem Maße als die Bronzezeit, die eine ganze Reihe direkter Berührungspunkte zu den noch vorgeschichtlichen und den bereits geschichtlich gewordenen Kulturräumen der alten Welt aufweist. Der summarische Ansatz in den ersten Teil des letzten Jahrtausends, rund 1000—500 v. Chr., kann heute keinesfalls mehr befriedigen, und nicht nur der gesamte Ablauf dieser Kulturstufe, sondern auch ihre einzelnen Etappen verlangen schärfere Abgrenzungen. Die mitteleuropäische Hallstattkultur unterhielt einen überaus regen Güteraustausch mit der Villanovakultur Italiens, naturgemäß mehr mit der Gruppe um Bologna als mit der durch den Apenninwall getrennten etruskischen. Das bedeutet, daß die hallstättische Chronologie auf die der italischen Eisenzeit einspielen muß. Nun aber ist auch diese noch durchaus prähistorisch und muß erst selbst ihre chronologischen Grundlagen auf indirektem Wege aus Import oder aus formalen Beziehungen herleiten. Solange die italische Chronologie nicht feststeht, hängt zwangsläufig auch die hallstättische in der Luft und kommt über grobe Näherungswerte nicht hinaus, mit denen eine moderne Vorgeschichtsforschung sich nicht zufrieden geben darf.

Die Kernfrage der italischen Eisenzeit-Chronologie deckt sich mit der nach dem Entstehungsgebiet der Villanovakultur. Lange konnte sich die Auffassung unwidersprochen halten, wonach diese in innerer Entwicklung mit gleichzeitigen ethnischen Verschiebungen aus der bronzezeitlichen der oberitalischen *Terremare* entstanden und langsam südwärts gewandert sei, sie wurde auch von deutschen Archäologen, wie F. von Duhn, vertreten. Danach mußten also die Erscheinungen der bolognesischen Gruppe die älteren, die der etruskischen die jüngeren Ausläufer sein. Als erster hat unseres Wissens der Franzose A. Grenier (*Bologne villanovienne et étrusque*, 1912) die These der umgekehrten Wanderrichtung aufgestellt, die heute allgemein angenommen zu sein scheint. Sie wurde typologisch hinreichend untermauert durch einen Vergleich der Ornamentformen beider Gebiete, vor allem des führenden Motivs, des Mäander. Dieser zeigt an den etruskischen Urnen fast überall die sauberen, strengen Grundformen, an den bolognesischen dagegen ist er unverkennbar nachlässig behandelt, ja verwildert. Die Straffung eines Motivs aus nachlässigen Anfängen zu Klarheit und Strenge würde aller Gesetzmäßigkeit widersprechen, nur der umgekehrte Weg kann ernstlich in Frage kommen. Es kann schon aus diesem Grunde (es gibt noch andere) kaum noch bezweifelt werden, daß der Formenkreis der Villanovakultur seine Heimat in Etrurien unter wirksamen griechischen Einflüssen hat und erst zu einem späteren Zeitpunkt (man vermutet wohl zu Recht als Grund das Ausweichen vor der machtvoll vordringenden etruskischen Kultur) nach dem nordöstlichen Italien in das Gebiet von Bologna abgewandert ist, um dort steigender Verwilderung zu verfallen. Eine Anzahl inhaltreicher Gräberfelder aus dem Stadtgebiet von Bologna und seiner nächsten Umgebung hat die Aufstellung einer chronologischen Reihe ermöglicht, die nach den Eigentümern der betreffenden Grundstücke ihre Namen erhielt: Benacci I, Benacci II, Arnoaldi, Certosa. Das letztgenannte

Gräberfeld, benannt nach der Kartause, bedeutet den Sieg der auch in diese Gebiete vorgedrungenen etruskischen Kultur, deren Beginn in diesem Raume durch mitgeführte griechische Gegenstände, vor allem bemalte Vasen, hinreichend genau um 525 v. Chr. angesetzt werden kann, und die durch die gallische Eroberung in den Jahren um 400 abgelöst wurde. Für die Synchronisierung Villanova-Hallstatt kommen nur die Stufen Benacci II bis Certosa in Betracht; Benacci I entspricht noch so gut wie ganz den Endstufen der mitteleuropäischen Bronzezeit. So ist es für unsere Frage auch ohne Belang, ob die neu gefundenen Gräberfelder von S. Vitale und Savena wirklich eine Vorstufe sein können, sie enthalten verdächtig viel jüngeres Gut. Es ist daher wenig glücklich und nur geeignet, Verwirrung zu stiften, wenn N. Åberg zugunsten einer Synchronisierung mit der mittelitalischen Gliederung diese Fundgruppen als Benacci I bezeichnet, wodurch die bisher als Benacci I und II benannten nun als II und III erscheinen. Wir haben es in unserer Betrachtung vorgezogen, an den älteren Bezeichnungen festzuhalten, zumal Åbergs Benacci I für die hier zur Behandlung stehenden Fragen sowieso nicht von Belang ist. An den Schlußdaten ist nicht zu rütteln, sie liegen erfreulich fest. Um so heftiger umstritten aber ist der Anfang der ganzen Entwicklung. Wie stark hier die Ansätze der verschiedenen Forscher ausschlagen, zeigt die vergleichende Tabelle, doch ist dabei zu berücksichtigen, daß sie zum Teil noch unter der Voraussetzung des Dogmas von der Nord-südrichtung der Villanovakultur aufgestellt worden waren.

	Montelius	Randall	Déchelette	Sundwall	Åberg	Ducati	Åkerström
Benacci I	1100—950	1050—950	1000—900	850—740	850—700	800—750	} 650—525
Benacci II	950—750	950—725	900—750	740—675	700—625	750—650	
Arnoaldi	750—550	725—500	750—550	675—525	625—525	650—500	
Certosa	550—400	500—400	550—400	525—400	525—400	500—400	525—400
Gallisch	nach	400	—	—	—	—	—

Zeittafel der Villanovakultur

Der Beginn der mit Benacci II parallel laufenden älteren Hallstattkultur zeigt danach einen Spielraum von 250 Jahren, und der gesamte Verlauf dieser Kultur würde sich entweder auf mehr als ein halbes Jahrtausend verteilen oder auf 3 Jahrhunderte zusammendrängen müssen. Einen sehr beachtlichen Vorstoß zur Klärung dieser brennenden Frage hat der Schwede Å. Åkerström unternommen, dessen Ergebnisse infolge der Zeitverhältnisse von der deutschen Vorgeschichtsforschung noch nicht gebührend zur Kenntnis genommen werden konnten („Der geometrische Stil in Italien, archäologische Grundlagen der frühesten historischen Zeit Italiens“, Lund 1943).

Klarheit über die Zeitstellung der „italisch-geometrischen“ Kultur war so lange nicht zu gewinnen, als man die italischen Erscheinungen nicht aus ihrer isolierten Betrachtung gelöst hatte. In richtiger Erkenntnis dieser methodischen Schwäche nimmt Åkerström eine Stilvergleichung der italisch-geometrischen und der rein griechischen Ornamentik auf breitester Basis vor, in die sowohl das Ton- wie das Metallgeschirr einbezogen wird. Wichtiges neues Vergleichsmaterial hierzu haben die in den letzten Jahrzehnten intensivierten Grabungen in geometrischen Nekropolen Griechenlands ergeben, vor allem im Stadtgebiet von Athen. Denn es galt vor allem, mit größtmöglicher Schärfe den Punkt festzulegen, an dem die geometrische Formenwelt

Italiens an die griechische anknüpft, deren Priorität dabei selbstverständliche Voraussetzung sein darf; was an Erbe aus älteren prähistorischen Perioden an geometrischen Elementen noch etwa nachlebte, ist unschwer auszusondern. Hier setzen die exakten Analysen Åkerströms ein, nicht an den in zäher Tradition rituell immer wiederkehrenden Beigaben der Gräber. Träger der Ornamentik sind die Ossuarien, die aus beiden Gebieten, in Etrurien und im Bolognesischen, in größeren Mengen vorliegen. Der gesamte Bestand an Ziermustern läßt sich auf drei Grundmotive bringen, Mäander, Fenstermotiv, meist in Verbindung mit Swastika, und Zickzackbänder. Unter ihnen dominiert der Mäander mit der charakteristischen Variante des „Treppenmäanders“. Aus Etrurien liegen die älteren italischen Vertreter vor, und bei Weiterführung des Vergleiches der Funde aus den verschiedenen etruskischen Kulturzentralen schält sich Tarquinia als das älteste heraus, das auch in der Toreutik zeitlich führt. Diese Ornamentik taucht in Mittelitalien mit einem Male ohne Vorstufen vollkommen fertig auf, kann also nur von außen her eingeführt sein. Die einzige Möglichkeit ist die Ableitung aus Griechenland, und zwar dem argivisch-geometrischen Kreise, aus dem er am Ende der geometrischen Periode in die Verzierung der frühattischen Gefäßgattung übernommen wurde und hier in den degenerierten Formen, wie wir sie genau so an den ältesten Gefäßen des Villanovastils wiederfinden. Den gleichen Entwicklungsgang hat auch das Swastikamotiv durchgemacht. Auch im Beigabenbrauch der Gräber glaubt Åkerström direkte Beziehungen mit Athen erkennen zu dürfen. Wichtig ist, daß damit der Beginn der Villanovakultur in Etrurien nicht viel vor 700 v. Chr. angesetzt werden darf. Die jüngsten Villanova-Ossuarien gehen tief in das 6. Jahrhundert hinunter, sie entnehmen ihr Ornamentrepertoire nunmehr zum Teil bereits der korinthischen Tonware.

Selbst wenn man mit Åkerström eine sprunghafte Entwicklung der Villanovakultur annimmt, kann diese nicht vor der Mitte des 7. Jahrhunderts das Gebiet von Bologna erreicht haben, wo sie eine Spätblüte erleben sollte mit allen Symptomen einer fortschreitenden Degeneration. Damit wird dann die ganze Entwicklung (da der Beginn der etruskischen Herrschaft mit Certosa um 525 festliegt) mit den drei Perioden Benacci I, Benacci II und Arnoaldi auf den beängstigend engen Zeitraum von etwa 125 Jahren eingeeengt, statt der 550 Jahre nach der größten bisher angenommenen Spanne (Randall).

Åkerström begnügt sich damit, die Ergebnisse seiner mit gewichtigen Gründen durchgeführten Untersuchungen für die Zeitbestimmung der frühitalischen Kulturen darzulegen. Diese aber beschränken sich nicht auf die mittel- und norditalischen Gebiete, sondern schlagen ihre Wellen weit nach Norden und haben stärkste Folgerungen für die hallstädtisch-mitteleuropäische und weiterhin die nordeuropäisch-jungbronzezeitliche Chronologie, die von jener abhängig ist. Der ältere Abschnitt der Hallstattkultur entspricht den Stufen von Benacci II und Arnoaldi, der jüngere der von Certosa. Das Ende wird auch hier bestimmt durch die mit der keltischen Expansion vordringende Latènekultur, die nördlich der Alpen noch etwas eher einsetzt als in Norditalien. Das bedeutet jedoch, daß der ganze Ablauf der Hallstattkultur, statt sich auf ein halbes Jahrtausend verteilen zu lassen, auf die Zeit von etwa 575—425 v. Chr. zusammengepreßt werden muß. Einen Vorstoß von unten her bedeutet der Vorschlag von P. Reinecke, Certosa mit der ältesten Latènestufe gleichzusetzen, der allerdings von N. Åberg mit gewichtigen Gegen Gründen zurückgewiesen wurde und auch sonst mehr Ablehnung als Zustimmung gefunden hat. Würde sich die Hypothese von Reinecke bestätigen, so müßte der gesamte Hallstattkomplex auf nicht ganz ein Jahrhundert zusammenschrumpfen. Wir hätten dann aber kein Recht mehr, von einer Hallstattperiode zu sprechen. „Hallstatt“ bedeutete dann keinen Kulturhorizont, sondern lediglich eine kurze Episode, eine Modewelle, ausgelöst durch den Siegeslauf des Eisens als maßgebliches Kulturmetall und durch eine

mit unvermittelter Heftigkeit einsetzende Intensivierung der Nord-Süd-Beziehungen. beides doch wohl in ursächlichem Zusammenhang.

Dieses Ergebnis ist nicht nur chronologisch, sondern auch kulturpsychologisch bedeutungsvoll. Es geht nun nicht mehr an, von einer schwerfälligen, bäuerlich zähflüssigen Kulturgesinnung zu sprechen, wir sehen vielmehr, wie die mit Gewalt einsetzenden Verbindungen mit der Mittelmeerwelt lang ruhende Kräfte zu explosiver Entfaltung getrieben und das gesamte Leben in einem schwindelerregenden Tempo mitgerissen haben. Und nun wird auch das längst erkannte, in seinen letzten Ursachen aber nicht verstandene Janusgesicht der Hallstattkultur begreiflich: Während einzelne Landes- und Volksteile gierig die in reicher Fülle eindringenden Kulturgedanken und -güter aufsaugen (wichtige Neuerungen im Bauwesen, wie Aufnahme des altmittelländischen Gehöfttypus und Dachkonstruktion mit Tonziegeln, plötzliche Vorliebe für Gefäßmalerei u. a. m.) und sich willig dem neuen Strom des Lebens hingeben, verharren andere in traditionsgebundener Treue am Alten, vor allem in der Ablegenheit stiller Bergtäler, in die der Rhythmus einer neuen Zeit nicht eindrang.

Nach der früheren hohen Datierung der Villanovakultur blieb zwischen den italischen und den germanischen Hausurnen ein schlechterdings unüberbrückbarer Zwischenraum von rund zwei Jahrhunderten. Mag man dem „Hausgedanken“ im Grabbrauch auch noch so große Kraft zugestehen, die beiden Hausurnengruppen haben bei manchen örtlich und klimatisch bedingten Unterschieden doch so große Ähnlichkeit daß sie unmöglich als unabhängige „Elementargedanken“ angesprochen werden können. Auch hier ist an der Priorität des Mittelmeergebietes nicht zu zweifeln. Nach den neuen chronologischen Erkenntnissen sind nun beide Gruppen in die gleiche Zeit zu setzen, das 7./6. Jahrhundert v. Chr. (F. Behn, Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. I, 1924, S. 85 ff.), und auch die eigenartige Sondergruppe der pommerellischen Pfahlhausurnen schließt sich zeitlich ohne Zwang an. Auch die Handelsbeziehungen des Mittelmeergebietes mit dem noch jungbronzezeitlichen Norden Europas erhalten nun eine neue Beleuchtung, und eine Untersuchung über die zeitlichen und räumlichen Voraussetzungen des südländischen Importes (E. Sprockhoff, Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. VII, 1930) braucht nicht mehr so oft mit einem resignierenden *non liquet* zu schließen.

DREI FRÜHGESCHICHTLICHE PFLUGSCHAREN AUS MITTELDEUTSCHLAND

Von Gerhard Mildenerger

Zu einem wichtigen Kapitel prähistorischer Wirtschaftsentwicklung gehört die Kenntnis des vorgeschichtlichen Ackerbaus und seines Hauptwerkzeugs, des Pfluges. Leider sind die Funde vorgeschichtlicher Pflüge sehr selten, da es sich meist um einfache Holzpflüge handelt, die sich nur unter günstigen Verhältnissen bis in unsere Zeit erhalten haben. Außerdem sind die wenigen Pflüge zeitlich sehr schwer einzuordnen, so daß unsere Kenntnis von der Entwicklung und Verbreitung vorgeschichtlicher Pflugformen noch sehr lückenhaft ist¹⁾. Da weiterhin die alte Deutung der neolithischen großen Steinkeile als Pflugscharen mehr und mehr an Geltung verliert²⁾, ist unsere Kenntnis des stein- und bronzezeitlichen Pfluges auf wenige, dazu meist unsichere Funde beschränkt. Erst in der Eisenzeit, in Europa sogar erst in der Latène-Stufe³⁾, bringen die jetzt auftretenden eisernen Pflugscharen eine Zunahme des Fundstoffs und damit eine Erweiterung unseres Wissens.

Auch diese Eisenscharen sind lange von der Forschung vernachlässigt worden, wohl weil sie oft schwer zu datieren und typologisch kaum zu gliedern sind. Zwar hat man gelegentlich bei der Vorlage neuer Funde oder anlässlich allgemeiner Betrachtungen auch Vergleichsfunde herangezogen⁴⁾, aber erst J. Kretschmar⁵⁾ hat sich um eine Einteilung der eisernen Pflugscharen in einzelne Gruppen und deren Herleitung bemüht. Seine Gliederung leidet aber darunter, daß er sie ausschließlich auf den in Sachsen vorkommenden Formen aufbaut. Dadurch wird die Einordnung vieler anderer Fundstücke erschwert. Im folgenden sollen drei bisher unveröffentlichte Pflugscharen aus dem Südteil Sachsen-Anhalts bekanntgegeben und daran einige Bemerkungen über Gliederung und Verbreitung der Pflugscharen angeknüpft werden. Das erste Stück wurde 1936 in Naumburg (Saale), Kreis Weißenfels, gefunden und leider nicht fachmännisch geborgen. Die Fundstelle liegt am Ostrande der Stadt,

¹⁾ Einen eingehenden Überblick gibt P. Leser, Entstehung und Verbreitung des Pfluges, Anthropos-Bibliothek III, 3, Münster 1931. Vgl. dazu W. La Baume, Der vorgeschichtliche Pflug, ein prähistorisch-ethnographischer Vergleich, Mannus 25, 1933, S. 73ff. Eine Zusammenstellung der mittel- und nordeuropäischen Pflüge aus vorgeschichtlicher Zeit geben A. Steensberg, Northwesteuropean plough-types of prehistoric times and the Middle Ages, Acta Archaeologica VII, Kopenhagen 1936, S. 244 ff., W. La Baume, Die vorgeschichtlichen Pflüge, Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 11, 1937, S. 1ff. und E. Werth, Die Pflugformen des nordischen Kulturkreises und ihre Bedeutung für die Geschichte des Landbaus, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 12, 1938, S. 1ff. Werths Hypothesen über die Bindung der einzelnen Pflugformen an den Anbau bestimmter Getreidearten und an einzelne Kulturgruppen können aber bei der Lückenhaftigkeit des Fundstoffes nicht überzeugen. Neue, in den angeführten Arbeiten noch nicht berücksichtigte Pflugfunde bringt P. V. Glob, Pflüge vom Walle-Typus aus Dänemark, Acta Archaeologica XIII, 1942, S. 258ff. und Ploughes of Döstrup Type found in Denmark, ebenda XVI, 1945, S. 93ff. Zur Herkunft des Pfluges: H. Kothe, Die Nachbarn, Jahrbuch für vergleichende Volkskunde 1, 1948, S. 82ff.

²⁾ P. Leser, a. a. O., S. 133ff., W. La Baume, a. a. O. (1937), S. 18ff. Freilich sind kürzlich dänische Forscher, vor allem P. V. Glob, Acta Archaeologica X, 1939, S. 13ff., und XIII, 1942, S. 258ff., wieder für die alte Deutung eingetreten. Dagegen hat man von ethnologischer Seite die Deutung vorgeschichtlicher Steingeräte als Pflugscharen (und Hacken) ganz allgemein abgelehnt: G. Höltker, Steinerne Ackerbaugeräte. Ein Problem der Vor- und Frühgeschichte in völkerkundlicher Beleuchtung. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 45, Heft 4—6, Leiden 1947, S. 77ff.

³⁾ A. Götze in Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte X, S. 118ff.

⁴⁾ z. B. A. Götze, Zeitschrift für Ethnologie 32, 1900, S. 202ff., K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande II, Die römische Periode, Mainz 1923, S. 248ff., W. Nowothnig, Altschlesien 8, 1939, S. 93ff.

⁵⁾ J. Kretschmar, Die Herkunft der frühgeschichtlichen Pflugscharen in Sachsen. Sachsens Vorzeit 4, 1940, S. 45ff.

im Gelände des ehemaligen Heereszeugamtes in der Kroppentalstraße, auf einer ganz allmählich nach Nordosten zur Saale und Weichau hin abfallenden Fläche (Meßtischblatt 4836, S: 22½, O: ½). Hier wurden bei Ausschachtungsarbeiten mit dem Bagger eine Anzahl Körpergräber eines ausgedehnten Friedhofes der Völkerwanderungszeit⁶⁾ zerstört. Beim Abfahren der Erde wurden aus einer Kipplore eine Anzahl Fundstücke geborgen, die vom Bagger gleichzeitig ergriffen sein müssen, also ursprünglich zusammenlagen. Ihre Tiefe soll etwa 1,25 m betragen haben. Sie wurden an Privatsammler übergeben⁷⁾. Ein menschlicher Schädel mit Holzkohlenspur kam mit der Sammlung Taubert ins Landesmuseum Halle (Kat.-Nr. 38:24), ein Tongefäß und eine eiserne Pflugschar befinden sich in der Sammlung Nagel, Naumburg (Tafel 17, 1 und 4).

Kleines „Thüringer Drehscheibengefäß“ aus feinem grauen Ton mit schwarzgrauem Überzug. Das Gefäß hat niedrigen Fuß, kalottenförmigen Unterteil und konischen Oberteil, zwischen Schulter und Hals und am Rande hat es einen schwachen Drehwulst. Auf dem Halse trägt es senkrechte Glättstreifen, die Glättstreifen auf der Schulter sind etwas schräg von links oben nach rechts unten geneigt. Höhe 6,6 cm, Durchmesser 12,4 cm (Tafel 17, 4.)

Eiserne Pflugschar von Sohlenform mit kurzen Schaftlappen und flachem symmetrischen Körper, der keine Schneide erkennen läßt. Länge 26,9 cm, Breite 12,4 cm, Dicke 1,2 cm. (Tafel 17, 1).

Nach den Fundumständen dürfte es sicher sein, daß die Fundstücke zusammengehören. Gefäß und Pflugschar sind als Beigaben eines Körpergrabes anzusprechen, zumal jeglicher Hinweis auf Funde anderer Zeiten an der betreffenden Stelle fehlt, vor allem keinerlei Siedlungsfunde vorliegen. Das Grab wird durch das Drehscheibengefäß recht gut in das 6. Jahrhundert datiert⁸⁾. Das Auftreten einer Pflugschar in einem Grabe scheint im ersten Augenblick zu überraschen, doch sei darauf hingewiesen, daß Ackerbaugeräte mehrfach in Gräbern gefunden worden sind, so je eine Pflugschar in den Brandgräbern 5 und 18 von Idria bei Bača (Spätlatènezeit)⁹⁾, Pflugmesser (Sechs) in völkerwanderungszeitlichen Gräbern von Bel-Air bei Lausanne und Lovatens¹⁰⁾. Auch die Pflugschar von Jernau, Kreis Leobschütz (Oberschlesien), stammt vielleicht aus einem Körpergrab des 4. Jahrhunderts, neuerdings ist freilich Nowothnig für Herkunft aus einer Siedlung eingetreten¹¹⁾.

Die beiden anderen Pflugscharen (Tafel 17, 2 und 3) stammen aus alten Beständen des Museums Weißenfels. Leider sind ihr Fundort und ihre Fundumstände nicht sicher. Im alten Katalog der prähistorischen Sammlung ist unter Nr. 64 ein „Pflugeisen oder Grabscheit“ eingetragen, das 1876 mit der Fundortangabe Schönburg, Kreis Weißenfels, eingeliefert wurde. Die beiden Stücke sind aber nicht beschriftet, so daß nicht festzustellen ist, welches der beiden Stücke das Schönburger ist oder ob etwa beide dorther stammen, da sonst im Katalog keine weitere Pflugschar verzeichnet ist. Eine Herkunft aus der Umgebung von Weißenfels dürfte aber sicher sein.

⁶⁾ Es handelt sich um den östlichen der beiden großen Thüringerfriedhöfe im Osten Naumburgs. Die bis 1936 geborgenen Gräber aus beiden Friedhöfen sind zusammengestellt bei K. Ziegel, Die Thüringer der späten Völkerwanderungszeit im Gebiet östlich der Saale, Jahresschrift Halle, 31, 1939, S. 82ff. Die Veröffentlichung weiterer geborgener Gräber ist im Rahmen einer vom Verfasser vorbereiteten Arbeit über die Besiedlungsgeschichte Mitteldeutschlands im 5.—8. Jahrhundert geplant.

⁷⁾ Vgl. Bericht R. Taubert vom 31. März 1938 im Archiv Landesmuseum Halle.

⁸⁾ Die Datierung Ziegels, der a. a. O., S. 31ff. die Thüringer Drehscheibengefäße in die zweite Hälfte des 5. und die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts stellt, ist wohl nicht zu halten. Sichere Funde von gedrehten Schalen mit eingeläuteter Verzierung aus dem 5. Jahrhundert fehlen bisher.

⁹⁾ J. Szombathy, Das Grabfeld zu Idria bei Bača in der Grafschaft Görz. Mitt. der Prähist. Komm. der Kais. Akad. d. W., Bd. 1.5, Wien 1901, S. 322 und 330. Auch in den gleichzeitigen Brandgräbern von Arquà Petrarca bei Este kommt landwirtschaftliches Gerät vor (P. Reinecke, 32. Ber. Röm.-Germ.-Komm. 1942 [1950], S. 144).

¹⁰⁾ O. Tschumi, Grab, Haus und Herd in der Urzeit, Germania 14, 1930, S. 121ff.

¹¹⁾ W. Nowothnig, Germanische Ackergeräte in Schlesien, Altschlesien 8, 1939, S. 93ff. mit dem älteren Schrifttum.

Eiserne Pflugschar von Sohlenform mit kurzen Schaftlappen, der Körper der Schar ist flach und symmetrisch und im Querschnitt flach dachförmig. Länge 21,8 cm, Breite 10,9 cm, Dicke 1,2 cm. Als Leihgabe des Museums Weißenfels im Landesmuseum Halle (Tafel 17, 3.)

Eiserne Pflugschar von dreieckiger Form mit winklig abgesetzten, kurzen Schaftlappen und flachem Körper. Die Spitze ist abgebrochen. Länge noch 32 cm, Breite 15,8 cm, Dicke 1,8 cm. Städtisches Museum Weißenfels (Tafel 17,2.)

Eine Datierung der Weißenfelser Scharen durch Beifunde ist leider nicht möglich. Es bleibt zu prüfen, ob die Form eine zeitliche Einordnung gestattet. Die erste Schar (Tafel 17, 3) zeigt eine große Ähnlichkeit mit der etwas größeren Naumburger. Beide gehören zu Kretzschmars zweiter Form (Attersee)¹²⁾, deren Entstehung dieser im ostkeltischen Gebiet der Spätlatènezeit annimmt. Sie habe sich dort in der provinzialrömischen Kultur erhalten und sei dann von den Slawen übernommen worden. Die drei sächsischen Beispiele sind slawisch¹³⁾. All diese Scharen unterscheiden sich aber von unseren dadurch, daß ihr Körper rinnenförmig gewölbt ist, während die beiden abgebildeten Scharen völlig flach sind. Unsere Stücke sind also von der Form 2 abzutrennen und gehören zur süddeutschen Form Kornwestheim¹⁴⁾, die Kretzschmar als Sonderform bezeichnet. Diese Form ist mithin nicht auf das süddeutsche Gebiet und die Spätlatène- und Römerzeit beschränkt, sondern verbreitet sich auch ins germanische Gebiet und wird hier durch das Naumburger Stück in merowingischer Zeit belegt. Bei den Germanen tritt also nicht nur die in Mitteldeutschland durch die Funde von der Steinsburg und von Körner, Kreis Gotha, sowie das Bruchstück von Riesa-Gröba (die von diesem gegebenen Abbildungen lassen freilich die Zuweisung zu dieser Form nicht einwandfrei erkennen) vertretene Form 1 (Körner) auf, die westkeltischer Herkunft ist und sich ins germanische Gebiet verbreitet, wo sie im Norden noch in der Wikingerzeit auftritt. Da in Schlesien auch Kretzschmars Form 2 (Attersee, besser als 2a zu bezeichnen) vertreten ist, zum Beispiel in Hirschberg, Kreis Hirschberg, kommen alle drei Formen auf germanischem Gebiet vor. Das Stück von Wölbürgsau, Kreis Süderdithmarschen, dürfte gleichfalls letzterer Form angehören. Daß sowohl die Form 1 (Körner) als auch die Form 2b (Kornwestheim) im westkeltischen Gebiet vorkommen, zeigen die latènezeitlichen Funde aus dem rechtsrheinischen Schiefergebirge¹⁵⁾, unter denen neben der vorherrschenden Form 1 auch die Form 2b vertreten ist¹⁶⁾. Beide verbreiten sich, vielleicht im Zusammenhang mit der Kenntnis der Eisengewinnung, ins germanische Gebiet, während die Form 2a (Attersee) besonders im Donau-Balkangebiet auftritt und von hier aus zu den Ostgermanen und Slawen kommt. Im slawischen Gebiet ist sie im frühen und hohen Mittelalter sehr häufig¹⁷⁾.

¹²⁾ J. Kretzschmar, a. a. O.

¹³⁾ Zu dieser Form gehören auch die drei kleinen Pflugscharen aus der spätslawisch-frühdeutschen Siedlung von Gera-Tinz. Natur und Heimat, Ausstellungskat. Gera 1948, S. 33 (W. Radig), Beschreibung und Zeichnungen der Stücke verdanke ich W. Radig.

¹⁴⁾ Vgl. zu dieser und den weiteren ohne Literaturangabe angeführten Scharen das ausführliche, freilich längst nicht umfassende Schrifttumsverzeichnis bei J. Kretzschmar, a. a. O. Auch die Fundzusammenstellungen Kretzschmars lassen sich nicht unwesentlich ergänzen. Das würde aber über den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes hinausgehen und bleibt einer späteren Zusammenstellung vorbehalten. Dabei wäre auch auf die Frage der Deutung der schwertförmigen Eisenbarren („taleae ferreae“) als Pflugscharen einzugehen, wie sie neuerdings von P. Weiershausen, *Taleae ferreae*, *Mannus* 34, 1942, S. 84ff. wieder vertreten wurde.

¹⁵⁾ H. Behaghel, *Die Eisenzeit im Raume des rechtsrheinischen Schiefergebirges*, Wiesbaden 1943, Tafel 37ff.

¹⁶⁾ Achenbach, Kreis Siegen, (H. Behaghel, a. a. O., Tafel 44 C).

¹⁷⁾ z. B. J. Eisner, *Ein Hortfund der älteren Burgwallzeit aus der Slowakei, in Altböhmen und Altmähren* 1, 1941, S. 153ff. mit älterer Literatur. — A. M. Tallgren, *Collection Zaoussailov*, Bd. II, Helsingfors 1918, S. 27. — *Historija kulturi drevnej Rusi. Domongolski Period, I. Materialnaja Kultura*, 1948, Fig. 28, 47, 75.

Für das zweite Weißenfelser Stück (Tafel 17, 2) sind mir keine Parallelen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit bekanntgeworden. Es dürfte sich um eine späte, wahrscheinlich mittelalterliche Form handeln.

Zur Frage der Herkunft der eisernen Pflugscharen sei auf die frühen Funde ganz ähnlicher Stücke aus Palästina hingewiesen: Tell Beid Mirsim (12. Jahrhundert v. Chr.?), Gibe'a II (11. Jahrhundert), Gerar und Megiddo (10. Jahrhundert)¹⁸⁾. Man hat in Vorderasien also schon bald nach der Erfindung der Eisengewinnung und -härtung aus dem neuen Metall die wichtigen, den bisherigen Holzflug verbessernden Geräte hergestellt. Sie verbreiten sich dann mit der Kenntnis der Eisengewinnung auch nach Mitteleuropa, wo sie in der Mittellatènezeit zuerst nachzuweisen sind. Sie sind auch hier vor allem in Gegenden vertreten, in denen Eisenerze verhüttet werden, das neue Metall also in ausreichender Menge zur Verfügung steht. Wie das verspätete Auftreten im mitteldeutschen Germanengebiet und in Norddeutschland und Skandinavien zeigt, ist mit einer Einfuhr der Scharen in größerem Maße nicht zu rechnen. Eingeführte Stücke wären für die Masse der Bauern nicht erschwinglich gewesen. Sie kommen hier erst in Gebrauch, als man gelernt hat, das Eisen an Ort und Stelle zu gewinnen.

¹⁸⁾ W. Witter, Über die Herkunft des Eisens, *Mannus* 34, 1942, S. 7ff. mit Angabe der einschlägigen Literatur. A. Rieth, *Die Eisentechnik der Hallstattzeit* (Mannus-Bücherei 70), Leipzig 1942, S. 123.

DIE SUMPFSCHANZE VON BROHNA BEI BAUTZEN

Von Werner Coblentz

Mitten im sorbischen Sprachgebiet, weniger als 10 Kilometer nördlich von Bautzen, liegt der Ort Brohna — heute Ortsteil von Radibor —, einer der besterhaltenen Rundlinge, dessen Bild erst in jüngster Zeit durch einen quer zur alten Dorfanlage stehenden Neubau gestört wurde. Nordwestlich des Dorfes dehnt sich altes Sumpfgebiet, das bis zum nördlichen Ortsausgang reicht. Die vielen Teiche der Umgebung haben zwar etwas zur Entwässerung beigetragen, der Sumpfscharakter des Gebietes ist jedoch unverkennbar geblieben. In diesem Sumpfgebiet liegt etwa 300 m nördlich des Ortes ein slawischer Rundwall, der durch die Abtragungsarbeiten der jeweiligen Besitzer, die mit den gewonnenen Erd- und Lehmmassen die sumpfigen Wiesen auffüllten, mit den Steinen aber die Wege schotterten, heute nur noch in ganz geringen Resten, allerdings in voller Höhe erhalten ist. Aus den beigegebenen Karten ersieht man die Abtragungsarbeiten sehr deutlich. Auf Blatt Bautzen des Oberreitschen Atlas von 1844-46¹⁾ (Tafel 18, oben) ist der volle Ring noch erkennbar (die schwarzen Punkte stellen Bäume dar, während der darunter liegende graue Ring den Wall bedeutet); auch reichen auf dieser Karte die Sumpfgebiete noch weiter an den Ort heran, der hier noch die alte Schreibweise Brahna zeigt. Die Teichwirtschaft und damit die Erfolge für die teilweise Entwässerung verbesserten sich erst in den folgenden Jahrzehnten. Die Meßtischblattausgabe (Blatt 38: Radibor) von 1906 (Aufnahme 1900/01) zeigt bereits deutlich die Einschnitte im Osten und Westen des Walles, die noch besser auf einer Grabungsskizze Needons²⁾ herauskommen. Auch die Meßtischblattausgabe von 1942 (mit Berichtigungen der 1900/01er Aufnahme aus dem Jahre 1923 und mit letzten Nachträgen von 1940) (Tafel 18, unten) bringt diese bedauerliche Entwicklung. Wegen der Bedeutung der Anlage und ihrer Gefährdung durch den dauernden Abbau wurden die Reste des Ringwalles auf Flurstück 434 und 457 am 25. Februar 1935 in die Landesdenkmalliste B eingetragen. Der im Frühjahr 1949 vermessene Plan der Wallanlage (Abb. 1) veranschaulicht nun nochmals mit erschreckender Deutlichkeit die Abtragung von über der Hälfte des Ringes im Osten und ebenfalls eines großen Teiles im Westen, so daß heute kaum noch ein Sechstel der Anlage erhalten ist. Als glücklicher Zufall kann es trotzdem betrachtet werden, daß wenigstens im Norden und an einer schmalen Stelle im Südteil die Krone nicht abgetragen wurde. Durch das senkrechte Abstechen der Ostwand wurde so zunächst einmal die Gesamthöhe wenigstens an zwei Stellen annähernd gesichert. Gerade durch die Steilheit der abgestochenen Wand steht jedoch zu befürchten, daß diese Seite des Steilabfalles durch natürliche Abtragung eine allmähliche Verschleifung erfahren wird.

In die bekanntere wissenschaftliche Literatur wird der „Branaer Rundwall“ schon 1842 vom Großenhainer Rentamtmann Preusker, dem Pionier der sächsischen Vorgeschichtsforschung, im II. Bande der „Blicke in die vaterländische Vorzeit“³⁾ ein-

1) Oberreit, Topographischer Atlas des Königreichs Sachsen 1: 57600. Blatt 5: Bautzen 1844—46.

2) R. Needon, Rundwälle der Bautzener Gegend, I. Die Schanze zu Brohna. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Bd. II (1903/1913), S. 242—244, Abb. S. 243.

3) K. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Geräte, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens in heidnischem Alterthume und christlichem Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Zweites Bändchen 1843. Erwähnung im Text S. 193 in § 27: Ringwälle und älteste Bewohnung der Gegend um Camenz und Budissin, und der letzten Stadtbelagerung im Jahre 1005. S. 204, Anm. 1: 2 Stdn. N. v. Budissin (16) der Branaer Rundwall, N. des Dorfs, mitten in sumpfiger Wiese; gegen 10 Ellen hoch, außen und 7 innen; 180 Schritt im Umfang. S. davon liegt Radibor, wo vor etwa 20 Jahren ein gleicher abgetragen worden; ...

geführt. 1869 übernimmt Schuster in seinen alten Heidenschanzen Deutschlands den „Brahnaer Sumpfrundwall“⁴⁾). Wenn unsere Anlage dann in dem 1888 erschienenen Rundwallwerk von Behla⁵⁾ fehlt, ist dies um so unverständlicher, als der Verfasser ja dauernd auf Preuskersche Angaben zurückgeht und ihm auch Schusters Arbeit nicht unbekannt ist.

Über den Aufbau erfahren wir erstmals etwas in den Görlitzer Jahresheften⁶⁾). Die Ergebnisse fußen auf Ausgrabungen des Jahres 1907 unter der Leitung des damaligen Leiters des Dresdner Vorgeschichtsmuseums, Herrn Hofrat Prof. Dr. J. V. Deichmüller und des Bautzner Prof. Dr. R. Needon, die mit Mitgliedern der Bautzner Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz gruben. Es ließ sich damals auf eine „kreisrunde“ Schanze schließen, die ohne hölzernen Unterbau direkt auf dem gewachsenen Boden, also dem Sumpfland, aufsitzt. Da sich in der untersten Schicht keine älteren als slawische Scherben fanden, war dieser Bau als slawisch erwiesen. Nur in den Auffüllungs- und Aufschüttungsmassen waren als Mischscherben auch ältere Materialien vorhanden. Frenzel⁷⁾ schreibt 1925, daß 1 m über dem Wiesenrunde eine waagerechte Balkenpackung mit einer Höhe bis zu 1 m, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt waren, zu erkennen sei. Über neuere Funde berichtet er nochmals 1931⁸⁾). Scherben, Holzkohle und Knochen wurden dauernd von Besuchern der Schanze aufgesammelt und befinden sich im Bautzner Museum, im Landesmuseum für Vorgeschichte und in vielen Privatsammlungen. Ein klarer Grabungsschnitt fehlte bisher, ebenso auch die stratigraphische Einordnung des Fundmaterials. Der erschreckende Zustand der Schanze und das Interesse an der Klärung der hier offenstehenden Fragen veranlaßten das Landesamt für Vorgeschichte zur Erstellung eines Höhengschichtenplanes des Wallrestes⁹⁾ und zur leider nur in gedrängtester Zeit durchzuführenden Untersuchung der Anlage¹⁰⁾). Die Grabung selbst fand in der zweiten Aprilhälfte 1949 statt und mußte sich in Anbetracht der nur kurzen zur Verfügung stehenden Zeit auf einen Schnitt beschränken. Dieser wurde am Nordteil, der die beste Erhaltung zeigt, in der Richtung auf magnetisch Nord so geführt, daß er einmal die Sohle des erwarteten Außengrabens inbegriff, dann die Mitte der Innenanlage traf, soweit sie sich innerhalb des kleinen Restes errechnen ließ, und schließlich, um Verzerrungen des Profils zu umgehen, senkrecht zum Wall, und damit radial zum Ring verlief. Es machte sich ein Schnitt von 30 m Länge nötig, der bei einer Breite von 1,50 m und einer stellenweisen Tiefe von 7 m in der kurzen Grabungszeit wenigstens anfangs ein stufenweises Arbeiten in drei Abschnitten erforderte. Der Südgipfel ist zwar mit 6,56 m über dem Nullpunkt des Vermessungsplanes 0,21 m höher als der

⁴⁾ O. Schuster, Die alten Heidenschanzen Deutschlands mit spezieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystems. 1869. IX: Die Schanzengruppe der Oberlausitz.

S. 117: 17 (18) der Brahnaer Rundwall. Ungefähr 10 Minuten nördlich des Dorfes, links des Weges nach Luppä zu, liegt ein noch schön erhaltener Sumpfrundwall von fast durchweg 20 Fuß Höhe und 200 Schritt im Umfang, der inmitten vieler Teiche einen vorzüglichen Schutz gewährt haben mag. Südlich von Brahna bei Radibor hat ehemals ein ähnlicher Ringwall gelegen, der 1820 abgetragen worden . . .

1869, also noch vollständig erhalten, siehe auch die Karte im Oberreitschen Atlas!

⁵⁾ R. Behla, Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, 1888.

⁶⁾ Vgl. Anm. 2.

⁷⁾ W. Frenzel, Die Brohnaer Schanze. Eine zerstörte Wendenburg. Bautzener Geschichtshefte III, 1925, H. 5, S. 212—215.

⁸⁾ W. Frenzel, Neue Funde an der Wendenburg zu Brohna. Bautzner Tageblatt 1931, Nr. 252, Beilage 2.

⁹⁾ Besorgt von Dipl.-Ing. Schöne, Bautzen. Die Abänderungen des Richtungspfeiles in magnetisch Nord wurde für die Spezialuntersuchung von Herrn A. Pietzsch vorgenommen.

¹⁰⁾ Dabei genossen wir die Unterstützung des Sorbischen Kulturredirektors, das die Vermessungsarbeiten, die Stellung von Baumaterial und die Hinzuziehung des Bautzner Museums ermöglichte, und die freiwillige Mitarbeit mehrerer Lehrer des Lehrerbildungsinstitutes Radibor, der Sorbischen Universität und einer Arbeitsbrigade der Domowina an vier Tagen. Mit dem Dank an alle Mitarbeiter verbindet sich der an Herrn Ministerialrat Nedo und Herrn Regierungsrat Dobrucky vom Sorbischen Volksbildungsamt, Herrn Leinert vom Lehrerbildungsinstitut Radibor.

höchste Punkt im Nordteil, der nahe an unserem Schnitt liegt, jedoch ist die Außenböschung im Südteil so stark abgegraben, daß hier nur ein fehlerhaftes Profil zu erwarten war. Vor der Beschreibung der Profile muß noch betont werden, daß die heutige Umgebung des Walles nicht mehr die Oberfläche des Geländes zur Zeit des Wallaufbaues darstellt, daß vielmehr auf die seitdem natürlich „gewachsene“ Schicht noch eine Aufschüttung des Geländes von mehr als 0,20 m kommt. Die dazu benötigten Massen lieferte der Wall selbst, wie schon im Anfang erwähnt wurde.

Der Außendurchmesser der Anlage ist auch nach unseren Ergebnissen annähernd 60 m gewesen, vorausgesetzt allerdings, daß der Wall rund war, was aber nach allen Berichten und kartenmäßigen Unterlagen als sicher gelten kann. Außerdem sprechen heute noch die Reste des Sumpfwalles dafür.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß die gesamte Schanze nur wenige Zentimeter ins Sumpfgebiet eingesunken ist, daß sie also trotz ihrer verhältnismäßigen Höhe und Schwere nicht wesentlich auf den Untergrund drückte. Wir dürfen bei dieser Betrachtung allerdings nicht übersehen, daß unsere Anlage auf einer Art Düne errichtet wurde. Der Wassergehalt des unterlagernden Moorsandes ist wesentlich geringer als der der Umgebung in gleicher Höhe, was wohl zum Teil auch vom Druck der Anlage herrühren kann, dann also ein Zusammendrücken der unterlagernden Moorschicht bedeutet, sonst aber für die etwas höher liegende Düne ohnehin verständlich wäre. Der Aushub des vor dem Wall befindlichen Grabens ist bei dessen verhältnismäßig geringer Tiefe nicht ausreichend, um einen derartigen Anstieg des Moorsandes gerade unter unserer Anlage zu erklären. Außerdem müßte dann nach der Mitte der Schanze zu diese Moorsandschicht in viel stärkerem Maße — wenigstens bis auf das Niveau der vor dem Graben liegenden oberen natürlichen Moorsandgrenze — an Höhe abnehmen. Die Reinheit der auch in unserer Profilaufnahme (Ost- und Westprofil; Abb. 2 und 3) deutlich abgegrenzten ungestörten Schicht läßt auch geologisch gesehen diese Deutung nicht zu, sondern zeigt, daß die Aushubmassen des Grabens darüber liegen müssen. Diese Aufschüttungsschicht muß außerdem, da das ursprüngliche Gelände vor Aushub des Grabens ja nach oben mit Moorerde abgeschlossen gewesen sein muß, mit moorigen und erdigen Bestandteilen gemischt gewesen sein. Tatsächlich finden wir unter der untersten Schicht verrotteter Hölzer und Balken dicht innerhalb des Grabens, die das Fundament des ersten Walles bilden, die eben beschriebene Mischschicht (nach Pietzschs Profilaufnahme 1:20: „erdig, sandig, Moorboden“).

Die Profile selbst sollen nur kurz erläutert werden, da bei der Besprechung der Anlage ohnehin nochmals auf die Schichtung eingegangen werden muß. In der Wiedergabe wurde das Ostprofil mit der Bezeichnung aller Schichtbestandteile gezeigt, das Westprofil dagegen nur mit Angabe der Schichtgrenzen, um so besonders die Einbauten hervortreten zu lassen, die an diesem Westprofil ohne größere Störungen als am Ostprofil abgelesen werden können. Die angegebenen Maße sind in Abänderung der ursprünglichen Zählung (von der Mitte der Anlage getrennt nach Süden und Norden; damals aus technischen Gründen nötig) vom Nordende des Grabungsschnittes aus berechnet. Wir zählen dann das Ostprofil von links nach rechts, das Westprofil dagegen von rechts nach links. Da die Zählung dann in gleicher Richtung läuft, gibt das besonders für die Deckung der Holzeinbauten in beiden Profilwänden erst die Möglichkeiten, ohne Umrechnung schnell zu vergleichen.

Wenn wir die Oberfläche der ungestörten Moorsandschicht der engsten Umgebung des Walles als 0-Ebene für die Höhenmessungen annehmen wollen, können wir annähernd die Oberfläche der „gewachsenen Schicht“ am Nordende des Schnittgrabens als ± 0 festlegen. Bereits am Ende des ersten Meters beginnt der verhältnismäßig flache Vorgraben, der eine maximale Tiefe von 0,30 m (Westprofil 0,35 m) erreicht. Diese flache Vertiefung endet bei 6,30 m (Sohle des Grabens), hat also eine Breite

von etwa 5,50 m (Westprofil von 0—5 m/6 m; hier ist kein klarer Absatz erkennbar, der Anstieg bleibt vielmehr auch weiter einwärts gleichmäßig). Schon bei 8,90 m erreicht der Moorsand eine Höhe von + 0,75 m, steht also wenig mehr als 1 m über der Vorgrabensohle. Damit haben wir die Höhe der Düne (siehe oben), die als Baugrund diente, erreicht. Nach dem Inneren der Anlage zu tritt dann eine ganz geringe Senkung der Moorsandoberfläche ein, zum Teil ist diese Abnahme wieder durch eine gewisse Abtragung zum Aufbau des endgültigen Walles bedingt. Auch die grubenartigen Vertiefungen (besonders gut im linken Teil des Westprofils sichtbar) im Innern der Anlage sind sicher Sandentnahmegruben gewesen. Bei 24,90 m und 25,40 bis 25,56 m (im Ostprofil) wurden zwei spitze Gruben angeschnitten, die eindeutige Pfostenlöcher darstellen, von denen das größere (Taf. 21) bei einer oberen Breite von 0,16 m noch eine Tiefe von 0,28 m in die ungestörte Moorsandschicht aufweist, während das äußere, kleine, bei einer Tiefe bis zu 0,24 m nur noch eine obere Breite von knapp 0,10 m besitzt. Die Stärke des hier geschnittenen Pfostens ist jedoch größer gewesen, da in der Profilwand nur noch die äußeren Reste angetroffen wurden. Die Spitzen beider Pfosten reichen bis — 0,10 m und bis — 0,11 m absoluter Höhe. Auf der sich unter der gesamten Schanze als Unterlage befindenden Moorsandschicht lagert nun vom Innenrande des Vorgrabens an bis zum Anfang der Steinsetzung bei 17,90 m aufgeschütteter Moorboden mit sandig erdigen Bestandteilen und kleinen Holzkohleteilchen. Diese Schicht setzt sich nach dem Inneren zu als stark aschehaltige Schicht fort, die auch, besonders unter der genannten Steinsetzung bei 17,90—21 m nach oben von Brandschutt überlagert wird. Während die den Moorsand deckende Schicht eine mittlere Stärke von 0,20—0,35 m und 0,40 m hat, reicht der Brandschutt unter der genannten Steinanlage bis + 1,10 m. Die Moorsand-Deckschicht hatte wieder annähernd den Ausgleich der besonders nach der Schanzenmitte zu durch Sandentnahme stark in der Höhe wechselnden Grundschicht hergestellt.

Wenn wir zunächst den Bau innerhalb des Vorgrabens weiterverfolgen, erkennen wir als Unterlage für die Einbauten in einer Höhe von + 0,90 m bis 1 m eine bis zu 0,10 m dicke Schicht verrotteter Hölzer, die sicher zur Festigung des Untergrundes dienen sollte. Diese Schicht läuft noch ein wenig nach der Innenböschung des Vorgrabens zu, ist hier jedoch nur noch 0,02—0,03 m stark und senkt sich auch nach dem Graben zu, um schon bei 7,20 m, also nach einem Meter, zu enden. Im Westprofil ist diese Schicht verrotteter Hölzer überhaupt nur bis zum äußeren Fußpunkt der Holzeinbauten (bei 8,90 m) zu erkennen. Da der im Ostprofil nach dem Graben zu auslaufende eben besprochene Teil der Schicht verrotteter Hölzer auch nur in der Profilwand selbst und nicht etwa durch die gesamte Grabenbreite beobachtet wurde, wie es bei der unter den Holzeinbauten lagernden Hauptschicht der Fall ist, ist dieses Stück für den Aufbau des Ganzen ohne Bedeutung und als Unterlage nach dem Graben zu ohne erkennbaren Zweck. Bei 8,90 m (Ostprofil 9 m) beginnen die Holzeinbauten, die aus drei senkrechten, hintereinanderstehenden Wänden gebildet werden. Sie liegen direkt hinter dem Graben, kennzeichnen also als Längshölzer den äußeren „Mauerfuß“. Während die Unterlageschicht ungefähr bei + 0,90 m bis 1 m liegt, erreichen die senkrechten Balkenwände + 1,90 m/+ 2,10 m. Je 3 bis 5 deutlich erkennbare Rundbalken mit einem Durchmesser bis zu 0,25 m (Durchschnitt 0,20 m) liegen übereinander. Die vordere Wand steht bei 8,90 m (Westprofil 9 m), die zweite bei 9,70 m (9,90 m) und die dritte bei 11,90 m (12,10 m). Der erdgefüllte Zwischenraum beträgt zwischen der ersten und zweiten Blockwand 0,40 m bis 0,45 m, zwischen der zweiten und dritten 1,95 m bis 2 m. Die Füllmasse besteht aus festgestampfter Kulturerde mit Asche, Brandschutt einschließlich Holzkohle, tonigem Lehm und verrotteten Hölzern. Diese durch Balkenwände begrenzte „Mauer“ mit fester Füllung wurde oben wiederum durch eine Holzlage abgeschlossen (besonders deutlich im Westprofil), deren obere Grenze bei + 2 m/2,20 m liegt. Von dieser Abschlußschicht ziehen

wiederum Reste verrotteter Hölzer nach dem Graben zu und befinden sich in den Sturzschichten über dem Graben. Nach dem Wallinnern zu folgt hinter dem eben beschriebenen Holzschutz bis 17,90 m (Westprofil 18 m) eine mit schwachen Hölzern durchsetzte, festgestampfte Auftragungsschicht ebenfalls bis + 2,10 m. Den inneren Abschluß bilden wenige übereinander lagernde Rundhölzer, deren unterstes mit einem Durchmesser von 0,30 m bedeutend stärker ist als die darüber liegenden. Im Ostprofil erkennen wir weiter von 17,90 m bis 21,10 m in einer Höhe von + 1,10 m eine exakt waagerechte, etwa 0,20 m dicke Steindecke. Wir scheinen mit unserem Schnitt die Grenze dieses Steinpflasters getroffen zu haben, da im Westprofil lediglich eine beträchtliche Steinansammlung, doch keine regelrechte Pflasterung beobachtet werden konnte. Beim weiteren Verfolgen der Einbauten tritt noch der über der äußeren „Holzmauer“ errichtete Steinaufbau hervor. Im Ostprofil ist die vordere Front zum größten Teil zerstört und eingerutscht, das Westprofil zeigt den ursprünglichen Bau besser. Die äußere Kante steht bei 9,20 m und erreicht noch die Höhe + 3,30 m, die innere ebenfalls trockenmauerartig aufgerichtete Wand geht bei einer maximalen Höhe von + 3,40 bis 12,40 m. Die abgestürzten großen Steinblöcke lassen jedoch eine größere ursprüngliche Höhe vermuten. Der obere Abschluß dieses Steinaufsatzes ist nicht erhalten, die Mengen der gestürzten Steine machen jedoch auch hier einen Abschluß durch Steine wahrscheinlich. Ein senkrecht zum Grabungsschnitt stehengelassenes Profil direkt vor der äußeren Steinsetzung ließ in deren unterem Drittel in 0,40—0,45 m Abstand 0,15 m starke Rundbalken in einer Ebene nebeneinander erkennen, die irgendwie zur Festigung der Steinsetzung gedient haben. Auch nach oben waren solche waagerechten Balkenlagen, jedoch stark gestört, sichtbar. Die Füllung der durch Steine begrenzten oberen „Wallmauer“ war wieder sehr stark zusammengepreßt (gestampft) und hatte wenigstens im Bereiche des Schnittgrabens größere Kiesbeimengungen. Vor und hinter diesen Holz- und Steinbauten liegen Reste der Sturzschichten. Besonders deutlich kommt deren Beteiligung nach dem Vorgraben zu zur Geltung. Eine gut abgegrenzte Schicht beginnt beim oberen Balken des hölzernen Baues bei 8,90 m/+ 1,70 m und läuft ziemlich gleichmäßig bis 4,50 m/+ 0,10 m. Am Grund dieser Schicht, also im Vorgraben, ist eine starke Häufung verrotteter Hölzer zu beobachten, dazu kommen in großer Anzahl Scherben (bei der Fundbeschreibung: Sohle des Vorgrabens im Nordteil) und Knochen. Die vom Steinwall führende Sturzschicht hat ihre höchste Stelle nicht am Vorderrande dieses Baues, sondern weiter einwärts, was beweist, daß unser Steinwall höher gewesen sein muß als heute die Ränder erkennen lassen. Die größte Höhe liegt bei + 3 m (bei 11 m im Ostprofil) und + 3,50 m (Westprofil). Die Schicht ist gut zu verfolgen bis 5,50 m/+ 0,50 m bis + 0,60 m (Ostprofil). Im wesentlichen besteht diese Sturzschicht aus Ton, Kies, Asche und Steinen vom oberen Teil des Walles. Alle darüberliegenden Schichten (das ergibt ungefähr dieselben Mengen an Aufbaumaterial wie für die eben besprochenen unteren Bauten einschließlich der Sturzschichten) sind regellose Einschüttungen, die lediglich den Zweck der Wallerhöhung hatten. Bei dieser weiteren Heraushebung der Schanze aus dem Sumpfgelände ging allerdings der flache Graben verloren. Ob die im Oberteil erkennbaren starken Kiesbeimengungen von einem eventuellen oberen Abschluß dieses letzten Bauabschnittes herrühren, kann aus einem Schnitt allein nicht geschlossen werden, da ja die Störungen nahe der heutigen Walloberfläche bedeutend weitgehender sind als im unteren Bau und das Stöckeroden neben den Störungen durch Tierbauten ein übriges getan hat. Die noch erhaltene Höhe von + 6,30 m bei 13,80 m (Westprofil) bedeutet eine Erhebung von 6,65 m über der Sohle des Vorgrabens. Wenn wir bedenken, daß im Laufe der Zeit durch Abtragungen von der Wallkrone her beträchtliche Teile wallabwärts verlagert wurden (s. im Profil die dicke Humusschicht am Nord- und Südhang des Walles) und außerdem beachten, daß unser Wallschnitt nicht die höchste Stelle der heute noch erhaltenen Krone einbezieht, sondern daß der von uns

geschnittene Teil der Krone durch eine moderne Abtragung (Stubbenroden) weiterhin an Höhe verlor, können wir mindestens eine einstige Höhendifferenz von 7 m zwischen Graben und Krone ansetzen. Die nach innen geflossenen Erdmassen und sonstigen Reste des Walles haben bewirkt, daß zwischen der Wallkrone und dem tiefsten Punkt des Wallinnern nur noch eine maximale Höhendifferenz von 4,91 m besteht, während nach außen, also nach dem freien Sumpf zu, noch 6,30 m gemessen werden. Diese Differenz von 6,30 m würde sich noch um die moderne Sumpfaufschüttung (0,20 m) auf 6,50 m erhöhen.

Die entnommenen Bodenproben wurden von Herrn Dr. Tr. Schulze, Görlitz, Naturkundemuseum, bestimmt und ergaben die folgenden Zusammenstellungen. Dabei wurden sämtliche Proben im lufttrockenen Zustand untersucht.

1. Westprofil, unterste Schicht bei 21,10 m/ + 0,55 m (über der Moorsandschicht): Sandige Lehm, grau mit wenigen braunen Konkretionen, einzelne Kohlefitter. Kräftige Fe-Reaktion. PH neutral.
Bei Aufkochen mit KOH mäßige Braunfärbung, wenig organische Substanz, keine erhaltenen größeren Strukturen, keine Pollen.
2. Westprofil, Balkeneinbettung bei 19,60 m/ + 1,80 m: Lehmiger Sand, grau bis graubraun, kleine braune Konkretionen, organische Reste, Wurzelfasern, Verkohlungsreste (Brandspuren).
Bei Aufkochen mit KOH Braunfärbung. Wenige meist stärker zerstörte Pollen: Picea (Fichte), (1 Tilia? [Linde]).
3. Westprofil, aus den oberen Aufschüttungen bei 17,70 m/ + 4,20 m: Lehmiger Sand, grau mit Kies.
Bei Aufkochen mit KOH mäßige Braunfärbung. Vereinzelt Wurzel- und sonstige Pflanzenreste. Keine Pollen.
4. Westprofil, Einlagerungen zwischen den verrotteten Hölzern vom Oberteil des Holzerdebaues bei 16,30 m/ + 2 m: Sandiger Lehm, graubraun, häufig braune Konkretionen (Fe), Glimmerteilchen, Kohlefitter, Pflanzenreste.
Bei Aufkochen mit KOH Braunfärbung. Pollen größtenteils zerstört: Picea (Fichte), einig Pinus (Kiefer), vereinzelt Corylus (Haselnuß).
5. Westprofil, Balken des Holz-/Erdepodestes bei 14,70 m/ + 1,60 m: Brauner Holzmulm. Holzreste von Pilzmyzel durchzogen, zahlreiche Pilzsporen. Keine Gefäße (Rinde von Nadelbäumen).
6. Westprofil, Sandeinlagerung am Fuße der Holzeinbauten über der untersten Moorerdeaufschüttung bei 13,50 m/ + 0,90 m: Lehmiger Sand, grau, Feinerde mit etwas Kies. Faserwurzelreste, Kohlefitter.
Bei Aufkochen mit KOH Braunfärbung. Wenig Pollen: Picea (Fichte), Alnus (Erle).
7. Westprofil, aus der Füllung des „Steinwalles“ bei 12,70 m/ + 2,50 m: Sandiger Lehm, graubraun, mit Grand und Kies.
Bei Aufkochen mit KOH nur geringe Braunfärbung, wenig organische Substanz, unter dem Mikroskop keine Struktur. Pflanzenbestandteile. Keine Pollen.
8. Ostprofil, aus dem oberen der beiden Querbalken südlich der 3 äußeren übereinanderliegenden Balken; 9,70 m/ + 1,75 m: Dunkelbrauner Mulm mit Wurzelfasern und Borkenresten, Holzreste von Pilzgeflecht durchsetzt. Massenhaft Sporenhaufen (Kugelform).
9. Ostprofil, aus der obersten der vier verrotteten Holzschichten bei 13,20 m/ + 1,90 m: Brauner Holzmulm, keine Gefäße nachweisbar. Nadelholzborke.
10. Ostprofil, geglühter Sand zwischen den untersten Holzkohleschichten bei 22,60 m/ + 0,70 m: Sandiger Lehm, hellgrau.
Bei Aufkochen mit KOH mäßige Braunfärbung. Geringe Pflanzenreste. Sporen. Keine eindeutigen Baumpollen.
- H. Ostprofil, unterste aschig-erdige Schicht direkt über dem gewachsenen Moorsand; bei 22,30 m/ + 0,45 m: Sandiger Lehm, grau mit braunen Konkretionen und Kohlefittern.
Bei Aufkochen mit KOH starke Braunfärbung. Unter dem Mikroskop zahlreich mazerierte Pflanzenreste. Keine eindeutigen Baumpollen.

12. Ostprofil, aus der Brandschuttschicht mit Lehm und Ton bei 21,30 m/ + 0,60 m: Milder Lehm, graubraun mit braunen Fe-Konkretionen.
Bei Aufkochen mit KOH kräftige Braunfärbung. Unter dem Mikroskop zahlreiche Pflanzenreste, keine eindeutigen Baumpollen.
13. Ostprofil, oberste Schicht mit verrottetem Holz in Höhe des Steinpflasters; bei 21,80 m/ + 1,30 m: Sandiger Lehm, grau, mit braunen Fe-Konkretionen.
Bei Aufkochen mit KOH nur schwache Braunfärbung. Keine strukturellen organischen Reste. Keine Pollen.
14. Westprofil, Grabensohle bei 3,90 m/ — 0,20 m: Lehmiger Sand, grau mit zum Teil kohligem Holzresten; darin zusammengebackene grauschwarze Stücke mit Pflanzenresten.
Bei Aufkochen mit KOH Braunfärbung. Unter dem Mikroskop zahlreiche Graspollen.
Baumpollen: Picea (Fichte), Pinus (Kiefer) verhältnismäßig wenig, Alnus (Erle), Corylus (Haselnuß), 1 Tilia (Linde), Quercus? (Eiche).
In den zusammengebackenen Stücken keine Baumpollen.
15. Ostprofil, unter der Humusdecke bei 8,10 m/ + 3,40 m: Sandiger Lehm, hellgrau.
Bei Aufkochen mit KOH starke Braunfärbung, zersetzte organische Reste. Graspollen. Keine eindeutigen Baumpollen.

Inhalt eines Gefäßes von der Sohle des Vorgrabens: Sandiger Lehm, grau, darin eingebackene Halme, einzelne Kohlestückchen.

Bei Aufkochen mit KOH mäßige Braunfärbung. Pflanzenreste. Keine eindeutigen Pollen.

Reste der Balken: Graubraune Mulmerde mit stark zersetzten Holzresten, torfartige Stücke.

Bei Aufkochen mit KOH starke Braunfärbung. Viel Graspollen.

Baumpollen-Auszählung: 1 Präparat 101 Stück.

Pinus	Picea	Betula	Alnus	Corylus	Salix	Quercus
Kiefer	Fichte	Birke	Erle	Hasel	Weide	Eiche
3	3	10	29	54*)	2	(1?)

*) Der starke Anteil an Corylus-Pollen ist mit der überdurchschnittlichen Pollenbildung der Hasel zu erklären.

In anderen Proben zahlreiche Betula. Auffallend wenig Pinus. Gefäßreste mit großen Tüpfelgefäßen weisen auf Nadelholz (Pinus?). Die genauere Holzbestimmung bedarf der Schnittuntersuchung.

Der genannte Durchmesser unserer Schanze von 60 m, der ungefähr dem bei Preusker angegebenen Umfang von 180 Schritt und dem von Schuster mit 200 Schritt entspricht, bezieht die gesamte Anlage mit ihren Sturzschichten und der Humusdecke in ihrer äußersten Ausdehnung ein. Von Wallkrone zu Wallkrone dagegen messen wir nur 32 m, vorausgesetzt allerdings, daß der Endpunkt unseres Grabens (also der 30 m-Punkt unserer Pläne) annähernd die Mitte der ehemaligen Anlage darstellt. Der äußere Durchmesser der hölzernen Einbauten und gleichzeitig der daraufgestockten, zwischen Trockenmauern eingestampften erhöhten Wallschüttung beträgt wenig mehr als 42 m; ziehen wir davon auf beiden Seiten die Breite dieses äußersten Schutzes mit annähernd 3,50 m ab, bleiben für den Innenraum lediglich noch 35 m. Nun folgt aber nach innen — wenigstens an der Stelle unseres Schnittes — eine mit vermorschten, waagerechten, senkrecht zum Wallverlauf gelegten Brettern und dünneren Querhölzern gefestigte Auftragungsschicht, die nach innen durch stärkere Balken und davorliegende Steinansammlungen abgeschlossen worden zu sein scheint. Diese bis über 1 m hohe Schicht hat wiederum eine Breite von etwa 5,50 m. Erst dann folgt nach innen zu das Steinpflaster, das wir als Hausboden deuten können. Einschließlich dieses Hauses kommen wir also zu einem inneren Durchmesser von 24 m. Die Kleinheit dieses Raumes wird man bei der Deutung der Anlage mit berücksichtigen müssen.

Fassen wir zunächst die Ergebnisse der Grabung zusammen: Die ganze Anlage ist von einem flachen breiten Vorgraben umgeben, der zunächst einmal wohl nur den

Sinn einer Abgrenzung gehabt hat, außerdem in ganz ungenügendem Maße Material zum Wallaufbau lieferte, schließlich aber auch als bewuchsfreie Zone um die Wallanlage das nächste Vorfeld des Holz- und Steinwalles übersichtlich darbot. Das durch ihn gebotene Hindernis allein wird ziemlich unwesentlich gewesen sein, jedenfalls ist die geringe Tiefe in keiner Weise ausreichend. Auch vom Innern der Anlage wurden in beschränktem Maße „Baustoffe“ geliefert. Das beweisen die Gruben und Einschnitte in die unterste Schicht. Man kann in Brohna allerdings nicht wie bei vielen anderen slawischen Wällen davon sprechen, daß auch im Innern ein durchgehender Ringgraben zur Materialentnahme angelegt worden ist, da das Profil dazu keinerlei Unterlagen liefert. Der Vorgraben scheint ohne weitere Hindernisse gewesen zu sein. Reste eines Pfahlzauns, wie er etwa um die älteste Zantocher Anlage führte, fehlen. Ebenso ist von einem Zugang oder Tor nichts mehr erhalten und auch nichts berichtet. Die Wallanlage selbst liegt auf einer Düne. Auf der oberen Moorsandschicht lagern zunächst als verhältnismäßig dünne Schicht die Aushubmassen des Grabens, auf die nach oben eine Lage verrotteter Hölzer folgt. Diese anscheinend wahllos auf den Wallgrund gedeckten Hölzer bildeten nun das Fundament des unteren, des „Holzwalles“, der eine Gesamtbreite von mehr als 3 m und eine noch erhaltene Höhe von 1,30 m bis 1,40 m hat, somit 2,50 m über der Grabensohle liegt. Aufgebaut war er aus blockwandartig übereinanderliegenden Rundbalken, die als geschlossene Wand, in der Richtung dem Wallverlauf folgend, den vorderen und hinteren Abschluß bildeten. 0,40 m hinter der Vorderwand war eine weitere Blockwand eingefügt. Die „Mauerfüllung“ aus Lehm, Brandschutt, Holz u. a. m. war festgestampft. Durch die gesamte Breite des holzgestützten Baues zogen rechtwinklig zum Wall ebenfalls Reste von Hölzern, die irgendwie eine Verankerung der Vorder- und Rückwand ergeben haben. Leider ist der Grad der Verrottung aller in unserem Schnitt vorgefundenen Hölzer so stark, daß eine Beobachtung über die Art der Verankerung bis ins einzelne nicht möglich war. Den oberen Abschluß unserer kastenartigen Anlage bildete eine Lage meist gespaltener Hölzer. Wir nehmen an, daß es sich hierbei um den Balkenboden eines Wehrganges handelt, der auf dem Wall hinter einer Palisade verlief. Diese Palisade wird zwischen den beiden vorderen Wänden aufgeführt worden sein. Die vielen Hölzer im Graben können Reste davon sein (wenigstens teilweise), besonders aber die in der Sturzschrift direkt von der Krone unseres Holzwalles nach dem Graben zu zu beobachtenden verrotteten Hölzer (besonders deutlich im Westprofil). Über dieser ersten Anlage wurde ein weiterer Wall errichtet. Dieser war ebenfalls mehr als 3 m breit und hat noch jetzt eine Höhe von über 1,20 m. Seine Vorder- und Rückwand besteht aus je einer senkrecht aufgeführten Steinwand, seine Füllung wieder aus festgestampfter Masse. Durch diesen Wall ziehen als Versteifung Rundhölzer, die dem Ausgrabungsbefunde nach ganz knapp über die vordere und hintere Front dieses Steinwalles herausragen. Der obere Abschluß dieser zweiten Anlage ist nicht gesichert, ebenso seine größte ehemalige Höhe, da anscheinend ein teilweiser Einsturz wenigstens der oberen Partien diese Anlage zerstörte; allerdings kann diese Zerstörung auch beim Aufbau des Erdwalles stattgefunden haben. Die höchsten erkennbaren Reste liegen jedenfalls mehr als 3,60 m über der Sohle des Vorgrabens. Die letzten Veränderungen der Gesamtanlage brachte die Errichtung des Erdwalles (Schanze), der über den bisherigen Anlagen und deren Sturzschriften durch Herbeischaffen von vielen tausend Kubikmetern von hauptsächlich Schuttmassen seine noch heute bestehende größte Höhe von 6,65 m über der Vorgrabensohle erreichte. Der Aufbau dieses Walles erforderte nicht nur eine große Menge von Material, das von weither gebracht werden mußte, sondern auch die Beteiligung einer größeren Gemeinschaft und war sicher nicht sehr schnell beendet. Es ist übrigens interessant — und das gilt für die ganze Anlage —, daß die jüngsten Scherben in den untersten Schichten liegen und bei den höheren Lagen ältere Kulturreste bis zur Bronzezeit zurück angetroffen werden. Zuerst hat man also den modernen Schutt mit zur Auf-

füllung verwenden können, mußte aber später nach dessen Erschöpfung zu regelrechten Erdabgrabungen übergehen und störte dabei alte bronzezeitliche Anlagen. Die verschiedene und willkürliche Schichtung des Erdwalls ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß viele Menschen am Aufbau teil hatten, und daß das zum Aufbau benötigte Material von den verschiedensten Stellen entnommen wurde. Daraus erkennt man auch, daß die Schichtung der oberen Anlage nicht etwa durch den ganzen Wall gleichmäßig läuft, sondern daß an den verschiedenen Stellen verschiedene Schichtenfolgen entstanden. Irgendein besonderer oberer Abschluß ist nicht sichtbar, ebenso fehlen jegliche Spuren eventueller Hindernisse an der Außenböschung des Walles. Es muß betont werden, daß der Vorgraben durch die Sturzsichten der ersten beiden Anlagen und die Aufschüttungen des Erdwalles zugeschüttet war und für die letzte Anlage nicht mehr bestand.

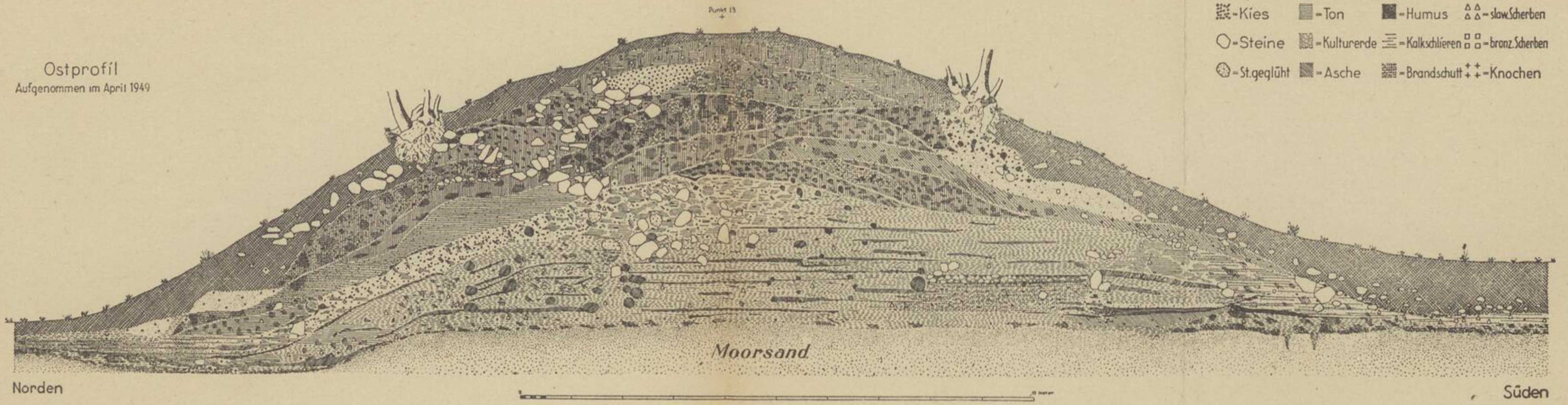
Wir können nicht bestimmen, in welchen zeitlichen Abständen die einzelnen Anlagen gebaut wurden, oder ob gar eine laufende Erhöhung der Gesamtanlage vorgenommen wurde. Es fehlen auch alle Kennzeichen von gewaltsamer Zerstörung einer der drei Anlagen. Bei jedem Neubau blieben die Reste der vorhergehenden Anlage unverändert und bildeten den Untergrund für die nächste Periode. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß der „Steinwall“ wenigstens zum Teil abgerissen wurde, um die Höhendifferenz der Anlage, die beim Heranbringen und Einschütten der großen, für den Aufbau des Erdwalles nötigen Massen nur hinderlich war, auszugleichen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Graben restlos zugeschüttet und eine mehr oder weniger gleichmäßige Wallböschung geschaffen, die dann bis zum fertigen Erdwall (Schanze) ständig erhöht wurde.

Innerhalb des Holz- und des darüberliegenden Steinwalles wurden bei der Ausgrabung ein 5,50 m breites Podium aufgedeckt, das die Höhe des Holzwalles knapp erreichte, und dessen Aufbau aus Erdmassen mit zwischengelagerten Balken erfolgt war. Den inneren Abschluß bildeten wieder blockwandartig übereinanderliegende Balken. Das dann nach innen anschließende Steinpflaster (Ostprofil) mit einer Länge von mehr als 3 m kann auf Grund von Vergleichen mit anderen Grabungsergebnissen als der Untergrund eines Hauses angesprochen werden. Die daraufliegenden Reste verrotteten Holzes könnten dann von einem über diesem Steingrund liegenden Holzfußboden herrühren. Da bei dieser Anlage keine Pfostenlöcher zu finden sind, ist die Möglichkeit von Schwellenbau gegeben. Da im Ostprofil wahrscheinlich nur der Rand dieses Hauses angeschnitten wurde, konnten keine weiteren Feststellungen gemacht werden (Herd . . .).

Die Grenzen unserer Deutungsmöglichkeiten liegen in der Unzulänglichkeit der Ausgrabung selbst. Ganz abgesehen davon, daß die Hölzer stärkstens verrottet waren und eine Verfolgung ihrer Lage damit sehr erschwert war, fehlte bisher wegen der gegebenen räumlichen Begrenzung und der beschränkten Zeit und Zahl der Mitarbeiter und der zur Verfügung stehenden Summe die nötig gewesene vollständige Abdeckung des noch erhaltenen Innenraumes des Walles mit einer weiteren Verfolgung und Freilegung der einzelnen Walleinbauten. Ebenso müßte die Frage nach dem Zugang zum festen Lande durch einen Suchgraben um den Wall beantwortet werden. Dann ließe sich feststellen, ob wir hier eine schmale zungenartige Landbrücke oder eine Art Knüppeldamm bzw. Bohlenweg nach der zugehörigen Siedlung als Verbindung vor uns haben. Damit ließe sich auch ein Teil der Frage nach dem Verhältnis zum Ort Brohna klären.

Die aufgedeckten Bauten zeigen, daß wir hier keine starke Befestigung vor uns haben und daß die kleine Anlage auch nur für wenig Bauten Raum geboten haben mag. Darauf soll bei der Deutung der slawischen Anlage nochmals zurückgekommen werden.

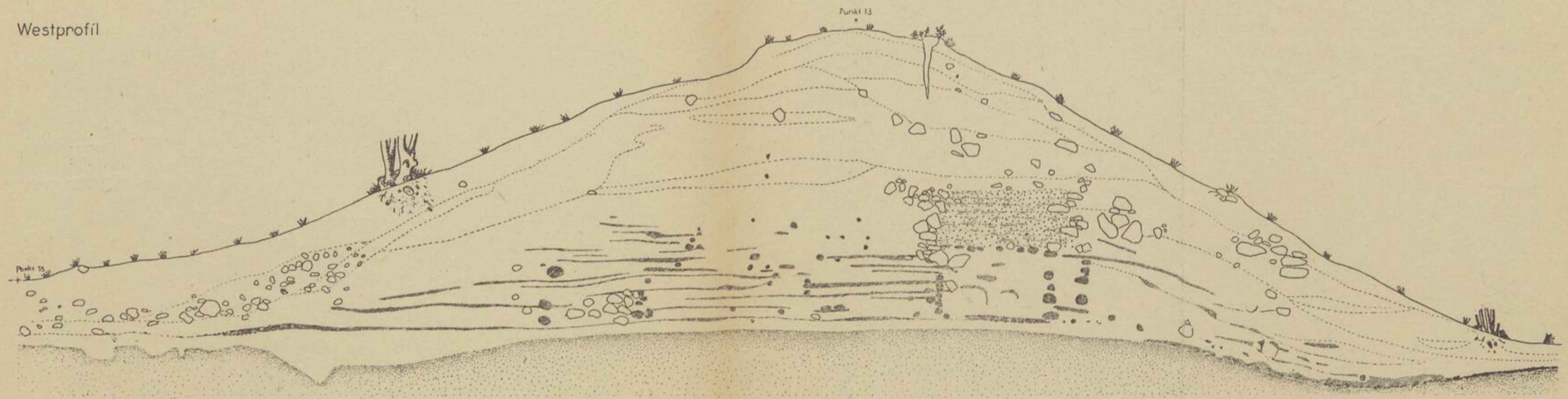
Ostprofil
Aufgenommen im April 1949



Norden

Süden

Westprofil



Süden

Norden

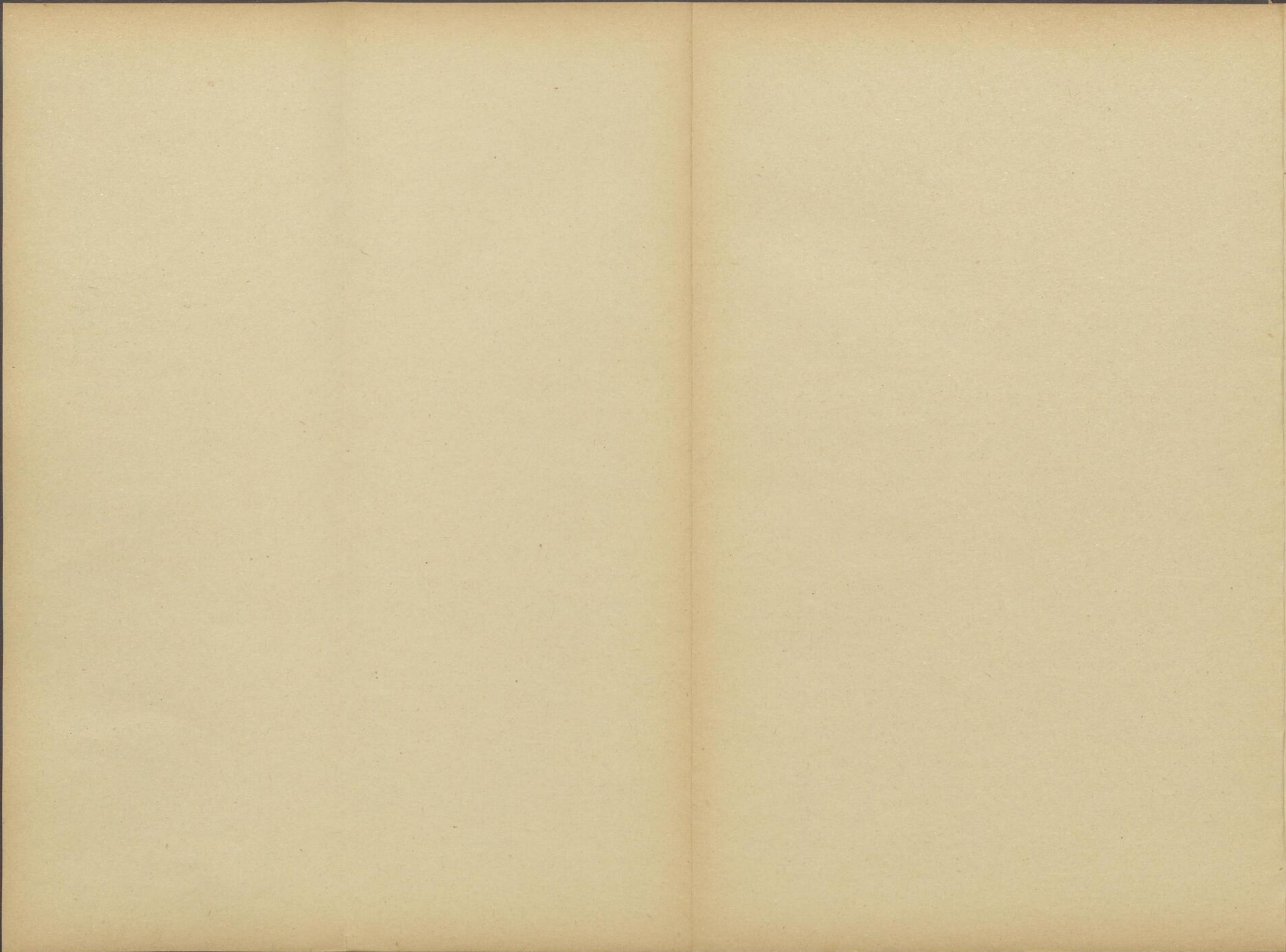
- ▨ - Sand ▨ - Lehm ▨ - Holz verrottet ▨ - Holzkohle
- ▨ - Kies ▨ - Ton ▨ - Humus ▨ - slow. Scherben
- - Steine ▨ - Kulturende ▨ - Kalkschlieren ▨ - bronz. Scherben
- ⊙ - St. geqlüht ▨ - Asche ▨ - Brandschutt ++ - Knochen

Die Sumpfschanze bei Brohna (Kreis Bautzen)

Abb. 2 (oben) Ostprofil 1:100 (Verkleinerung des großen Planes 1:20)

Abb. 3 (unten) Westprofil 1:100 (Verkleinerung des großen Planes 1:20) Der Übersichtlichkeit halber ist die Schichtfüllung ausgelassen; es sind nur die Schichtgrenzen angegeben

Zw. S. 72/73



Die Hauptmasse der Funde stellen die keramischen Reste. Bei der hier gegebenen Aufstellung soll zunächst deren Beschreibung erfolgen, während die zeitliche Einordnung einem späteren Abschnitt vorbehalten ist. So kann hier auch die stratigraphische Zergliederung zunächst unterbleiben, und es soll lediglich eine Trennung zwischen der slawischen Ware und der älteren Tonware vom Ende der Lausitzischen Kultur vorgenommen werden. Unter dem Material wurden die breiten frühdeutschen Ränder und auch Henkelbildungen nicht beobachtet.

Die slawische Keramik von Brohna besteht zum großen Teil aus Oberteilscherben. Böden sind selten, weshalb wir für die Herstellungsart nur an Einzelstücken Schlüsse ziehen können. Es überwiegen die ausgesprochen ebenen, ja glatten Böden, die zum Teil sogar eine gewisse Schärfe an der Grenze gegen den Gefäßkörper aufweisen. Einige Böden sind innen in konzentrischer Wellenform etwas erhöht (Tafel 26, Mitte, untere Reihe links). Nur einmal ist die Standfläche des Gefäßbodens stark nach oben gewölbt, die Arbeitsunterlage (die Töpferscheibe) war also mit einem Holzbuckel überdeckt, der der Wölbung des Bodens als Negativ entspricht¹¹⁾. Außerdem erkennen wir einen tiefen, fast runden Abdruck der Achse der Arbeitsunterlage (Tafel 25, unten rechts), das ist in diesem Falle der Töpferscheibe einschließlich des Holzbuckels. Es ist übrigens von Interesse, daß das Gefäß im vorliegenden Falle zweimal auf der Unterlage „umgesetzt“ wurde, so daß jetzt drei ineinanderlaufende Achseindrücke sichtbar sind. Man hatte also die beiden ersten Male die Bodenmitte nicht richtig gefunden. Der Achseindruck ist in unserem Falle auch nicht rund, sondern breit-D-förmig, die Achse war also kein Rundstab, wenigstens nicht am oberen Ende. Leider ist aus dem vorliegenden Boden durch die Randbeschädigung nicht ersichtlich, ob der letzte und endgültige Eindruck der Achse genau in der Bodenmitte liegt, und es ist deshalb bei diesem Scherben nicht zu entscheiden, ob das Gefäß mit der langsamen Handtöpferscheibe oder der schnell rotierenden Töpferscheibe hergestellt worden ist. Der Schluß auf die Handtöpferscheibe ist dann zwingend, wenn der Achseindruck nicht ganz im Zentrum liegt. Bei einer schnell rotierenden Töpferscheibe muß der Achsmittelpunkt, also der Drehpunkt, genau der Bodenmitte des Gefäßes entsprechen¹²⁾.

Die in der spätslawischen Kultur besonders aus der Oberlausitz häufig stammenden Bodenmarken konnten nicht beobachtet werden. Lediglich von der Needonschen Grabung wurde ein Bodenkreuz¹³⁾ erwähnt.

Zur Herstellungsweise der Brohnaer Keramik läßt sich auf Grund der wenigen Bodenscherben und des überragenden Anteils an Oberteilscherben mit Bestimmtheit sagen, daß zumindest die Schulter- und Randteile auf der Scheibe abgedreht wurden. Damit scheint die Töpferscheibe als Arbeitsgerät zur Herstellung des Großteiles unserer Keramik erwiesen zu sein. Auch die exakt glatten Böden der Gefäße, die auf der ebenen undurchbohrten Töpferscheibe hergestellt wurden, bestätigen das. Die

¹¹⁾ Siehe auch H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder, 1937, S. 118/119.

¹²⁾ A. a. O., S. 117.

¹³⁾ Needon, s. Anm. 2, S. 242/243.

Ob es sich hierbei um das Stück V 5411 im Museum Bautzen (im Katalog „Boden mit Zeichen“), das leider zur Zeit nicht auffindbar ist, handelt, oder um V 5823 (im Katalog „Rest eines Bodenstückes“) bleibt uns unbekannt. Jedenfalls ist V 5823 überhaupt kein Bodenstück, sondern ein Schulterscherven mit Randansatz und kräftiger Verzierung (wahrscheinlich grobes Bäumchenmuster). Die Deutung als verzierter Boden ist schon deswegen unverständlich, weil, ganz abgesehen von der Wölbung, nach der vorliegenden Aufbiegung des Randes die sogenannte „Bodenverzierung“ unten dann im Innern des Gefäßes angebracht gewesen sein müßte. Dann wäre es aber alles andere als eine Bodenmarke. In der Kartei des Landesamtes für Vorgeschichte befindet sich ein Photo mit slawischer und vorslawischer Keramik von der Grabung 1901. Als Bezeichnung für einen eindeutigen Achseindruck liest man dort „Bodenmarke“. Vielleicht ist auch mit diesem Stück die in der Veröffentlichung angegebene Bodenverzierung gemeint (Verbleib: Landesmuseum Dresden, Zug. Kat. 1901).

Verzierung der meisten Gefäße mit Gurtung spricht ebenfalls dafür. Bei einem Teil der Keramik kann man wenigstens für den Hals und Rand den Gebrauch des Formholzes annehmen. Jedoch ist der Mangel an vollständig erhaltenen Gefäßen ein Hindernis bei der Klärung weiterer Herstellungsfragen.

Soweit sich aus den Gefäßtrümmern erkennen läßt, fehlen unter den Gefäßformen die ausgesprochen kleinen überhaupt. Die meisten Töpfe haben einen größten Durchmesser von 15 bis 20 cm und mehr und eine mittlere Höhe von 20 cm. Bei den weiten Formen verschiebt sich das gegenseitige Verhältnis oft ganz beträchtlich zugunsten des Gefäßdurchmessers. Die drei in Abbildungen hier wiedergegebenen Töpfe haben mit ihren Ergänzungen folgende Maße:

Bauchiger gurtverzierter Topf: Größte Höhe 21,5 cm; größte Weite 20,2 cm (Tafel 23, oben). Dabei sind sowohl Höhe als auch Weite vollkommen gesichert.

Weiter doppelkonischer Topf: Größte Höhe mindestens 16 cm; größte Weite 18,2 cm (Tafel 23, unten rechts). Höhe nicht gesichert, nur der Minimalwert angegeben.

Hoher doppelkonischer Topf: Größte Höhe etwa 40 cm; größte Weite 37 cm (Tafel 24). Die Höhe ist nicht ganz gesichert, da das Unterteil ergänzt ist.

Gerade die gesicherten großen Durchmesser sind von mehreren Gefäßen vertreten. Auch die Gefäßdurchmesser der Flachformen, d. h. der schalenartigen Formen und der flachen Doppelkegel, sind oft ganz beträchtlich. Übertrieben enge und hohe Gefäße konnten aus dem Bestand nicht ausgesondert werden; die Gefäße mit verhältnismäßig kleinem Durchmesser sind dann auch in der Höhe entsprechend reduziert, so daß das Höhen-Breitenverhältnis meist annähernd ausgeglichen ist oder gar zugunsten der Weite ausfällt.

Die herrschenden Formen bilden die gebauchten Töpfe und die doppelkegligen Gefäße, sowie die Flachformen beider Typen bis zur Schale. Die Töpfe sind sehr oft nur schwach gebaucht. Damit entfallen auch die hochgewölbten Schultern. Die Gefäßkörper erscheinen damit etwas unbelebt und flau. Die Formen mit kräftigerer Wölbung zeigen diese meist ziemlich gleichmäßig ohne Schulterbetonung durch besonders starke Krümmung der oberen Partien. Gebauchte Typen mit hochgewölbter Schulter treten deshalb zurück.

Die doppelkegligen Gefäße erscheinen mit verhältnismäßig hohem und steilem Unterteil (Tafel 24 und 23)¹⁴⁾, aber auch mit kurzer Schulter und kräftig einziehendem und damit verhältnismäßig flachem Unterteil (Abb. 5, 48/49)¹⁵⁾. Die verwaschenen Formen mit nur noch angedeutetem Umbruch sind an keine dieser beiden Gruppen gebunden, sondern bei Flach- und Hochformen anzutreffen (Tafel 25 oben links; Abb. 5, 40, 42, 43, 47). Dazu kommen weiterhin Gefäße mit fast zylindrischem Oberteil, das flach und weit gewulstet ist (Abb. 5, 44; Tafel 25, 2. Reihe links; 3. Reihe, 3. von links; 4. Reihe links). Diese Form ist unter den Großgefäßen nicht vertreten, sondern auf die mittleren Größen mit einem Gefäßdurchmesser von unter 20 cm beschränkt. Streng davon zu trennen ist allerdings der doppelkeglige Topf mit weit und kräftig horizontal gerieftem Oberteil (Tafel 23; Abb. 5, 41). Bei den Schalen ist die Trennung in doppelkeglige (Abb. 5, 50) und mehr oder weniger steil gewölbte (Abb. 5, 51) möglich. Das Oberteil der leicht gewölbten Formen ist meist sehr steil, manche Formen sind fast zylindrisch, andere steiltrichterförmig¹⁶⁾ oder steilkegelförmig. Die Lippe ist nicht immer kantig, sondern bisweilen auch gerundet¹⁷⁾. Leider konnte keine Schale restlos ergänzt werden, so daß für kein Stück die Gesamt-

¹⁴⁾Vgl. auch Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen, Tafel 30, unten 3.

¹⁵⁾Vgl. etwa Knorr, a. a. O., Tafel 17 a.

¹⁶⁾Hier entsteht der Eindruck eines becherförmigen Gefäßes.

¹⁷⁾Die bei Knorr a. a. O., S. 95, angegebene „meist kantige Lippe“ ist also an dem kleinen Brohnaer Material gemessen nicht die Regel, sie tritt vielmehr ungefähr im gleichen Maße wie bei anderen Gefäßen auf.

form feststeht. Die Randscherben allein geben natürlich nur ein lückenhaftes Bild und ermöglichen lediglich Schlüsse auf die Rand- und Lippenbildung.

Zu diesen drei Hauptformen treten als Einzelstücke zwei Sonderformen. Ein steil kegliges, nur ganz wenig gebauchtes Gefäß hat als oberen Abschluß eine verhältnismäßig breite, doch dünne Lippe rechtwinklig zum Verlauf der Wandung angesetzt (Abb. 5, 53; Tafel 26, Unterteil rechts 3. von unten). Die Oberteilverzierung besteht aus flacher, schmalriefenartiger weicher Gurtung. Ein ähnliches, fast zylindrisches Gefäß mit weiter flachriefenartiger Gurtung mit darauf eingestochener einfacher Wellenverzierung (Abb. 5, 54; Abb. 4, 24) besitzt dagegen nur einen leicht ausschwingenden Rand. Die zweite Sonderform stellt ein Zylinderhalsgefäß dar (Abb. 5, 52; Tafel 25, rechts über dem Bodenstück), das unter dem Rand leistenartig kräftig verbreitert ist (als Aufsatz für einen Deckel). Das Gefäß muß tonnenartig gewesen sein und gewinnt damit den Anschluß an die Zylinderhalsgefäße bei Knorr¹⁸⁾. Die spätslawischen Deckel und die zylindrischen Gefäße, d. h. also die Gefäße, deren Halsform ohne wesentliche Richtungsänderung aus dem Gesamtkörper wächst, sind im Gegensatz zur anderen eben von Brohna behandelten Sonderform — dazu kommen nach Knorr¹⁹⁾ allein aus dem Kreise Bautzen weitere Einzelstücke aus Coblenz, Spittwitz, Göda, Kirschau, Doberschau, Blösa (nicht Blösa wie bei Knorr), Prischwitz, Litten, Niedergurig, von Kamenzer Schanzen Ostro und Prietitz, aus dem Löbauer Bereich von der Kittlitzer Schanze — nur nördlich und nordöstlich unseres sächsischen Gebietes anzutreffen²⁰⁾, dabei finden sich Deckel in großer Zahl in Brandenburg, ausgesprochene Zylindergefäße allerdings meist nur östlich der Oder. Für unseren Zylinderhals von Brohna (es handelt sich auch hier um kein Zylindergefäß, da der Gefäßkörper unter der Leiste deutlich plump gewölbt ist) muß noch besonders bemerkt werden, daß sich das Material vom üblichen der anderen dortigen keramischen Reste durch bedeutend feinere Magerung und härteren Brand unterscheidet. Die Lagerung auf der Vorgrabensohle des Walles macht diese Form auch für die Datierung wichtig.

Die Verzierung der Brohnaer Keramik ist verhältnismäßig reichhaltig. Neben die Linienverzierung und die Wellenornamente treten Stich- und Stempelornamente und besonders häufig die Gurtung. Meist sind alle diese verschiedenen Verzierungen jedoch nicht ausschließlich als die eine oder die andere Art angewandt worden, sondern eine vielseitige Kombination der verschiedenen Systeme sorgte reichlich für Abwechslung und verhinderte so übermäßige Wiederholungen oder gar Verzierungsnormen. Meist sind die Verzierungen auf dem Oberteil der Gefäße angebracht. Bei doppelkegligen Töpfen wird der Umbruch gern noch durch Ornamente besonders hervorgehoben. Verzierte Unterteile fehlen. In Ausnahmefällen geht die Verzierung (meist die Gurtung) bis in die Mittelteile des Gefäßes.

Eine Art Bemalung tragen Scherben eines Gefäßes kurz unter der Randpartie. Dabei sind lediglich breite senkrechte schwarze Streifen (Tafel 26, Mittelfeld, 2. von links oben) zu erkennen.

In der Linienverzierung treten einfache und mehrfache Bänder auf, die als eng gestellte Systeme meist die Anwendung des mehrzinkigen Kammes verraten. Offene senkrechte Linienbänder²¹⁾ oder von oben (S.: 121/49) oder unten²²⁾ bzw. von oben und unten²³⁾ eingesäumte Bänder sind die einfachsten Formen. Daneben finden sich

¹⁸⁾ A. a. O., besonders Abb. 48 auf S. 71 und Karte 4 = Abb. 49 auf S. 74.

¹⁹⁾ A. a. O., S. 73/74.

²⁰⁾ Knorr, a. a. O., Karte 6, Abb. 60, S. 85.

²¹⁾ Auch mit dem Kamm als kurze Bänder ausgezogen: Mus. Bautzen O. 1475. 33 V.

²²⁾ Museum Bautzen, O. 8730 V.

²³⁾ Museum Bautzen, O. 1473. 33 V.

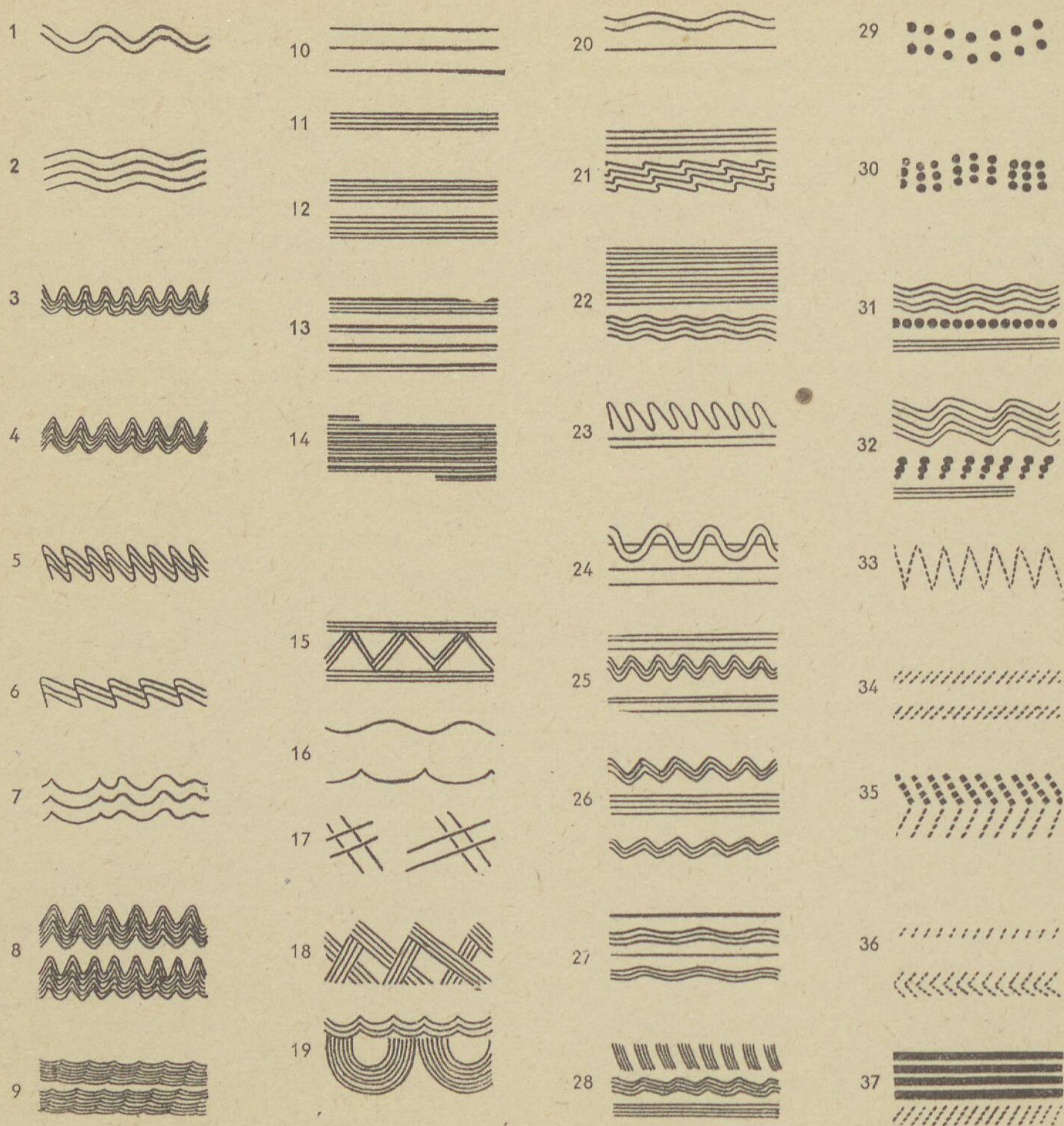


Abb. 4. Die hauptsächlichsten Verzierungsmuster von Brohna, etwa 1 : 4

auch schräge Linienbänder²⁴⁾ und ganz kurze waagerechte Kammstrichgruppen²⁵⁾. Während stehende mehrlinige Kreuze, die im nordslawischen Gebiet auftreten, fehlen, sehen wir unter den Brohnaer Scherben mehrfache liegende Kreuze (Abb. 4, 17; Tafel 25)²⁶⁾ und Gittermuster (Abb. 4, 18; Tafel 26), dazu mehrfache Zickzackbänder mit oberem und unterem Abschluß (Abb. 4, 15; Tafel 26). Stehende Halbkreisbögen²⁷⁾ sind ebenfalls nicht häufig, sie haben bisweilen eine oder mehrere Mittelsenkrechte als Stütze; ebenso steht es mit den Zickzackbändern.

Gegenüber diesem geringen Formenvorrat und der kleinen Zahl von lediglich linear verzierten Scherben erfreuen sich die Wellenverzierung und besonders die Wellenbänder bereits größerer Beliebtheit. Diese Verzierungsart tritt als einfache Welle

²⁴⁾ Museum Bautzen, o. Nr.
²⁵⁾ Museum Bautzen, O. 89. 30 V.
²⁶⁾ Museum Bautzen, O. 1504. 33 V.
²⁷⁾ Museum Bautzen, o. Nr.

— weit und eng — oder als mehrfache Wellenlinie auf. Über die Kombinationen mit der Gurtung oder der Stichverzierung soll später gesprochen werden. Während die einfachen und mehrfachen Wellenlinien mit einem einfachen Knochen- oder Holzgriffel, der ein streng eckiges oder aber auch leicht abgerundetes Arbeitsende haben konnte, eingeritzt wurden, wurden die Wellenbänder mit mehrzinkigen Kämmen hergestellt. Wir konnten bis zu 8 Zinkeneindrücke nebeneinander zählen, jedoch überwiegen die 3- bis 5zinkigen Geräte. Die Wellenbänder sind nur selten gleichmäßig ausgeführt. Durch die Drehung des Gefäßes bei der Verzierung wurden sie oft schräg, auch änderten sich Weite und Höhe der einzelnen Wellen (Tafel 25 oben links). Übrigens treten auch Wellenlinien und Wellenbänder nicht selten in der geknickten Form auf (Abb. 4, 7 und 16; teilweise Tafel 24). Dabei ist diese Knickung der Bänder nach oben und unten möglich, wenn auch die erstere die weitaus häufigere zu sein scheint. Daß die Wellenbänder und -linien nicht immer geschlossene Systeme bildeten, sondern auch ähnlich der Gurtspirale (s. unten) den Gefäßkörper umgeben und damit Anfang und Ende des Arbeitsganges deutlich erkennen lassen, zeigt das mit einem zweizinkigen Gerät hergestellte Wellenband auf dem großen Doppelkegel (Tafel 24). Ebenso wie Wellenlinien mehrfach untereinander erscheinen, finden wir auch mehrfache Wellenbänder (Abb. 4, 8 und 9). Dabei handelt es sich wohl ausschließlich um zwei mehr oder weniger breite Bänder, die in ihrer Art durchaus verschieden sein können, allerdings meist, wenn nicht gar ausschließlich, mit demselben mehrzinkigen Gerät hergestellt wurden. Die Verschiedenartigkeit der zwei übereinanderstehenden Bandsysteme ist in mehreren Mustern ausgedrückt. So steht ein weites und ein enges Band übereinander, oder die Wellenberge des einen Bandes liegen über den Tälern des anderen, oder geknickte Bänder stehen über oder unter gleichmäßiger gewölbten. Aus dem Material des Bautzener Museums kennen wir auch das Flechtbandmuster, das hier aus zwei Wellenbändern (mit dem Dreizink hergestellt) gebildet wird²⁸). Als Ausnahmeerscheinung müssen wir eine Kombination aus Wellenbändern betrachten, bei der unter einem nach oben geknicktem dreifachen Wellenband in dichter Reihung je 7 enge konzentrische Halbkreise hängen (Abb. 4, 19).

Der größte Teil der Scherben ist durch Gurtung verziert. In vielen Fällen ist dieses Muster sogar die alleinige Verzierung der Gefäße und bildet dann eine mehr oder weniger breite Zone am Oberteil (bei doppelkegligen Gefäßen oft auch das gesamte Oberteil) oder geht bis auf den Gefäßbauch über. Da bei kleinen Scherben der Unterschied zwischen Gurtung und Linienverzierung nicht immer erkannt werden kann, werden Überschneidungen möglich sein und dies besonders auch bei den Kombinationen mit Wellenverzierung und Stempelornamentik. Die sogenannte Gurtspirale entstand dadurch, daß der Töpfer den Verzierungsgriffel beim Drehen des Gefäßes langsam sinken ließ (Abb. 4, 14). Die Verzierung wurde mit schmalen und breiten Griffeln²⁹) und mit unterschiedlichem Abstand³⁰) durchgeführt. Sie wurde auch mit dem zweizinkigen Instrument, dann sogar mit sehr verschiedener Breite der beiden Zinken (Abb. 4, 14)³¹) oder mit dem vierzinkigen Kamm (Tafel 25, 3. Reihe, 2. von links) ausgeführt. Die Gurtung erscheint auch oft in breiter weicher Riefung (Tafel 25 oben, Tafel 26 unten links), dann allerdings nie als Spirale. Diese Breitriefung führt zum gewellten Gefäßprofil (Tafel 23; Tafel 25; Abb. 5, 25, 34, 37, 38, 41, 43, 44, 45, 46, 53 und 54). Die Gurtung bildet oft nur einen Teil der Verzierung und tritt in vielerlei Kombinationen mit allen oben besprochenen anderen Verzierungsarten einschließlich der noch zu behandelnden Stich- und Stempelornamentik auf. Den oberen oder

²⁸) Museum Bautzen, O. 1472. 33 V.

²⁹) Schmale und breite Gurtung.

³⁰) Enge und weite Führung.

³¹) Schmale Doppelgurtung mit weitem Abstand. Museum Bautzen, o. Nr. (Gleichbreite Zinken des Verzierungsgerätes).

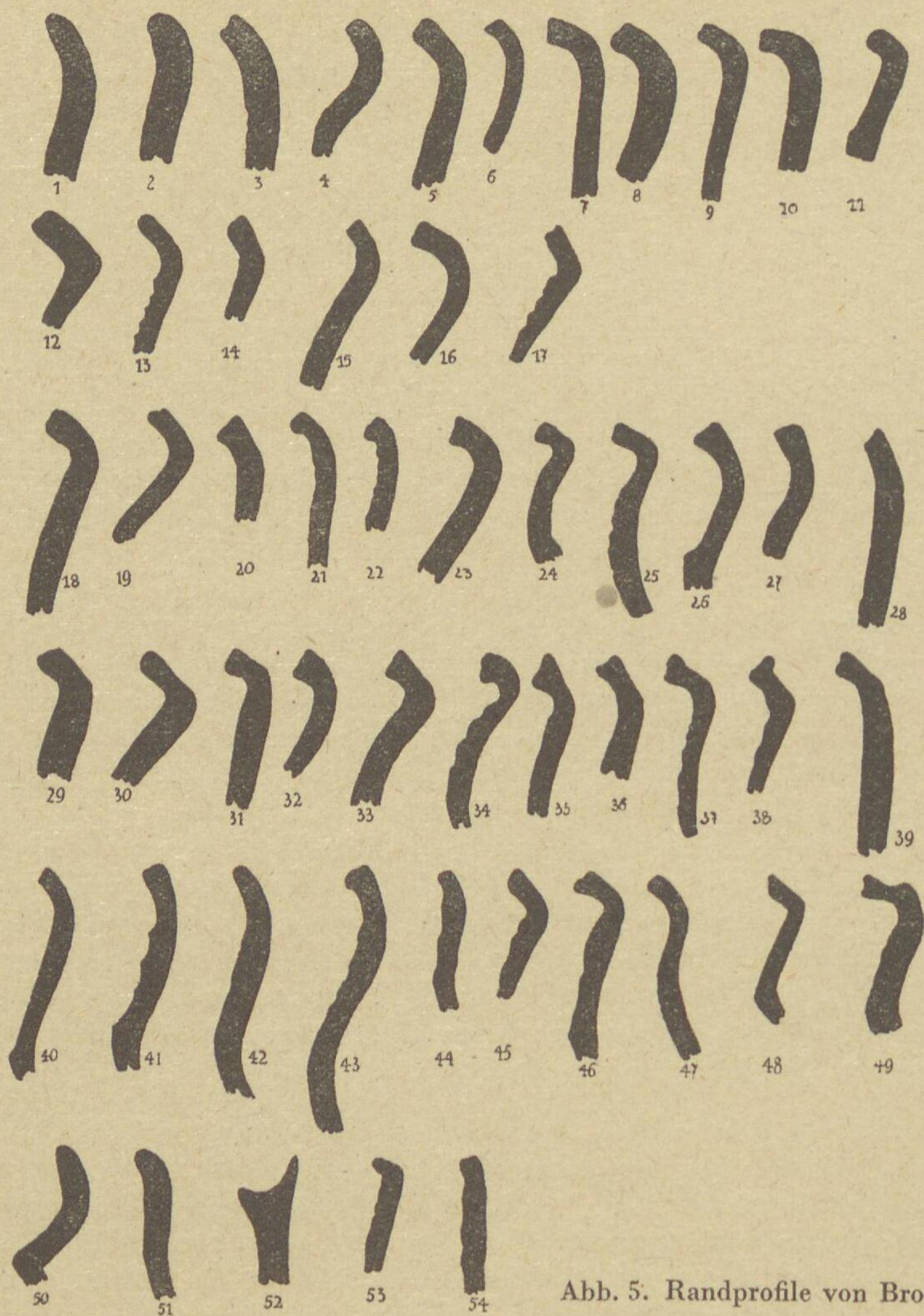


Abb. 5. Randprofile von Brohna

unteren Abschluß bilden einfache Wellen oder Wellenbänder (Abb. 4, 20—23; Tafel 25, Tafel 26 untere Reihe), auch von Wellenbändern eingefasste Gurtung ist zu bemerken (Abb. 4, 26; Tafel 25), während umgekehrt ebenso Wellenbänder von mehrfacher Gurtung eingerahmt werden (Abb. 4, 25; Tafel 26), dazu kommt ein mehrfacher Wechsel von Gurtung und Wellenbändern (Abb. 4, 27; Tafel 26), selbst Wellenbänder auf leicht gegurtetem Untergrund (Abb. 4, 24; Tafel 26). Ausnahmen stellen unter geriefter Gurtung hängende Halbkreislinien (Tafel 25) und eng gestellte schräge und kurze Kammstichgruppen über einem Wellenband mit darunter verlaufender Gurtung dar (Abb. 4, 28; Tafel 26). Die Gurtung unter Wellenbändern und zwischen beide Systeme eingeschobene Stichverzierungen sollen ebenso wie die Kammstichmusterung unter breiter Gurtung im Zusammenhang mit der Stichverzierung erwähnt werden.

Zur Stichornamentik gehören Grübchenmuster, die mehr oder weniger regelmäßig auf der Schulter angebracht sind und bisweilen auch durch einen einfachen Gurt gegeneinander abgegrenzt sind (Tafel 25). Diese sind im Grabungsmaterial verhältnis-

mäßig selten und treten in verschiedenen Fällen auch als umlaufende Reihe zwischen Wellenband und Gurtung (Abb. 4, 31; Tafel 25)³²⁾. Meist ist Kammstich angewandt. Dabei herrscht in Brohna der fünfzinkige Kamm vor. Es werden Zickzackmuster gebildet (Abb. 4, 33); oder umlaufende schräg gestellte Stempel auch in mehreren Reihen (Abb. 4, 34; Tafel 25), oder unter der Gurtung (Abb. 4, 37; Tafel 25) eingedrückt, dazu kommen Fischgrätenmuster als Umlaufornament (Abb. 4, 35; Tafel 25), die ebenfalls in Verbindung mit Schrägstempelreihen (Abb. 4, 36; Tafel 25) stehen. Eindrücke eines dreizinkigen Kammstempels mit verschieden großen Zinken treffen wir zwischen Gurtung und Wellenband (Abb. 4, 32; Tafel 26). Zu beachten ist, daß weite Horizontalriefen, die also eine Art plastische Gurtung erzeugen, auf dem aufgewölbten Rücken gern mit Kammstichreihen besetzt sind (Tafel 25). Kreisstempel (hohler Ringelstich) treten unter den Verzierungen nicht auf, desgleichen fehlen gekerbte Leisten auf der Gefäßschulter. Kräftige Schrägkerbung findet sich unter dem gesammelten Material des Museums Bautzen, jedoch ohne Angabe der Lagerung. Die betreffenden Scherben sind feiner gemagert und härter und heller gebrannt³³⁾. Leider können sie zur Zeitbestimmung der Anlage ebensowenig herangezogen werden wie die keramischen Reste der Aufschüttungen.

Die Randbildungen der Brohnaer Keramik (Abb. 5) sind sehr vielgestaltig. Die ausbiegenden kantigen Ränder überwiegen, dabei ist die Lippe gerade oder schräg abgeschnitten. Gerundete Lippen sind seltener, manchmal tritt eine leichte Verdickung auf. Manche Ränder sind hoch ausgezogen, andere mehr oder weniger scharf ausgebogen, der Hals demzufolge stark eingezogen. Auch an Breite haben verschiedene Ränder stark zugenommen (Abb. 5, 7, 9, 10, 12). Bei allen angeführten Beispielen war nur selten eine Verdickung, kaum eine Verdünnung der Lippe zu beobachten, sie bleibt vielmehr annähernd gleich stark.

Bisweilen aber wird der Rand nach unten etwas verbreitert und es entstehen untergriffige Profile (Abb. 5, 31, 32, 33, 34, 43, 46). Verbreiterung nach beiden Seiten kommt ebenfalls vor (Abb. 5, 35, 36), dazu tritt noch eine Einsattelung des oberen Randes (Abb. 5, 37, besonders 49), ohne daß aber das sogenannte „Entenschnabelprofil“³⁴⁾ ganz erreicht wird. Auch die Lippenkante wird eingesattelt (Abb. 5, 34, 35, 36, 37, 46, 49). Die nach beiden Seiten verbreiterte Lippe bildet in Brohna keine ausgesprochenen Hammerprofile. Es soll hier nochmals betont werden, daß die einfach ausschwingenden Randstücke, ob sie nun kantige oder runde Lippe besitzen, nicht etwa ein Zeichen für höheres Alter der Gefäße ist, sondern daß auch diese Formen neben den komplizierteren weiter bestehen.

Sonderformen bilden steile Ränder horizontal geriefter Gefäße, die nur eine ganz leichte Ausbiegung erfahren (Abb. 5, 44 und 54), Zylinderhalsgefäße mit zugespitztem Rand und breiter Deckelaufsatzleiste (Abb. 5, 52), sowie ein Steilrand mit fast senkrecht zur Wandung ansetzender schmaler Lippe (Abb. 5, 53). Bei den Doppelkegelgefäßen ist ebenfalls das leicht und gleichmäßig geschwungene Profil (Abb. 5, 40—44, 47) neben betonten Rändern (Abb. 5, 45, 46, 48, 49) zu beobachten.

Zu dieser slawischen Keramik kommen nun noch Gefäßreste vom Ende der Bronzezeit und aus der ältesten Eisenzeit mit dem Billendorfer Typus (Tafel 26 oben), zu denen noch der Rest einer Bronzefibel tritt (Tafel 26 oben rechts).

Die überwiegende Zahl der Scherben liefern dabei Schalen mit nach innen verdicktem Rand. Diese haben teilweise sehr große Ausmaße. Überhaupt stammt fast das gesamte

³²⁾ Unter dem Material im Bautzener Museum befindet sich ein Scherben mit 0,4 cm tiefen Grübchen, die einen Durchmesser von 0,3 cm haben (O. 1503. 33 V). Die Grübchen haben verhältnismäßig weiten Abstand und sind im flachen Zickzack angeordnet.

³³⁾ Museum Bautzen, o. Nr.

³⁴⁾ Knorr a. a. O., Abb. 35.

Scherbenmaterial dieser Stufe von überdurchschnittlich großen Gefäßen, von denen wiederum ein beträchtlicher Teil graphitiert ist. Von den genannten Schalen zeigt eine den gerundeten verdickten Rand schräg gekniffen (Tafel 26, oberes Feld, 2. von links unten). An typischen Stücken sind weiter zu verzeichnen: der Rest eines großen hohen Topfes mit Zylinderhals und Schulterleiste (Tafel 26 oben links), ein weit ausschwingender Rand (Taf. 26, 2. von links oben), der Rest eines Topfes mit einem durch eine Leiste betonten Halsansatz und Griffleisten aus vier Knubben auf der Schulter (Tafel 26, unter den Messern) und der Scherben eines Gefäßes mit horizontal gerieftem Halsansatz und flach und schräg geriefter Schulter (Tafel 26, oberes Feld rechts). Die anderen Wandscherben und Randstücke sind ohne besondere Kennzeichen. Das älteste Stück der hier vertretenen Lausitzischen, also bronzezeitlichen Tonware stellt sicherlich der Rest eines großen Doppelkegels mit Horizontalrillung über dem schräg gekerbten Umbruch³⁵⁾ aus der Jungbronzezeit dar. Das gesamte hier aufgezählte Fundgut stammt aus den oberen Aufschüttungsschichten und erfaßt Streuscherben, die beim Aufbau des Walles, nach unseren Feststellungen fast ausschließlich des letzten, mit den Aufschüttungsmassen nach hier gebracht wurden. Jüngstbronzezeitliche und Billendorfer Gräberfelder sind in nächster Umgebung am Rande des großen ehemaligen Sumpfes bekannt.

Neben dieser Masse an keramischen Resten verschwinden die anderen Funde fast völlig, vor allem stammen sie nicht immer aus der untersten Schicht. Es ist auffällig, daß im Fundbestand Gegenstände fehlen, die über das Leben in der Schanze mehr Auskunft geben können als allein die vorliegende Keramik und die Mahlzeitreste. Die beiden Messer³⁶⁾ gehören zu den Aufschüttungsschichten und sind deshalb nur bedingt brauchbar. Das bei den Slawen so häufige Knochengerät³⁷⁾ fehlt ebenso wie die Zeugen der bei den Slawen doch sicher bedeutenden Holzbearbeitungskunst. Auch Gerät für Weberei und Spinnerei³⁸⁾ ist nicht im Verband gefunden worden. Die eben in den Anmerkungen aufgezählten wenigen Ausnahmestücke müssen nicht unbedingt slawisch sein, sondern können außer den Messern ebenso zu den Billendorfer Aufschüttungen gehören. Der durch die Ausgrabung betroffene Abschnitt ist allerdings für Verallgemeinerungen zu klein und die Zahl der gewonnenen Funde trotz des nicht zu unterschätzenden Umfanges nicht groß genug, um Bindendes sagen zu können. Vor allem konnte infolge der beschränkten Zeit und Zahl der Mitarbeiter und der Grenzen der zur Verfügung stehenden Mittel nicht der noch ungestörte Innenraum abgedeckt und untersucht werden — eine Unterlassung, die aber jederzeit nachgeholt werden kann. So stand uns auch für die durch den Wall geschützte Innenfläche nur der kleine Ausschnitt zur Verfügung, den der Grabungsschnitt einbezieht.

An Eisenfunden kamen dabei ein Messer und ein Messerbruchstück zutage.

Messer: Form gestreckt, Rücken fast gerade und nur leicht geschweift, Schneide von der breitesten Stelle am Griffansatz mit geringer Biegung zur Spitze auslaufend, abgesetzte, nach hinten spitz auslaufende Griffangel, dreieckiger Klingenquerschnitt. Spitze und Griffangel abgebrochen (Tafel 26, oben rechts)³⁹⁾.

Maße: Größte Länge noch 12,5 cm; Klinge allein 10,6 cm; Klingenbreite bis 2 cm; Rückenbreite bis 0,4 cm.

³⁵⁾ Museum Bautzen, o. Nr.

³⁶⁾ Časopis Mačicy Serbskeje 1871, S. 60: verschiedene eiserne Teile wurden 1857 gefunden. Im Museum Bautzen befinden sich ein Eisenmesser (V 3986) und eine „Eisenspitze“ (V 3987).

³⁷⁾ A. a. O., S. 60, wird eine beinerne Spitze erwähnt.

³⁸⁾ A. a. O., S. 63: 1869 wurde ein Kreisel gefunden (gemeint ist sicherlich ein Spinnwirtel; in den Beständen des Bautzner Museums nicht gefunden).

³⁹⁾ Vgl. u. a. Chr. Albrecht, Die Slawen in Thüringen, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder XII, 2, 1925, Tafel VIII, 3 (unser Stück jedoch eleganter).

Es entspricht der Grundform bei A. Brackmann, W. Unverzagt (Doppelfeld), Zantoch, Eine Burg im deutschen Osten, 1936, S. 90/91 (dort als allgemeiner Typus). Weitere ähnliche Messer sind in großer Zahl bekannt.

Klingenbruchstück: Rücken und Schneide ganz gering gewölbt mit ganz allmählicher Abnahme der Klingenbreite nach der Spitze zu (Tafel 26, unter dem Messer).

Maße: Länge noch 5,5 cm; Klingenbreite 1,65 cm; Rückenbreite 0,4 cm.

Fast als Oberflächenfund ist der Rest einer bronzenen Fibel anzusprechen, deren halbkreisförmiger schmal bandförmiger Bügel in einem ganz schmalen durchlochtem Kopfende ausläuft (Tafel 26, rechts oben).

Maße: Länge 2,9 cm; Bügelhöhe 1,9 cm; Bügelbreite 0,7 cm; am durchbohrten Kopfende 0,2 bis 0,25 cm; Bügeldicke 0,25 cm.

Von Tierknochen konnte Herr Pietzsch folgende Arten bestimmen: Rind, Schwein, Wildschwein, Ziege und Reh. Auch diese Stücke sind nicht sämtlich auswertbar, da sie nicht an die unterste Schicht gebunden waren, die Großknochen stammten allerdings sämtlich von der Sohle des Vorgrabens und umfassen auch alle eben genannten Arten.

Von dem bei früheren Grabungen gewonnenen Material sind Wetzsteinbruchstücke⁴⁰⁾, Holzkohle, Hüttenlehm und der Rest eines sehr starken durchlochtem Mahlsteines⁴¹⁾ erwähnenswert, da sie uns über die Wirtschaft einigen Aufschluß geben.

Um die Zeitstellung des Walles, seiner ersten Erbauung, seiner Veränderungen und seine Lebensdauer ablesen zu können, ist nur das Material auswertbar, das in klarer Schichtung gefunden wurde. Wir müssen dabei sämtliches nicht direkt vom Grabengrund stammende Fundgut ausschalten, da alle großen Aufschüttungsmassen in bunter Mischung Scherben und Metall vom Ende der Bronzezeit an enthalten, und weil damit auch die Sturzsichten der späteren Bauten unbrauchbar wurden. Es können daher nur die auf dem Wallgrund gefundenen Reste nochmals kurz auf ihre Zeitstellung untersucht werden. Es handelt sich dabei um das keramische Material der Tafel 25 und Tafel 26 unten. Trotzdem kann die oben angegebene Aufgabe nur zu einem geringen Teil beantwortet werden. Das „Baujahr“ ist überhaupt nicht zu ermitteln, da die auf der Sohle des Vorgrabens liegenden Scherben noch während der ganzen Zeit des Bestehens dieses Grabens hineingelangen konnten. Ebenso steht es mit allen vor und hinter dem hölzernen Wallkörper gefundenen Resten. Unter der „Mauer“ aber wurden keine Funde geborgen, und diese allein wären für die Bestimmung der Bauzeit sehr wichtig gewesen. Ist nun aber der Aufbau mit Schüttmasse unter Einschluß vieler älterer Scherben (Billendorf u. a.) vor sich gegangen, können solche auch mit in die untersten Kulturschichten des Vorgrabens gelangt sein. Wir müssen also aus der Masse der an der Grabensohle gefundenen Keramik die jüngsten Funde bestimmen und hätten damit einen Zeitpunkt gewonnen, zu dem der Graben noch offen war. Die Erbauung wäre dann kurz zuvor anzusetzen, jedoch nicht früher, als die Masse der auf dem Grunde liegenden Keramik, oder, wenn kein größerer zeitlicher Sprung zur ältesten Ware dieser Schicht vorliegt, gleichalt diesen ältesten Scherben im Vorgraben. Wir dürfen bei allen diesen Betrachtungen aber nicht vergessen, daß ein einfacher Wallschnitt nur einen kleinen Ausschnitt aus der Menge der wirklich im Wall ruhenden Funde freigibt, daß wir deshalb von Zufällen abhängig sind.

Fassen wir für unsere Aufgabe der Zeitbestimmung kurz einmal die Kennzeichen der in der untersten Schicht gefundenen Keramik zusammen: Die Gefäße sind verhältnismäßig groß, an Formen treten Doppelkegel neben gebauchte Töpfe und schalenartige Stücke. Die Benutzung der Drehscheibe beweisen mindestens die Ränder, die teilweise mit der Schablone gearbeitet sein müssen (Formholzware). Hauptverzierung ist die Gurtung, und zwar sowohl die sogenannte Spiralgurtung als auch die plastische Gurtung, diese wieder besonders in der breit gerieften Art. Daneben tritt sehr häufig die Wellenverzierung als Wellenlinie oder Wellenband, etwas geringer Stich- und Stempelmuster und lediglich zwei geometrische Linienmuster (Abb. 4, 15 und 17)

⁴⁰⁾Museum Bautzen, V 5413.

⁴¹⁾Museum Bautzen, V 1960.

von der Grabensohle. Die ersten drei Arten der Verzierung werden zu den verschiedensten Kombinationen zusammengestellt. Vergleichen wir unsere Zusammenstellung der Verzierungsmuster (Abb. 4) mit der bei Knorr gegebenen Abbildung⁴²⁾, erkennen wir die Entsprechungen mit Ausnahme der Kerbverzierung, die unter dem neuen Grabungsmaterial fehlt, wohl aber von früheren Grabungen allerdings ohne Schichtangabe und mit jüngerem Material im Museum Bautzen vorliegt. Der einzige Vergleich mit älterem slawischen Material ist für das Gittermuster (Abb. 4, 18; Tafel 26) mit der Ortenburg⁴³⁾ möglich. Nun ist der herangezogene Scherben aber aus der mittleren Schicht und kommt für unsere Untersuchung nicht in Betracht. Auch ist das Profil unseres Stückes (Abb. 5, 48) weiter ausgebildet als das von der Ortenburg. Beim Vergleichen der Profilvereihen (Abb. 5) mit der Aufstellung der spätslawischen Gruppe der Oberlausitz⁴⁴⁾ begegnen wir in beiden Reihen ähnlichen Entwicklungen, während die Ränder der früheren Keramik⁴⁵⁾ nicht in allen Teilen Vergleiche zulassen. Mit diesen Aufstellungen können wir die untere zeitliche Grenze für unser Material in die spätslawische Periode festlegen und kämen damit nach Knorr ins 11. Jahrhundert. Um die obere Zeitgrenze erkennen zu können, müssen wir die Oberlausitzer Spätgruppe, die nach Knorr⁴⁶⁾ ins 12. Jahrhundert fällt, heranziehen. Die dazugehörigen Randprofile⁴⁷⁾ sind aber weiter ausgebildet und in der Formgebung barocker gestaltet als unsere Stücke. Damit können wir also neben der frühen slawischen Keramik der Stile I und II nun auch die Spätgruppe des 12. Jahrhunderts ausscheiden, bleiben also im 11. Jahrhundert, eine Ansetzung, die von verschiedenen Forschern nach unten gedrückt wird. Wir werden aber trotzdem mit der Ansetzung um und kurz nach 1000 dem heutigen Forschungsstande entsprechen⁴⁸⁾. Dabei ist natürlich nicht auszumachen, inwieweit bereits wenigstens am Ende der mittelslawischen Periode (im 10. Jahrhundert) schon eine Benutzung oder wenigstens die Errichtung der geschützten Anlage stattgefunden hatte. Jedenfalls läßt das keramische Material den Anschluß an diese Stufe durchaus wahrscheinlich machen, und manche technischen Kennzeichen, wie das Abdrehen des Randes und die verschiedenen Arten der Verzierung sind durchaus nicht neu, da die Anfänge der Gurtung und der Stempelverzierung vor dem Stil III liegen, ganz zu schweigen von der Wellen- und Linearverzierung, die in den älteren Stufen vorherrscht. Knorrs Datierung der spätslawischen Keramik nach den durch Münzbeigaben gesicherten Stücken ist leider die einzige sichere zeitliche Basis, die nach rückwärts nicht zu verfolgen geht. Damit ist auch der Beginn der spätslawischen Stufe und das Ende des Stils II durchaus nicht bindend festgelegt, ganz abgesehen vom fließenden Übergang der Stufen und den zeitlich verschieden einsetzenden Einflüssen, die zur Ausbildung der ausgeprägten spätslawischen Ware führten. Bei den einzelnen räumlichen Untergruppen der westslawischen Kultur ist jedenfalls keine Einheitlichkeit zu beobachten, was sich auch in der Verschiedenheit der Formen, einschließlich der Ausbildung der Sondertypen, und der Verzierungssysteme ausdrückt. Die technischen Fortschritte, wie das Auftreten der Töpferscheibe, die Anwendung des Formholzes und dergleichen setzten sich in den einzelnen Teilgebieten zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedener Schnelligkeit durch. Das Brohnaer Material steht unseres Erachtens am Anfang dieser Entwicklung, umfaßt aber sicherlich auch noch die Vorstufen in der mittelslawischen Periode.

⁴²⁾ A. a. O., Abb. 42 auf S. 66.

⁴³⁾ A. a. O., Abb. 129, S. 167.

⁴⁴⁾ A. a. O., S. 65 und 66, dazu Abb. 41.

⁴⁵⁾ A. a. O., S. 167, Abb. 129.

⁴⁶⁾ A. a. O., S. 67—69.

⁴⁷⁾ A. a. O., S. 68, Abb. 44.

⁴⁸⁾ Die spätslawische Keramik setzen u. a. in denselben zeitlichen Rahmen:

A. Götze, Die Schwedenschanze auf der Klinke bei Riewend, Kreis Westhavelland, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XII, 1901, Heft 2, S. 17—26: Stil II; Rand häufig scharf umgebogen,

Befriedigend ist der Forschungsstand zur slawischen Keramik noch in keiner Weise. Die letzten Vorkriegsarbeiten über früh- und mittelslawische Ware lassen aber für die nächste Zukunft doch etwas mehr Klarheit erwarten, und es werden sich in größerer Zahl Umdatierungen heute anscheinend sicherer Fundkomplexe als nötig erweisen^{48a)}.

Gefäßoberteil mehrfach mit mehrzinkigem Gerät verziert, Wellenlinien, Diagonalmuster, Gurtmuster. Stil III: scharfe Randumbiegung, horizontale Furchen an Ober- und Unterteil, schräge, tiefe Kerben auf Wulst; 1000—1200 n. Chr.

Chr. Albrecht, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet, 1923, S. 44: Stufe II von kurz vor 800 durch das 9. und 10. Jahrhundert (damit slaw. III nach 1000).

Ders., Die Slawen in Thüringen, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder XII, 2, 1925, S. 23/24. Slawische Periode III von 1000—1200 (plastische Ornamente und breite Rillenverzierungen).

W. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen, 1932, S. 106: 10. und 11. Jahrhundert (meist Drehscheibenware, reiche Ornamentik, Gurtung oft bis unter den Umbruch, sonstige Verzierungen meist auf Schulter, reiche Kombinationen, erste Tonwülste mit Kammstichen, auch Kreisstempel; Einwände gegen die letzte Art bei Knorr, a. a. O., S. 218, Anm. 11).

Nach der von La Baume gegebenen Besprechung der Arbeit von Łęga, Kultura Pomorza we wczesnym sredniowieczu podstawie wykopalisk, Thorn 1930 (Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen, Danzig 1933) sind dort die chronologischen Unterlagen lediglich typologisch erarbeitet. Seine Stufe G dauert von 900—1050, die Endphase H von 1050—1200.

H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder, 1937, S. 209: Stil III: 1000—1200; S. 109: Übergangszeit von der Handtöpferscheibe zur Drehscheibenverarbeitung in der Oberlausitz um 1000 oder kurz vorher.

Ders., Die Dornburg an der Elbe. Ausgrabung einer mittelalterlichen Burg, in: Sachsen und Anhalt, Jahrbuch der landesgeschichtlichen Forschungsstelle für die Provinz Sachsen und für Anhalt, Bd. 15, 1939, S. 50/51 und 62: spätslawisch 11./12. Jahrhundert.

A. Brackmann/W. Unverzagt, Zantoch, eine Burg im deutschen Osten, 1936, S. 77: spätslawisch 11./12. Jahrhundert; S. 128/129: Ende mittelslawisch = 2. Hälfte oder Ende des 10. Jahrhunderts. Zu Knorr zuletzt J. Kostrzewski, Przegląd archeologiczny VII, 1946, 29—50, dazu Resumé S. 6—8, La poterie slave entre l'Elbe et l'Oder au moyen-âge.

W. Hülle, Westausbreitung und Wehranlagen der Slawen in Mitteldeutschland, 1940, S. 30—34; Stufe II: Am Oberteil Spuren der Drehscheibenherstellung, verdickte Lippe nach außen verbogen und schräg abgeschnitten, Wellenlinie, Halbbogen und Bäumchenmuster verschwinden, schon Bodenkreuze; Stufe III: Drehscheibe, Profilrand noch schärfer umgebogen, oft schon gekehlt, Schulter gerundet, plastische Wülste, einlinige und nachlässige Wellenlinie, komplizierte Bodenzeichen. Slawisch I: 8./9. Jahrhundert; Slawisch II: 10. Jahrhundert; Slawisch III: 11. Jahrhundert (Münzfunde).

W. Radig, Die sorbischen Burgen Westsachsens und Ostthüringens (als Anlage im vorgenannten Werke von Hülle), S. 126—132. Stufe II: Nöpfe, Töpfe und Schalen, zum Teil im Oberteil gedreht, mehrzügige Wellenlinie und Einstichreihen, reliefverzierte Tonware. 8./9. Jahrhundert. Stufe III: Drehscheibenkeramik, Bodenstempel, Schulterverzierung mit Gurtfurchen und Gurtruppen, kräftige Randprofilierung. 10./12. Jahrhundert.

C. Schuchhardt, Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg i. Mecklenburg, Sitz.-Ber. der Preußischen Akademie der Wissensch. XXI, 1923, S. 219.

Ders., Arkona, Rethra, Vineta, 1926, S. 57/58: Slawisch II: Rand ein wenig nach außen gebogen und scharf abgestrichen, Stichmuster oder Kammwellen. Slawisch III: Geschweift ausbiegender Rand, Töpferscheibe, breite horizontale Riefen, 11. Jahrhundert nach Münzen.

^{48 a)} Vgl. hierzu u. a. folgende Arbeiten:

E. Petersen, Der Burgwall von Kleinitz, Kreis Grünberg, Altschlesien 7, 1937, 59ff.

K. Langenheim, Ein wichtiger frühslawischer Siedlungsfund vom „Schmiedeberg“ bei Gustau, Kreis Glogau, a. a. O., 76ff.

M. Jahn, Der Burgwall von Poppschütz, Kreis Freystadt, a. a. O., 93ff.

K. Langenheim, Der frühslawische Burgwall von Gustau, Kreis Glogau, Altschlesien 8, 1939, 104ff.

Nachtrag:

Nach Drucklegung dieser Arbeit wurden uns neuere Aufsätze, besonders aus der Tschechoslowakei und aus Polen bekannt, die sich mit dem Problem der Datierung der slawischen Keramik befassen und auch zum Teil über slawische Wallanlagen abhandeln. Daraus sei nur in Auswahl folgendes genannt:

J. Poulík, Staroslovanská Morava, Praha 1948.

J. Neustupný, Pravěkè Dějiny Lužice, Praze 1946

J. Böhm, Nové archeologické objevy a výzkumy v Československu.

In: Československo, V, 9, 1950 (mit russischer, französischer und englischer Übersetzung).

In der Deutung der slawischen Wallanlagen sind die verschiedensten Wege beschritten worden. Die alten Bezeichnungen „Heidenschanze, Hussitenschanze, Römer- oder Schwedenschanze, Alter Wall“ und viele andere mehr sagen natürlich über die Entstehung gar nichts aus. Sie verschleiern uns sogar meist noch den Namen des bauenden Volkes. Auch die in Verbindung mit den Schanzen bestehenden Sagen weisen diesen Anlagen zwar eine besondere Bedeutung zu, ohne diese jedoch immer für uns brauchbar erscheinen zu lassen. Die Bauart des Wallkörpers selbst ist bei allen slawischen Wallarten der Oberlausitz nicht sehr verschieden. Die Sumpfburgen wegen ihrer geringen Größe etwa als die älteren Anlagen hinzustellen, geht für die Oberlausitz zunächst noch nicht an, da die entsprechenden Fundunterlagen fehlen⁴⁹⁾ und alle Arten zeitlich nebeneinander zu bestehen scheinen. Die des öfteren herangezogene Beschreibung vom Burgenbau slawischer Stämme aus der Feder des am Ende des 10. Jahrhunderts lebenden arabischen Schriftstellers Ibrahim Ibn Jacub⁵⁰⁾, der Mitteldeutschland und die Ostsee wahrscheinlich als Begleiter einer 973 vor Otto I. in Merseburg erscheinenden maurischen Gesandtschaft bereiste, wird anscheinend nicht allen Anlagen gerecht, da sie einmal die Eigenarten der frühdeutschen Burgen ebenso bezeichnet, und da zum anderen kaum bei allen slawischen Rundburgen Tor und hölzerne Brücke vorhanden waren. Die bei Ibrahim genannten viereckigen Anlagen fehlen in der Oberlausitz für die slawische Zeit anscheinend überhaupt. Die frühdeutschen Wasserburgen dagegen stimmen, wenigstens von unseren sächsischen Anlagen ausgehend, mit der Beschreibung weit besser überein. Es soll jedoch nicht geleugnet werden, daß diese frühdeutschen Anlagen zum Teil aus slawischen hervorgegangen sein können.

Man hat nun oft den eigentlichen Grund zur Erbauung dieser slawischen Schanzen darin gesucht, daß sie als Versammlungsstätte für religiöse Zwecke dienen sollten⁵¹⁾,

Památky. Pravěk XLIII, 1947/48, S. 59 ff, 108 ff und 116 ff.

W. Hensel, Wstęp do studiów nad osadnictwem wielkopolski wczesnohistorycznej, Poznań 1948 (mit englischem Resumé).

W. Hensel, Gród wczesnodziejowy w Kłecku w pow. Gnieźnieńskim.

In: Wiadomości Archeologiczne, XVI, 1939 (1948) S. 265 ff.

J. Kostrzewski, Słowianie i Germanie na ziemiach na wschód od Łaby w 6—8 w. po Chr.

In: Przegląd Archeologiczny, VII, 1 1946, S. 1 ff.

J. Kostrzewski, Ceramika słowiańska między Łabą a Odrą w zaraniu dziejów.

A. a. O., S. 29 ff.

J. Kostrzewski, W sprawie zachodniej granicy Słowian w Niemczech środkowych.

A. a. O., S. 51 ff.

J. Kostrzewski, Germanie przedhistoryczni w Polsce.

A. a. O., S. 65 ff.

Ł. Kujawska, Znalezisko wczesnohistoryczne i późnośredniowieczne ze Strumian, w pow. średzkim.

In: Przegląd Archeologiczny, VIII, 1, 1948. S. 83 ff.

W. Hensel, Uwagi uzupełniające do pracy p. t. „Gród wczesnodziejowy w Kłecku w pow. Gnieźnieńskim,“

A. a. O. S. 106 ff.

J. Kostrzewski, Besprechung von K. A. Wilde: Die Bedeutung der Grabung Wollin 1934. Methodische Grundlagen für die Erforschung der Wikinger- und Slawen-Siedlung Wollin. Szczecin, 1939.

A. a. O. S. 108 ff.

⁴⁹⁾ Chr. Albrecht, Beitrag zur slawischen Keramik, 1923, S. 44.

⁵⁰⁾ Nach Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 45, 1880, S. 3, berichtet Ibrahim über den Burgenbau der Slawen folgendes:

„Wenn sie nämlich eine Burg gründen wollen, so suchen sie ein Weideland, welches an Wasser und Rohrsümpfen reich ist und stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab, je nach der Gestalt und dem Umfange, welchen sie der Burg geben wollen. Dann ziehen sie darum einen Graben und häufen die ausgehobene Erde auf. Diese Erde wird mit Brettern und mit Balken so fest gestampft, bis sie die Härte von Pisè erhalten hat. Ist dann die Mauer (der Wall) bis zu der erfordernten Höhe aufgeführt, so wird an der Seite, welche man auswählt, ein Tor abgemessen und von diesem eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut.“

⁵¹⁾ R. Behla, a. a. O., S. 75/76.

aus denen dann in Notzeiten ganz von selbst Verteidigungsplätze wurden. Man ging dabei von den Berichten Thietmars und anderer aus und den Gauheiligtümern in Rethra, Arkona⁵²⁾ und Garz. Natürlich trifft diese Deutung der großen Tempel und Wallburgen⁵³⁾ nur bei einigen der größten Anlagen zu. Daneben treten nun seit den Ergebnissen der Grabung von Kliestow⁵⁴⁾ und Zantoch die rein militärischen Anlagen mit ihrer mauerartigen Wehr, hinter der und unter deren Schutz sich die Unterkunftsbaracken befinden, und die ein großes Mittelfeld freilassen. Kliestow bietet keine Anzeichen einer Benutzung als friedliche Siedlung mit allen Kennzeichen der damaligen Wirtschaft. Ungeklärt ist auch die Rolle der slawischen Wallanlagen, die diese vielleicht als Handelsstützpunkte, als Warenumschnlagplätze oder dergleichen spielten. Wenn auch das Ausmaß des Handels über größere Räume bei den Slawen der damaligen Zeit nicht so ausgedehnt zu sein scheint wie bei ihren Nachbarn, hat er doch eine gewisse Bedeutung gehabt. Während schon Behla die Anlagen als ständige Wohnplätze ablehnt, was Albrecht⁵⁵⁾ und andere ebenfalls tun, weil die Wasserversorgung Schwierigkeiten bereitete und die Entfernung zu den anderen Wohnsitzen nur gering war, hat sich diese Meinung für viele Wälle doch durch Grabungen gefestigt^{55a)}. Das Fundgut von der Keramik, den Wohnbauten, dem Gerät zur Herstellung von Kleidung, den Backöfen und den Mahlsteinen bis zu den Pflugfunden spricht wohl deutlich genug für eine wenigstens zeitweise Belegung durch friedliche Bevölkerung. Die oft lückenlos über größere Zeiträume und in großer Menge vertretene Keramik mit allen Übergängen zwischen mehreren Stufen beweisen sogar die Benutzung als Dauer-siedlung während einer größeren Zeitspanne. Auch die verschiedenen Größenverhältnisse und die verschiedene Art der Anlage im Gelände ändern daran nichts. Der ganze Fragenkomplex ist wenigstens bei den älteren Forschungen dadurch erschwert worden, daß man entweder für sämtliche slawischen Wälle dieselbe Zweckbestimmung annehmen wollte, daß man darin also entweder Tempelburgen oder Zufluchtstätten sah, oder daß man glaubte, die verschiedenen Anlagen lediglich nach ihrer Lage und Art scheiden zu müssen und den verschiedenen Bauarten auch verschiedene Zweckbestimmungen unterschob. Die verschiedene Art der Anlage ist aber auch von den landschaftlichen Gegebenheiten abhängig. Bekanntlich gibt es auch in der Oberlausitz drei Arten von slawischen Wallanlagen⁵⁶⁾:

1. Die Sumpfburgen, die meist sehr klein und annähernd rund sind (Kreckwitz, Luga, Großhänchen, Brohna und mit Einschränkung Loga, das am Sumpfrande liegt, und dessen Eingang nach dem Sumpfgelände führt);
2. die sogenannten Skalenburgen, die auf einem möglichst von mehreren Seiten durch einen Fluß geschützten Sporn über einem Steilabfall errichtet wurden und damit meist nur einen sogenannten Abschnittswall nach der offenen Seite zu nötig hatten (Blösa, Spittwitz, Altbernsdorf, Oehlich, Kittlitz, Bellwitz — in der Literatur oft als Bielplatz bei Georgewitz angegeben —, Dahren, Gröditz, Kleinseitschen, Niedergurig, Coblenz-Nedaschütz — hoher Abschnittswall mit Vorburg —, Dobranitz, Kuckau — Marienstern —, Kopschien — Abschnittswall mit darin

⁵²⁾ C. Schuchhardt, Arkona, Rethra, Vineta, 1926, Ausführliche Beschreibung der Anlagen.

⁵³⁾ U. a. Lossow und Römerschanze bei Potsdam.

⁵⁴⁾ W. Unverzagt, Der Burgwall von Kliestow, Kreis Lebus, in: Studien für Vor- und Frühgeschichte, Carl Schuchhardt zum 80. Geburtstag dargebracht. 1940, S. 73—87.

Nach Unverzagt ähnliche Anlagen in Zantoch und auf dem Breiten Berg bei Striegau.

⁵⁵⁾ Chr. Albrecht, a. a. O., S. 17.

^{55 a)} Über Volksburgen s. auch W. Unverzagt, Zusammenfassender Bericht über die Tätigkeit des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in der Provinz Mark Brandenburg während der Jahre 1938/40 in: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 17, 1941, S. 245 ff. (besonders Lebus).

⁵⁶⁾ Die wesentlichsten Aufzeichnungen zu den slawischen Wällen der Oberlausitz finden wir bei: W. Frenzel, Der Forschungsstand der Vorgeschichte in der Oberlausitz, 1927, S. 71ff. — Bilderhandbuch der Vorgeschichte der Oberlausitz, 1929, S. 126—135. — Vorgeschichte der Lausitzen, 1932, S. 127—131.

befindlichen fast geschlossenem Ring —, Prietitz, Doberschau, Ostro — zwei Halbringwälle mit hohem Teilungswall dazwischen: Lausitzer Kultur, slawisch, frühdeutsch —, Kirschau, Rackel — Ringwall über einer Skala am Sumpf —, Zschorna — fast geschlossener Abschnittswall auf flacher Kuppe — gegenüber Lauske, Niethen — fast geschlossener Ringwall mit Eingang im Süden, Kamenz/Schloßberg);

3. die Höhenburgen meist als Ringwall (Rothstein bei Sohland, Belgern, Strohmberg bei Särka, Göda — Kirchhof und Ringwall über der Bachaue —, Hutberg bei Schöna a. d. Eigen, Schmoritz bei Großpostwitz).

Die Einzelheiten der Oberlausitzer Schanzen sollen kurz zusammengefaßt werden, wobei, wenn nötig, auch auf Anlagen außerhalb dieses Gebietes verwiesen werden muß. Die anderen slawischen Sumpfschanzen haben einen ähnlichen kleinen Umfang und ebenfalls runde bis ovale Gestalt wie die Brohnaer Schanze. Als Durchmesser sind für Kreckwitz 80 m, Luga 60 m, Großhänchen 50 × 60 m und Loga als nach dem Sumpfgebiet offener Ringwall 60 × 80 m bekannt. Dazu kommt die durch die Grabung Götzes bekannte Schwedenschanze von Riewend mit einem Durchmesser der Wallkrone von 62 × 80 m und einem äußeren Durchmesser von 85 × 104 m. Ebenso mißt der Baugrund der ältesten Burg von Zantoch, eine flache Sandinsel, die durch einen um die Anlage führenden Pfahlzaun gesichert war, im Durchmesser 60 m. Die Größe der Höhen- und Skalenburgen dagegen ist nicht so einheitlich.

L. Feyerabend, Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz, *Mannus, Erg.-Band I*, 1910, S. 50—51. — Die Ringwälle in der Oberlausitz im Lichte der neuesten Forschungen, *Korr.-Bl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XL*, 1909, S. 88/89.

H. Schmidt, Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. Sa., *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, II*, 1903—1913, S. 165—241. — Die Burgwallzeit in der Oberlausitz (von W. Frenzel veröffentlichter Nachlaß), *Nachrichtenblatt der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz, I*, 1926, H. 3, S. 59—67.

R. Needon, Rundwälle der Bautzener Gegend. 1. Die Schanze von Brohna; 2. Der Burgwall auf der Schloßhöhe zu Bautzen. *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, II*, 1903—1913, S. 242—251.

H. Schmidt, Der Bielplatz bei Georgewitz (= Bellwitz), *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, II*, 1903—1913, S. 143—152.

W. Frenzel, Der Burgwall bei Blösa, *Bautzener Geschichtshefte V*, 1927, H. 2, S. 64—71. — Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer der sächsischen Oberlausitz, I. *Ah. Bautzen; Blösa, Bautzener Geschichtshefte VI*, 1928, S. 128—133 (Burgwall, S. 132).

W. Frenzel, Die Altertümer von Doberschau, *Nachrichtenblatt der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz, I*, 1926, H. 4, S. 88—97.

H. Schmidt, Die Schwedenschanze bei Kittlitz, *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, II*, 1903—1913, S. 9—21.

W. Frenzel, Die Ausgrabungen zu Niedergurig, *Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte und Vorgeschichte der Oberlausitz zu Bautzen*, 1927, S. 15—16.

W. Frenzel, Die Schwedenschanze von Oehlich bei Reichenbach, *Bautzener Geschichtshefte III*, 1925/26, S. 249—251.

L. Feyerabend, Der Doppelwall von Ostro bei Kamenz, *Oberlausitz, Korr.-Bl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XLIV*, 1913, S. 101.

W. Frenzel, Beiträge zur Geschichte der Burg zu Ostro. I.—IV., *Bautzener Geschichtshefte V*, H. 4, 1927, S. 162—182. V., „Bestand hier ein Getreidemagazin?“, *Bautzener Geschichtshefte VI*, H. 2, 1928, S. 41—43 und VII. Die Feyerabendschen Funde, ebenda, VIII, H. 1—3, 1930, S. 83—87.

R. Needon, Der Steinwall auf dem Schmoritz, *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz II*, 1903—1913, S. 125—131.

H. Schmidt, Der Doppelwall auf dem Rothstein bei Sohland, *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz II*, 1903—1913, S. 131—143.

R. Needon, Die Spittwitzer Schanze. *Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz II*, 1903—1913, S. 26—31.

W. Frenzel, Die Skalenburg von Spittwitz bei Göda, *Nachrichtenblatt der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz, I*, 1926, H. 6, S. 142—147.

F. Wilhelm, Backofenfund in einem vorgeschichtlichen Wall (Weite Bleiche). *Prähistorische Zeitschrift, VIII*, 1916, S. 125—132.

Über den Zugang zum Brohnaer Wall ist nichts bekannt. Ein Tor ist nicht zu vermuten. Vielleicht können wir, wie in Riewend, eine schmale Landbrücke zum Orte Brohna annehmen. Diese zungenförmige Verbindung war in Riewend bei 11 m Länge 10 m breit. In Brohna müßte diese Verbindung jedoch beträchtlich länger gewesen und heute wenigstens noch in Spuren erkennbar sein. In Loga scheint nach dem Sumpfe zu ein Tor bestanden zu haben, von Kleinsaubernitz ist eine allerdings zeitlich nicht festgelegte Moorbrücke bekannt⁵⁷). Knüppeldämme und Bohlenwege sind in der Slawenzeit durchaus in Gebrauch. Viele Skalenburgen (zum Beispiel Doberschau, Kleinseitschen, Altbernsdorf, Niedergurig, Spittwitz, Coblenz, Zschorna, Kopschien) waren nach Annahme Frenzels nur durch einen allmählich den Wall hinaufführenden Weg zugänglich, und zwar mußte der Ankömmling seine durch den Schild nicht geschützte rechte Seite dem Wall zukehren (innenschildiger Zugang Frenzels).

Über den Wallaufbau ist für die Oberlausitz in Ermangelung vollständig gegrabener Wälle nur andeutungsweise und mit Vorsicht etwas auszusagen. Bei den Sumpfschanzen Luga, Großhänchen und auch bei dem ähnlichen Loga sind Reste von Holz-/Lehmbau (als Holz-/Lehmmauer angegeben) bekannt. Über den genaueren Aufbau fehlen jedoch Nachrichten. Erdwälle mit Holzeinbauten befinden sich weiterhin u. a. in Niedergurig (Lehmmauer mit Balkeneinzügen und Palisadenführung an der Wasserseite), Göda (Lehm- und Sandwall auf Balkenrost) und Ostro (2. Anlage: Holz-/Lehmbau). Auch in Riewend⁵⁸) befand sich eine rostartige Unterlage auf der Wallbasis. Die gut erhaltenen Holzlagen der Zantocher Burg lassen einen solchen Holzbau mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erstehen. Die 2. Burg⁵⁹) wurde auf einem 10 m breiten Wallrost von vielen in wechselnden Schichten übereinandergelegten Kiefernstämmen, die durch Balken mit Asthaken verankert waren, hinter einem seichten Graben aufgebaut. Den oberen Abschluß bildete ein Wehrgang mit Brustwehr aus Faschinenwänden. Die 3. Burg war im Ostteil aus Sand und Lehm mit eingebauten Holzversteifungen errichtet (diese Ostburg hatte einen Durchmesser von 80 m), die große Hauptburg hatte das System der älteren Burg weiter ausgebaut (mit Steinpackung und Balkenverblendung des Walles), das auch die 4. Anlage weiterführt⁶⁰), während die 5. Burg kaum noch befestigt war. Holz-/Erde-Konstruktionen wurden nun auch auf Steinfundament aufgeführt wie beim Vorwall der Anlage in Rethra. In Spittwitz lagen die Balken ebenfalls auf Steinplatten, in Bellwitz (= Bielplatz bei Georgewitz) standen die Balken rechtwinklig zueinander und bildeten so rechteckige Felder, während der äußere Abschluß des Walles durch Trockensteinmauern gekennzeichnet war. Die Höhenburgen auf dem Strohmberg bei Särka, auf dem Rothstein bei Sohland und auf dem Schmoritz, sowie die Belgerner und Zschornaer Schanze sind in Stein-/Holzbau aufgeführt. Trockenmauer und Wehrgang bildeten auch den oberen Abschluß der 3. Ostroer Burg. Neben diese schon komplizierten Bauten treten die Erdwälle, die teilweise — je nach dem örtlichen Vorkommen — mit Steinen durchsetzt waren. Hierzu gehören Weite Bleiche bei Bautzen (Lehmaufschüttung hinter einem 2 m tiefen und an der Sohle 3 m breiten Graben), Kittlitz, Niethen, Doberschau (Erdwall mit Palisadenzaun) und Oehlich (mit Steinen durchsetzter Lehmwall). Wir müssen uns mit dieser knappen Aufzählung begnügen, da gute Beobachtungen nur in kleinsten Wallabschnitten möglich waren und nur von den wenigsten Anlagen vorliegen und wirklich gut gegrabene Anlagen wie Klein-

⁵⁷) R. Needon, Der Radisch bei Kleinsaubernitz. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, II, 1903—1913, S. 24—26.

W. Frenzel, Der zerstörte Burgwall von Kleinsaubernitz, Bautzener Geschichtshefte IV, H. 1, 1926, S. 10—15.

⁵⁸) A. Götze, a. a. O.

⁵⁹) A. Brackmann/W. Unverzagt, Zantoch, eine Burg im deutschen Osten, 1936, darin O. Doppelfeld: S. 84 (schon spätslawisch).

⁶⁰) A. a. O., S. 93 (3. Burg) und 97/98 (4. Burg).

saubernitz nicht veröffentlicht sind, ganz abgesehen davon, daß sie wahrscheinlich zeitlich nicht ganz in unseren engeren Rahmen gehören.

Auch über die Innenbauten können wir nur wenig aussagen. Wir nahmen für das im Ostprofil unserer Brohnaer Schanze angeschnittene Steinpflaster von 3,20 m Länge die Möglichkeit eines Hausbodens an. Nun gibt es u. a. auch von der Kittlitzer Schanze Pflasterung mit Lehmverstrich (ebenfalls dicht am Innenrand des Walles), die auch dort als Hausboden gedeutet werden kann. Hülle⁶¹⁾ hebt als für den slawischen Wohnbau geradezu charakteristisch das Vorhandensein von Steinpflasterung des Bodens hervor, die dann als Unterlage für Häuser im Schwellenbau angesprochen wird. Auch in Brohna sind auf der Pflasterung Reste vergangenen Holzes vorgefunden worden. Eine typische Grundrißform kann er allerdings nicht nennen. Neben diesen Steinböden sind in großer Zahl Hausreste gefunden worden, die einen anderen Aufbau zeigen. Über die Herdanlagen und Wohnreste von Doberschau ist leider an Einzelheiten nichts bekannt. Von Blösa nennt Frenzel neben Hüttenbewurf die Reste von Flechtwandhäusern, ohne einen Grundriß bekanntgeben zu können. In der Dornburg⁶²⁾ grub Knorr kleine Wohnhäuser mit lehmverputzten Wänden. In Zantoch⁶³⁾ wurden in der 1. Burg (mittelslawische Stufe) Reste von Häusern mit Flechtwerk gefunden, während in den vier spätslawischen Anlagen die im Blockbau errichteten Häuser dominieren. Hoffmann⁶⁴⁾ fand auf dem Fuchsberg bei Rötha, einem Sumpfringwall aus mittelslawischer Zeit, vier lang trapezförmige Häuser mit abgerundeten Ecken und schloß von diesem Grabungsbefund auf Häuser mit Walmdach. Pfostenlöcher fehlen hier überhaupt. Nach Hoffmann haben wir eingetiefte Häuser (im Blockbau) mit Holzfußboden vor uns.

Auch der Aufbau der Herde ist verschiedener Art. Im eben besprochenen Rötha lagen die Herdsteine in den meisten Fällen auf einer dünnen Lehmschicht, während eine ausgesprochene Lehmbank eine weitere Feuerstelle bildete. Steinherde gibt es u. a. auch in Spittwitz (0,90 × 1,2 m, von gebranntem Lehm umgeben) und Blösa (Herdstellen und -gruben mit Plattenbelag). Von Zantochs 2. Burg⁶⁵⁾ sind Holzherde bekannt.

Einen über einer Lehmtenne bienenkorbähnlich gewölbten Backofen von der Weiten Bleiche bei Bautzen beschreibt Wilhelm⁶⁶⁾. Mit seinen Ausmaßen von 1,60 × 1,30 × 0,60 m ähnelt er den älteren sorbischen Backöfen⁶⁷⁾.

Getreidefunde stammen von der Spittwitzer Schanze⁶⁸⁾. Das an der Maueraußenseite der Ostroer Schanze gefundene Getreidemagazin⁶⁹⁾ scheint allerdings noch zur älteren Schicht (Billendorf) zu gehören. Auch die zum Mahlen dieser Getreide nötigen Handmühlen wurden gefunden (u. a. „Brohna“, s. die Fundbeschreibung!).

⁶¹⁾ W. Hülle, a. a. O., S. 46.

⁶²⁾ H. A. Knorr, Die Dornburg, S. 15.

⁶³⁾ A. Brackmann/W. Unverzagt, a. a. O., S. 77.

⁶⁴⁾ J. Hoffmann, Die Grabung auf dem „Fuchsberg“ bei Rötha vom Jahre 1938, Sachsens Vorzeit 1940, S. 36—44.

⁶⁵⁾ A. Brackmann/W. Unverzagt, Zantoch, S. 94—97 (O. Doppelfeld).

⁶⁶⁾ F. Wilhelm, Prähistorische Zeitschrift, VIII, 1916, S. 125—132 mit Abbildungen.

⁶⁷⁾ Siehe auch W. Hülle, a. a. O., S. 46: Bei den Siedlungen häufig Backöfen von halbovalen Grundriß mit Lehmkuppel.

⁶⁸⁾ H. Naumann, Pflanzenreste aus den Schanzen von Ostro und Spittwitz, Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz II, 1903—1913, S. 255.

Für Spittwitz Roggen (*Secale cereale* L.), Zwergweizen (*Triticum compactum* Host), Kornrade (*Agrostemma Githago* L.), Roggentrespe (*Bromus secalinus* L.), Erbse (*Pisum* sp. [wahrscheinlich *sativum*] L.).

⁶⁹⁾ W. Frenzel, Beiträge zur Geschichte der Burg Ostro, Bautzener Geschichtshefte V, 1927, S. 166. H. Naumann, wie Anm. 68. Dort war die Liste von 13 Pflanzenarten für Ostro veröffentlicht, die durch die Frenzelschen Nachträge (s.o.) um weitere 7 vermehrt werden konnte.

Dafür, daß die Slawen nicht etwa hauptsächlich als Fischervolk⁷⁰⁾ anzusehen sind, wie es häufig geschehen ist, sprechen außer den eben genannten Getreidefunden und Mühlen die Mahlzeitreste (Schwein, Rind, Schaf, Ziege u. a.), die die Viehzucht nachweisen, und auch der Umstand, daß sich in der Oberlausitz die slawische Besiedlungszone mit der Lößzone deckte⁷¹⁾, daß also schon die Wahl der Besiedlungszone auf Ackerbaukultur der Slawen schließen läßt. Die nördlich der Lößzone liegenden seichten und sandigen Niederungsgebiete blieben damals unbesiedelt. Als weiterer Nachweis für den Ackerbau der Slawen dienen die drei eisernen Pflugscharen⁷²⁾ aus slawischen Siedlungen, die damit bereits für die mittelslawische Stufe erwiesen sind. Die drei Fundorte Leipzig, Rötha und Baderitz liegen allerdings westlich unserer Oberlausitz und bedeutend näher an der slawischen Westgrenze.

Die in den vorstehenden Abschnitten dargelegten Forschungsergebnisse über den Aufbau der Wallanlagen und über die Wirtschaft der Bewohner dieser Anlagen werden vom Brohnaer Grabungsbefund bestätigt. Für die Deutung dieses Walles läßt sich noch folgendes sagen: Im Innern unserer Anlage können nur wenige Häuser Platz gehabt haben. Eine kleine Gemeinschaft dürfte hier gewohnt haben. Wenn Łega⁷³⁾ schreibt, daß Burgwälle in unmittelbarer Nähe gleichzeitiger Siedlungen als Schutz für diese gedeutet werden müßten, wird er wohl in vielen Fällen das Richtige getroffen haben, nur darf man das nicht so verstehen, als ob die Burgwälle nun etwa nur in Zeiten der Gefahr aufgesucht worden wären (was auch Łega durchaus nicht sagen will)⁷⁴⁾. Ihre Benutzung auch in friedlichen Zeiten, ja sogar ihre Dauerbewohnung, ist durch genügend Grabungen erwiesen. Die Deutung des Walles als Schutz für die Siedlung wird auch dann etwas zweifelhaft, wenn die Siedlung selbst eine Art Schutzform hat, wie unter Umständen im Falle der Rundlinge. In Brohna jedenfalls dürfte die Schanze wegen ihrer geringen Größe, ihrer sicher nur bescheidenen Zahl von Häusern, ihrer Lage zur Ortssiedlung (vorausgesetzt, daß beide Anlagen gleichzeitig nebeneinander bestanden haben) und der anscheinend durchgehenden Besiedlung als befestigter Wohnsitz der Ortsobrigkeit gedeutet werden.

Für die Deutung unserer Sumpfschanze ist eine Erörterung des Verhältnisses zum Orte Brohna nötig. Leider fehlen dabei als Unterlagen jegliche Urkunden. In erster Linie gilt es, die Frage nach der Herkunft der Rundlinge und, wenn möglich, ihrer Erbauer zu beantworten. Ebenso wichtig ist aber, wie bei den Schanzen selbst, die Zweckbestimmung, also der Grund der Erbauung. Es ist immerhin auffällig, daß in Brohna Schanze und Rundling nur 300 m voneinander entfernt sind, und daß auch sonst in der Oberlausitz slawische Schanzen, allerdings meist Skalenburgen, in unmittelbarer Nähe von Rundlingen liegen. Das zeitliche Verhältnis von Schanze und Rundling ist leider noch unklar, und gerade die Lösung dieses Problems ist am wichtigsten und bildet die Voraussetzung für die Lösung weiterer Fragen.

Bei den bisherigen Untersuchungen ist leider die Vorgeschichte kaum berücksichtigt worden, andererseits ist das Problem aber auch von der Seite der Vorgeschichte her nie ausreichend mit erörtert worden. Regelrechte Grabungen in Rundlingen fehlen noch. Diese sind aber unbedingt nötig, um die ursprüngliche Form der noch bekannten Rundlinge, ihre Zeitstellung und die Herkunft der einstigen Erbauer zu ergründen. Zur Klärung des Fragenkomplexes bedürfte es außerdem nicht nur einer Einzelgrabung, sondern ganzer Reihenuntersuchungen, da ein Einzelbild nicht verallgemeinert werden kann. Die damit verbundenen Aufwendungen an Zeit und Mitteln wären ungeheuer, und so muß zunächst das aus Grabungen slawischer und anderer Siedlungen gewonnene und noch zu gewinnende Bild unsere Wissenslücken nach und nach schließen helfen. Die Zusammenarbeit aller an der Klärung der Rundlingsfrage interessierten Wissenschaften dürfte nach

⁷⁰⁾ U. a. Chr. Albrecht, Die Slawen in Thüringen, 1925, S. 32.

⁷¹⁾ H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder, S. 42.

⁷²⁾ J. Kretzschmar, Die Herkunft der frühgeschichtlichen Pflugscharen in Sachsen, Sachsens Vorzeit 1940, S. 45—54.

⁷³⁾ W. Łega, a. a. O., nach der Zusammenfassung von La Baume, S. 51.

⁷⁴⁾ A. a. O., S. 49.

der dann zu erwartenden Vergrößerung unseres Einzelwissens über die verschiedenen Anlagen mehr Erfolg versprechen als die bisher immer nur von seiten einer oder zweier Wissensgebiete ausgehenden Untersuchungen.

Erläuterungen zu den Abbildungen 4 und 5.

Abb. 4: Verzierungen: 1. Reihe: Wellenverzierungen,
2. Reihe oben: Gurtung und Linearverzierung,
3. Reihe: Kombinationen zwischen Wellen und Gurtung,
4. Reihe: Stich- und Stempelverzierung in Kombinationen,
2. Reihe unten: Sondermuster.

Die Verzierungen stammen von Scherben

aus der Sohle des Vorgrabens im Norden: 3, 5, 7, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 20, 23, 26,
28, 30, 31, 33, 34, 35, 36, 37;

aus der Streuschicht vom Grunde des Nordteiles: 1;

aus der unteren Schicht im Südteil: 2, 6, 15, 21, 22, 24, 25, 27, 32;

aus der mittleren Schicht: 4, 8, 9, 14, 18, 19, 28.

Abb. 5: Randprofile:

Die betreffenden Scherben stammen

aus der Sohle des Vorgrabens im Norden: 2, 3, 4, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 14, 17, 18, 21, 24,
25, 30, 31, 34, 37, 39, 40, 41, 42, 44, 45, 46, 47, 49, 52;

aus der Streuschicht vom Grunde des Nordteiles: 51;

aus der unteren Schicht im Südteil: 1, 6, 20, 23, 26, 27, 28, 29, 32, 33, 36, 38, 43, 50,
53, 54;

aus der mittleren Schicht: 8, 13, 15, 16, 19, 22, 35, 48.

Die oberen vier Reihen gehören zu gebauchten Töpfen (und Schalen), die 5. Reihe zu doppelkegligen und verwaschen doppelkegligen Gefäßen, von der 6. Reihe stammen 50 und 51 von Schalen, während 52 bis 54 Sonderformen darstellen.

OBERLAUSITZER BRAKTEATENFUNDE DES 12. JAHRHUNDERTS

Von Walther Haupt

Erst die Zeit Konrads von Wettin (1127-1156) bedeutet für die Oberlausitz den Übergang von der vorgeschichtlichen Wirtschaftsform der Naturalwirtschaft, höchstens des gewogenen Silbers, zur Geldwirtschaft mit ihrem nicht mehr gewogenen, sondern gezählten Edelmetall.

Das Auftauchen einer eigenen Münzenprägung in der Oberlausitz bedeutet hier den eigentlichen Eintritt in die deutsche Wirtschaftsgemeinschaft. Auch wenn schon bis ins 9. Jahrhundert zurück deutsche Denare, Sachsenpfennige, Otto-Adelheids-Denare umgelaufen waren und in vielfach kilogrammschweren Schätzen gehortet wurden, so hat die Oberlausitz das mit dem ostelbischen, ja osteuropäischen Raume ebenso gemein wie die hier nicht fehlenden Hacksilberfunde.

Fundorte:

Vier Fundorte sind seit den reichlich zwei Jahrhunderten im Schrifttum festgehaltener Fundbeobachtungen bekannt geworden: Storcha 1799, Rodewitz 1844, Purschwitz 1912 und Puschwitz-Wetro 1942. Storcha liegt 10 km nordwestlich von Bautzen im Verlauf einer Seitenführung des mittelalterlichen Handelsweges der Hohen Straße. Rodewitz liegt 12 km östlich von Bautzen in der Nähe von Hochkirch und darf nicht mit dem gleichnamigen Bahnort in der Nähe von Kirschau verwechselt werden. Purschwitz liegt 8 km nordöstlich von Bautzen an einem uralten, von Burgwall zu Burgwall und von Landmarke zu Landmarke zielenden Landwege. Puschwitz endlich, bei dessen vor einigen Jahren einverleibtem Ortsteile Wetro der jüngste Fund in der Heide gehoben wurde, liegt etwa 10 km nordnordwestlich von Bautzen in der Nähe von Neschwitz. Alle vier Fundorte liegen, wie es nicht anders zu erwarten ist, innerhalb der alten vor- und frühgeschichtlichen Freilandschaft oder in deren unmittelbarem Randgebiete, deren Erschließung schon für die frühdeutsche Zeit angenommen werden darf. Ein fünfter Fundort aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ist Obergurig an der Bautzen—Wilthener Bahn, 6 km südlich von Bautzen. Dessen Fundinhalt weicht aber auffallend von allen hier aufgeführten Funden ab; vor allem enthält er keine einheimischen Gepräge, so daß er zweckmäßig aus diesem Aufsatz ausgeschlossen bleibt.

Dafür sollen hier einige Brakteaten des 12. Jahrhunderts mitbehandelt werden, deren Herkunft aus der Oberlausitzer Münze angenommen werden kann oder muß, auch wenn ihr Fundort nicht bekannt ist.

Umfang:

Nach der Gepflogenheit älterer Fundbeschreibungen sind die Überlieferungen nicht genau. Vom Funde zu Storcha weiß man nur, daß man von seinen 11 Münzsorten insgesamt anderthalb Pfund fand; wieviel Stück jede Sorte umfaßte, blieb unbekannt. Das gleiche gilt für die 141 Brakteaten von Rodewitz, die sich auf 18 Arten verteilten. Ob die vier Stück des Purschwitzer Fundes nur einen Rest darstellen, wissen wir nicht. Erst der Puschwitzer Fund mit seinen 1433 Münzen von 14 verschiedenen Stempeln ermöglichte die genaue Feststellung der Anzahlen; die Hälfte der Stempel ist mit ein bis drei Prägungen vertreten; drei weitere Stempel lieferten je 10 bis 20 Stücke; die Hauptmasse von fast 1400 Stück verteilt sich auf nur vier Münzarten in Mengen von über 100, ja 300 und 600 Stück.

Herkunft:

Nur der Fund von Purschwitz ist ein reiner Heimatfund, was bei seinen nur vier Stücken nichts besagt. Dem Charakter eines Heimatfundes entspricht am reinsten

der Storchaer, der zu acht einheimischen drei auswärtige Gepräge zeigt, zwei Meißner und einen Magdeburger. Von den 18 Rodewitzern sind 10 einheimische Stempel bei 8 auswärtigen, neben drei Meißnern fünf kaiserliche. Der zuletzt aufgefundene Puschwitzer Fund mit seinen 14 Stempeln enthält auswärtige und einheimische zu gleichen Teilen (7 : 7). Wie wenig dieses Mengenverhältnis aber über den wirtschaftlichen Einfluß besagt, beweist das tatsächliche Zahlenverhältnis 38 Meißner gegen 1395 Oberlausitzer. Man muß sich also bei Rodewitz und Storcha mit der Feststellung begnügen, daß das Mengenverhältnis der einheimischen zu den auswärtigen Stempeln nichts über den tatsächlichen Wertanteil der auswärtigen Geldmengen an den Funden verrät.

Herkunftsrichtung:

Ein Blick auf die Herkunftskarte der Fundmünzen lehrt, daß die Münzen, die nicht in der damals einzigen Oberlausitzer Münzstätte Bautzen entstanden sind, westlicher Herkunft sind. Mit ihrer Entstehung in Altenburg, in Pegau oder nach Pegauer Vorbild, in nicht näher bestimmbareren Meißner Münzstätten und in Magdeburg stammen sie aus dem Gebiet des Altreiches, durch das der Siedlerstrom das Fundgebiet erreichte und von dem aus nicht zuletzt auch die wirtschaftliche Erschließung des Landes in Angriff genommen wurde. Es ist daher kaum verwunderlich, wenn das südlich von der Fundlandschaft gelegene Böhmen nichts zum Fundinhalt, also wohl auch zum Geldumlauf beigetragen hat, vom nördlich gelegenen Brandenburg und dem östlich gelegenen Schlesien nicht zu reden, die ja eben erst dem gleichen Vorgange der Erschließung unterlagen wie die Oberlausitz selbst.

Alter:

Die Münzen sämtlicher Funde entstammen dem 12. Jahrhundert, doch umfassen die jedes einzelnen Fundes verschieden lange Zeiträume. Der kleine Puschwitzer Fund mit seinen vier Bautzner Münzen Konrads von Wettin aus dem zwölfjährigen Zeiträume zwischen 1144 und 1156 bleibe auch hier außer Betracht. Der älteste Fund muß der von Puschwitz sein; denn er enthält nichts als Münzen Konrads von Wettin, war also notwendig bis 1156 abgeschlossen. Die sieben meißnischen Stempel stehen den sieben Oberlausitzern künstlerisch so nahe, daß sie nicht älter als ihre Oberlausitzer Fundgenossen zu sein brauchen.

Der Storchaer wie der Rodewitzer Fund sind von größerer Altersausdehnung. Beide enthalten den Brakteaten Konrads von Wettin mit dem Krückenkreuz, der nicht notwendig nach 1144 angesetzt werden muß, sondern sehr früh sein kann; beide Schätze reichen aber auch über Konrad von Wettins Todesjahr hinaus. Der Rodewitzer enthält Prägungen Friedrich Barbarossas und Ottos des Reichen, kann also noch dem Todesjahr beider 1190 entstammen; sein terminus post quem ist das Jahr 1158, in dem der im Funde REX genannte Böhmenherzog Wladislaw vom deutschen Kaiser das Recht, eine Krone zu tragen, erhielt. Der Storchaer Fund kann nicht vor 1191 vergraben sein, dem Antrittsjahr des im Funde vorkommenden Böhmenherzogs Wenzel II. 1191—1192.

Als terminus ante quem für sämtliche Funde kann das Jahr 1200 angesehen werden, das Jahr etwa, in dem für die Oberlausitz wie für Meißen der Stilwechsel vom kleinen flachen zum großen, kräftiger profilierten Schrötling anzunehmen ist.

Fundort	Alters- erstreckung	terminus post quem	terminus ante quem
Puschwitz ..	1144—1156	1144	1200
Puschwitz ...	1144—1156	1144	1200
Storcha	1127—1192	1191	1200
Rodewitz ...	1127—1190	1158	1200

Es sei nicht verschwiegen, daß der in Storcha und Rodewitz vorkommende Brakteat, der nach seiner leicht verderbten Umschrift einem böhmischen Herzog Sobieslav als Landesherrn der Oberlausitz zugesprochen wird, aus stilistischen Gründen bereits dem von 1135—1140 in Bautzen nachweisbaren Sobieslav I. zugewiesen werden könnte. Da er aber gerade in den beiden Funden vorkommt, die jüngere Stücke enthalten, ist wohl auch die Zuweisung an Sobieslav II. 1173—1179 nicht ohne weiteres abzuweisen. Gehörte das Stück dem älteren Sobieslav an, dann hätten wir in ihm das älteste Oberlausitzer Stück vor uns und stünden vor der unlösbaren Frage, weshalb der böhmische Landesherr der Oberlausitz bei der Einführung der Münzprägung in der Oberlausitz nach dem ihm fremden meißnischen Stil und Münzfuß geprägt hätte, statt nach dem seines eigenen Landes in einem Augenblicke, als er noch in der Lage war, durch Wahl von Münzstil und Münzfuß seines eigenen Landes, also durch Prägung von Denaren statt Brakteaten die Oberlausitz in den böhmischen Wirtschaftsbereich ebenso mühelos einzugliedern, wie es wenig später Konrad von Wettin durch Einführung des meißnischen Vorbildes gelang.

Geschichte der Funde (Forschungsgeschichte):

Bei einer Betrachtung der Fund- und Forschungsgeschichte ergibt sich der Vorteil der sächsischen Denkmalschutzgesetzgebung auch für die Erforschung der mittelalterlichen Münzenfunde. Der jüngste Fund von Puschwitz verdankt seine lückenlose Erfassung für die Forschung einzig der sächsischen Denkmalschutzgesetzgebung, insbesondere dem zweckmäßigen Einschreiten des zuständigen Vertrauensmannes für Bodenaltertümer. So stand zur Veröffentlichung und wissenschaftlichen Fundbeschreibung der vollständige Fund selbst zur Verfügung, und der Bearbeiter konnte die Gewißheit haben, daß nichts abgesprengt war und keine nennenswerten Fundteile andernorts auftauchen und dem Funde ein anderes Bild geben könnten.

Diese Gewißheit fehlt bei dem Funde von Puschwitz 1912. Denn daß keine weiteren Stücke außer den vier vorliegenden und hier beschriebenen bekannt sind, besagt nichts über den wahren Umfang des Fundes, bei dem ursprünglich nicht einmal der Fundort gewiß war; denn aus den Akten des Stadtmuseums in Bautzen, das diese vier Münzen verwahrt, schien hervorzugehen, daß der Fund von Bautzen, Fleischer-gasse 15, stammte. Der Fundort Puschwitz steht aber eindeutig fest durch die zuverlässige Versicherung des Vorbesitzers, der die Münzen kurz vor dem ersten Weltkriege von einem Puschwitzer Einwohner erhielt mit dem Bedeuten, sie seien in Puschwitz gefunden.

Der hundert Jahre alte Fund von Rodewitz ist in alle Winde zerstreut, gerade daß man noch von dem lange Zeit verschollenen, nur in einem Stücke bekannten Brakteaten mit dem sitzenden Königspaar beiderseits eines Turmes, der unlängst in einer Meißner Privatsammlung auftauchte, annehmen muß, es könne kein anderes als das Rodewitzer Urstück sein. Alle anderen Arten mußten nach der alten Beschreibung und den Abbildungen erkannt und in Sammlungen aufgefunden werden, ehe es möglich war, durch Zusammenstellung und Abbildung der Gipsabgüsse ein wirklichkeitsgetreues Bild des eigentlichen Fundes zu gewinnen. Zwei von den achtzehn Rodewitzer Stempeln blieben bis jetzt den Nachforschungen entzogen; sie stehen auf der Abbildungstafel nach Zeichnungen, die den Kupferstichen der Fundbeschreibung von 1850 nachgebildet sind (Tafel 28).

Ungleich größere Schwierigkeiten bot zunächst die Erkennung und dann gar noch die Bildzusammenstellung des Fundes von Storcha. Liegt doch seine Auffindung schon anderthalb Jahrhunderte zurück, und kennen wir ihn nur aus wörtlichen Beschreibungen ohne Abbildungen und ohne daß etwas über den Verbleib der Münzen bekannt wäre. So geistert beispielsweise der Storchaer Brakteat eines Erzbischofs Friedrich von Magdeburg bis heute durch das wissenschaftliche Schrifttum, ohne daß

jemand etwas anderes als seine immer wieder nachgeschriebene wörtliche Beschreibung zu Gesicht bekommen hätte. Er und ein kleiner Hälbling mit drei Türmen wußten sich am längsten verborgen zu halten, als ich mich bemühte, auch das Erscheinungsbild des Storchaer Fundes nach den Beschreibungen in Gipsabgüssen — wie beim Rodewitzer Funde — wiederherzustellen. Den Dreiturmhälbling hatte Buchenau in Kopenhagen gefunden, im „Fund Gotha“ darüber geschrieben, und es war nicht schwer, einen Abguß zu erhalten. Der noch immer fehlende Magdeburger aber lag — Suchet, so werdet ihr finden! — in der Leipziger Universitätsmünzsammlung, stellte sich als wesensgleich heraus mit der Abbildung in Beckers „200 seltenen Münzen“ von 1813 und wies die übrigen im gleichen Buche an benachbarter Stelle abgebildeten Oberlausitzer Brakteaten, unter denen sich auch der erwähnte Dreiturmhälbling befindet, als Storchaer Fundstücke aus. Sie liegen im Münzkabinet Dresden, und der dortige Hälbling mit dem Kopfbildnis eines Herzogs Wenzel II. scheint neben dem Kopenhagener Hälbling als wohl einziges vorhandenes Stück ein gleiches nachweisbares Storchaer Einzelstück zu sein wie der schon besprochene seltene Rodewitzer mit dem Königspaar beiderseits eines Turmes.

Fundbeschreibungen:

Die folgenden Fundbeschreibungen bringen die sämtlichen bekanntgewordenen Brakteatenfunde des 12. Jahrhunderts aus dem Bereich der Oberlausitz mit der schon erwähnten Ausnahme des Oberguriger Fundes, der keine Oberlausitzer, sondern lauter auswärtige Gepräge enthielt. Wir sind der Mühe enthoben, jede Einzelheit der Münzbilder mit Worten zu umschreiben, da es möglich war, die drei großen Funde vollständig naturgroß abzubilden (Tafel 27, 28 und 29). Vom Funde von Purschwitz 1912 genügt es, die eine Münze abzubilden, die nicht in anderen Funden erhalten war (Tafel 31). Tafel 31 bringt außerdem eine Reihe Brakteaten, deren Oberlausitzer Herkunft nicht durch den Fundort, sondern nur durch Bildähnlichkeit nachzuweisen ist. Ferner zeigt sie drei meißnische Burgbrakteaten. Diese bringen die offenbare Abhängigkeit der Oberlausitzer Burgbrakteaten vom meißnischen Vorbild deutlich zum Ausdruck, zeigen aber daneben, daß sich die Oberlausitzer Stempelschneider in Formgefühl und Ausdrucksweise durchaus auf eigenen Füßen bewegten.

Von Belang für die frühe Brakteatentechnik ist die Feststellung, daß alle Brakteaten einer Art, auch die zu Hunderten gefundenen, keine Stempelabweichungen aufweisen, also mit einem einzigen Prägeisen geschlagen wurden, das während des gesamten Arbeitsganges praktisch keine Abnützung erfuhr, sehr im Gegensatz zu den Brakteaten des 13. Jahrhunderts. Man darf wohl annehmen, daß im Gegensatz zu den stark profilierten Pfennigen des 13. Jahrhunderts, die wohl ausschließlich von Bronzestempeln geschlagen wurden — solche aus anderem Metall sind nicht bekannt geworden —, die flachen Pfennige des 12. Jahrhunderts, wie sie in den hier besprochenen Funden einzig auftreten, von Eisenstempeln geschlagen wurden.

Der Fund von Storcha 1799

Nachweis:

1. Lausitzische Monatsschrift 1799 S. 305.
2. Leitzmanns Numismatische Zeitung 1844.
3. Schumann, Lexikon von Sachsen XI. 463 (VII. 587) schreibt:
„Im Jahre 1799 fand man bei dem Dorfe 1½ Pfund rein silberne Brakteaten, die aus 11 verschiedenen Sorten bestanden.“
4. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit II. 207.
5. Preusker, Neues Lausitzisches Magazin 1827 S. 556 erwähnt, daß die hiesigen Brakteaten in die Sammlung der Gesellschaft der Wissenschaften gekommen seien.
6. Scheuner, Brakteatenfunde in der Oberlausitz.

Fundumstände: Beim Grundgraben in einem Topfe. Umfang: 1½ Pfund.

Zeitansetzung: Zwischen 1191 und 1200.

Fundbeschreibung:

ERZBISTUM MAGDEBURG. MÜNZSTÄTTE HALLE?

Friedrich von Wettin 1143—1153

1. + FRIDERICV — ARCH MAG (Nach Becker, 200 seltene Münzen = ARCHIE). Thronender barhäuptiger Erzbischof mit Krummstab und Kreuzstab. Im Felde Ringel, Sterne und Kreuz. 33 mm. 0,75 g.
Universitätsmünzsammlung Leipzig.
Buchenau, Fund Gotha Nr. 407.

Tafel 27, 1

MARK MEISSEN

Konrad von Wettin 1127—1156

2. + CONRADVS o M Krückenkreuz.
Auch im Fund Rodewitz.
Schwinkowski 24.
3. † CONRADVS Krückenkreuz. Hälbling zum Vorigen.
Schwinkowski 23.

Tafel 27, 2

Tafel 27, 3

OBERLAUSITZ UNTER MEISSEN

Konrad von Wettin 1144—1156

4. Drei Zinntürme über offenem Burgtor. Umher ein zackiges Kammuster.
Auch im Fund Rodewitz — Purschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 38.
5. Drei Zinntürme über offenem Burgtor. Hälbling zum Vorigen. 22 mm — 0,30 g.
Münzkabinett Kopenhagen.
Schwinkowski 39.
6. + EPIOT MVAVCNO Zwei spitzdachige Türme in einem Palisadenring.
Rodewitz — Purschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 34.
7. Zinnturm zwischen spitzdachigen Türmen über Steinmauer. 33 mm — 0,75 g.
Münzkabinett Dresden.
Schwinkowski 37.
8. Zinnturm zwischen zwei spitzdachigen Türmen über Steinmauer. Hälbling zu vorigem. 24 mm — 0,39 g.
Münzkabinett Dresden.
Schwinkowski 36.
9. Fliegender Greif über einem vierästigen Baume zwischen den zwei Türmen einer Holzburg. Rodewitz — Purschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 41.

Tafel 27, 7

Tafel 27, 8

Tafel 27, 6

Tafel 27, 10

Tafel 27, 9

Tafel 27, 11

OBERLAUSITZ UNTER BÖHMEN

Sobieslav II. von Böhmen, in Bautzen 1173—1179

10. + OS + SVAB SOBELAVS Sitzender Herzog mit Fahne und Schild. Im Felde eine Ranke. Auch im Fund Rodewitz.
Buchenau, Fund Gotha 479.
11. DVX WENCESLAVS Ungekröntes Brustbild von vorn.
Hälbling. 22 mm — 0,30 g. Münzkabinett Dresden.

Tafel 27, 4

Tafel 27, 5

Der Fund von Rodewitz 1844.

Nachweis:

1. Köhler, Die Rodewitzer Brakteaten. In: Neues Lausitzisches Magazin 1850.
Auch als Sonderdruck.
2. Leitzmann, Numismatische Zeitung 1854, Sp. 185.

Fundumstände:

In einem Gefäß bei der Einebnung eines vorgeschichtlichen Begräbnisplatzes.

Umfang: 141 Brakteaten.

Fundbeschreibung:

KAISERMÜNZEN. MÜNZSTÄTTE ALTENBURG

Kaiser Friedrich I. Barbarossa 1152—1190

1. FRIDERIVS (!) + IMPERATOR DEIG + Thronender Kaiser mit Kreuzstab und Reichsapfel. 32 mm.
Gotha 318. Tafel 28, 12
2. FRIDERICVS IMPERATOR Kaiserliches Brustbild mit Lilienzepter und Reichsapfel unter einem dreiteiligen Bogen mit einem dreiteiligen Gebäude. 31 mm — 1 g.
Katalog Löbbecke 739.
Gotha 319. Tafel 28, 13
3. Auf einem Bogen sitzender Kaiser mit Lilienzepter und Reichsapfel zwischen zwei Türmen. Fünf Punkte im Felde, vier Punkte im Rande. 32 mm—0,79—0,955 g.
Gotha 337. Tafel 28, 14
4. In einem großen Zweipaß das kaiserliche Brustbild mit Lilienzepter und Reichsapfel. 32 mm. Gotha 339. Tafel 28, 15

KÖNIGSBRAKTEATEN ungewisser Herkunft, wohl kaiserlich

5. Auf einem Bogen sitzender König mit Lilienzepter und Lanze zwischen zwei Ranken. 29 mm. Gotha 336. Tafel 28, 16
Die Münze selbst ist verloren und nur aus der schlechten Abbildung der alten Köhlerschen Fundbeschreibung bekannt.

ABTEI PEGAU (?) 12. Jahrhundert

6. In einem Perlenkreis ein großes Kreuz, in dessen Winkeln abwechselnd je ein ringförmiges und ein sternartiges Gebilde stehen. 27 mm. Tafel 28, 17
Auch diese Münze ist nur aus der geringen Köhlerschen Abbildung bekannt und nicht wieder vorgekommen.

MARK MEISSEN

Konrad von Wettin 1127—1156

7. + CONRADVS o M Krückenkreuz.
Auch im Fund Storcha.
Schwinkowski 24. Tafel 28, 18
Otto der Reiche 1156—1190.
8. Stehender Markgraf im Mantel mit Schwert und Fahne unter einem Dreibogen. 30 mm.
Schwinkowski 145. Tafel 28, 20
9. Sitzendes Fürstenpaar unter Vierbogen. 33 mm — 0,71 - 0,77 g.
Schwinkowski 153. Tafel 28, 21

OBERLAUSITZ UNTER MEISSEN

Konrad von Wettin 1144—1156

10. Drei Zinntürme über einem offenen Burgtor. Umher ein zackiges Kammuster. Storcha — Puschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 38. Tafel 28, 27
11. + EPIOT MVAVCNO Zwei spitzdachige Türme in einem Palisadenring. 31 mm. Storcha — Puschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 34. Tafel 28, 29
12. Fliegender Greif über einem vierästigen Baum zwischen den zwei Türmen einer Holzburg. 26 mm. Storcha — Puschwitz — Puschwitz.
Schwinkowski 41. Tafel 28, 26
13. V O Markgraf im Kettenhemd mit Schwert und schräger Fahne. 27 mm. Auch im Fund Puschwitz.
Schwinkowski 28. Tafel 28, 19

14. Markgraf mit Fahnenpöer (Leitfahne) zwischen zwei Türmen. 26 mm. Auch im Fund Puschwitz.
Schwinkowski 30.

Tafel 28, 22

OBERLAUSITZ UNTER BÖHMEN

Wladislaus 1140—1173 (König seit 1158)

15. + VATISIAVS REX quergeschrieben über eine Zinnenmauer, über der zwischen zwei Türmen die Hüftbilder des Königs mit einem Lilienzepter und der Königin mit einem Körbchen gegeneinanderstehen. 28 mm.
Menadier, Deutsche Münzen I. 123 a.

Gotha 333.

Tafel 28, 23

16. Entstellte hebräische Umschrift. Unter einem Dreibogen mit drei Türmen die Hüftbilder des Königspaares gegeneinander; dazwischen eine Lilie. Sehr ungeschickte Machart. 31 mm. Menadier, Deutsche Münzen I. 123 b.

Gotha 334.

Tafel 28, 24

17. Beiderseits eines schlanken Turmes mit Kuppeldach sitzendes Königspaar. 30 mm. Menadier, Deutsche Münzen I. 123 c.

Gotha 335.

Tafel 28, 25

Sobieslav II. von Böhmen, in Bautzen 1173—1179.

18. + OS + SVAB SOBELAVS Sitzender Herzog mit Fahne und Schild; im Felde eine Ranke. 29 mm.

Auch im Fund Storcha.

Gotha 479.

Tafel 28, 28

Der Fund von Puschwitz vor 1914.

Nachweis:

Mündliche Überlieferung. Siehe unter Forschungsgeschichte.

Verbleib:

Museum Bautzen.

Beschreibung:

OBERLAUSITZ UNTER MEISSEN

Konrad von Wettin 1144—1156

1. Drei Zinntürme über einem offenen Burgtor. Umher ein zackiges Kammuster. 31 mm. Storcha — Rodewitz — Puschwitz.

Schwinkowski 38.

2. + EPIOT MVAVCNO Zwei spitzdachige Türme in einem Palisadenring. 31 mm. Storcha — Rodewitz — Puschwitz.

Schwinkowski 34.

3. Fliegender Greif über einem vierästigen Baum zwischen den zwei Türmen einer Holzburg. 26 mm.

Storcha — Rodewitz — Puschwitz.

Schwinkowski 41.

4. Stehender Markgraf mit Schwert und schräger Fahne. Hälbling. 18 mm.

Zwischen 0,30 und 0,35 g; ohne Gefährdung der Münze nicht genauer feststellbar.

Museum in Bautzen.

Schwinkowski 29.

Tafel 31, 11

Auf Tafel 31 stehen 3 meißnische und 8 Oberlausitzer Brakteaten des 12. Jahrhunderts.

Die drei Meißner galten bis jetzt als die formvollendeten Vorbilder für die Oberlausitzer Burgbrakteaten. Nach den Untersuchungsergebnissen des Kaschwitzer Fundes besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß von gewandter Hand hergestellte höfische Weiterführungen der Oberlausitzer Motive bedeuten.

MARK MEISSEN

Konrad von Wettin 1127—1156

1. Drei Zinntürme über einem überdachten Brückenbau (der „Meißner Brücke“ des Kinderliedes?) in einem breiten doppelten Kranz. 35 mm.
Schwinkowski 22. Tafel 31, 1
2. Mauerring mit Zinnen hinter einem Zinnturm, daneben Mond und Stern.
Doppelter Perlenkreis. 35 mm.
Schwinkowski 21. Tafel 31, 2
3. Torgebäude mit Zinnturm zwischen zwei gewendelten Spitztürmen, darauf zwei Vögel. Mehrfacher Zierkreis. 35 mm.
Schwinkowski 20. Tafel 31, 3

Die 8 Oberlausitzer sind größtenteils veröffentlicht, gehören aber, obwohl ohne Fundortangabe (mit Ausnahme der Nr. 11), in eine Arbeit, die sich die Aufgabe gestellt hat, die älteste Oberlausitzer Münzprägung lückenlos zu erfassen, soweit sie bis jetzt bekannt geworden ist.

OBERLAUSITZ UNTER MEISSEN

Konrad von Wettin 1140—1156

4. Vier Spitztürme, darunter der in einem Torbogen sitzende Markgraf. 26 mm.
Universitätsbibliothek Leipzig.
Schwinkowski 32. Tafel 31, 4
5. Dreitürmiges Torgebäude in Blockbau. 24 mm — 0,55 g.
Museum Görlitz.
Schwinkowski 35. Tafel 31, 5
6. Mauerring mit vier Türmen. 28 mm.
Kabinett Gotha.
Schwinkowski 40. Tafel 31, 6
7. Stehender Fürst unter Torbogen mit Zinnenaufsatz zwischen zwei Spitztürmen.
27 mm.
Universitätsbibliothek Leipzig.
Schwinkowski 31. Tafel 31, 7
8. Stehender Markgraf in Kettenhemd und Beckenhaube mit Schwert und schräger Fahne. 15 mm.
Hälbling zu Rodewitz 13 und Puschwitz 12.
Museum Bautzen.
Schwinkowski 29. Tafel 31, 11

OBERLAUSITZ UNTER BÖHMEN

Sobieslav II. 1173—1179

9. + OS + SVABSOBELAVS Sitzender Herzog mit Fahne und Schild zwischen Rankenwerk. 29 mm.
Gotha 479. Tafel 31, 10
Die Münze unterscheidet sich von Storcha 10 und Rodewitz 18 durch einen deutlich ausgeprägten Reichsapfel an Stelle des Kreuzes über dem Schilde.
10. Schriftreste. Rind von rechts vor einem Baume. 27 mm.
Gotha 480. Tafel 31, 9
Die Münze zeigt die gleiche Machart wie Nr. 9 und kann deshalb wohl auch ohne Fundortangabe der Oberlausitz zugewiesen werden. Das Münzkabinett Dresden besaß das gleiche Stück in Gold.
11. Rind von links vor einem Baume. Hälbling zum vorigen. 18 mm.
Museum Krakau.
Gotha 481. Tafel 31, 8

Der Fund von Puschwitz-Wetro 1942.

Nachweis:

Deutsche Münzblätter 1943 Nr. 481/482 S. 1 ff.

Verbleib:

Museum Bautzen; die Nummern 1 und 5 im Münzkabinett Dresden.

Fundumstände:

In einem kugelförmigen Tongefäße, einer sogenannten „böhmischen Flasche“, 1433 Brakteaten im Gesamtgewicht von 1162 Gramm, in der Gemeindegandgrube des Puschwitzer Ortsteiles Wetro im Flurstück 247 auf Höhe 191,8.

DER BRAKTEATENFUND BEI LOMMATZSCH
EIN BEITRAG ZUR BRAKTEATENPRÄGUNG KONRADS VON WETTIN¹⁾

Von Walther Haupt

In der Münzsammlung Otto Horn† in Meißen lag ein kleiner Fund früher meißnischer Brakteaten. Sie waren ursprünglich unter Glas und Rahmen auf einer Pappe aufgeklebt. Darunter stand in den Schriftzügen der Zeit von 1850—1880: „Erhalten von Frau Anschütz, Lommatzsch“. Das ist alles, was über die Herkunft festzustellen ist; Näheres ist nicht zu ermitteln. Der Fund besteht aus 11 mehr oder weniger beschädigten, zum Teil aus mehreren Bruchstücken bestehenden Münzen, die von 5 Stempeln geprägt sind.

Der Fund ist ein reiner Heimatfund ohne auswärtige Beimischung; er besteht aus lauter Meißner Brakteaten. Er ist geeignet, unsere Kenntnisse über die Brakteatenprägung Konrads von Wettin zu ergänzen, von dem trotz seiner langen Regierungszeit (1127—1156) selbst Schwinkowski²⁾ nur 13 meißnische Gepräge kennt. Trotz der Bereicherung unserer Kenntnisse durch den Puschwitzer Fund um weitere 5 Stempel fehlen noch viele. Durch den Fund bei Lommatzsch kommen nun wieder 5 bisher unbekannte Konradsbrakteaten hinzu, so daß sich durch die beiden neuen Funde von Puschwitz und bei Lommatzsch die Zahl der bekannten Prägungen Konrads von Wettin — von seinen Oberlausitzer Münzen abgesehen — von 13 Stempeln um 10 Stück auf 23 Stempel, also fast das Doppelte, vermehrt hat. So sehr es zu begrüßen ist, daß der neue Fund lauter unbekannte Gepräge enthält, so sehr bedauern wir es, daß die Münzen nicht besser und vollständiger erhalten sind.

Durchmesser und Gewicht lassen sich bei keinem Stück ermitteln. Die unversehrten Münzen müssen das Normalmaß dieser Zeit, 28 bis 30 mm Durchmesser, gehabt haben. Die Gewichtsfeststellung dieser Münztrümmer wäre ohne Zweck gewesen.

Drei von den fünf neuen Geprägungen rühren von Stempelschneidern her, deren Werke schon bekannt sind; zwei aber tragen eine bisher noch nicht beobachtete Machart. Eines von diesen ist von leidlicher Güte, das andere, vielleicht eine Dynastienprägung, von recht ungeschickten Händen ausgeführt.

Die Anfertigung von Abgüssen, nach denen Abbildungen in Lichtdruck hätten hergestellt werden können, stieß auf große Schwierigkeiten. Stanniolabdrücke verboten sich wegen der Sprödigkeit des Metalls; aber auch das Agar-Agar-Verfahren, das sich sonst bei den gebrechlichsten Brakteaten anwenden und verantworten läßt, versagte hier; zwei Versuche mißglückten; ein dritter konnte weder dem Besitzer noch den Münzen selber zugemutet werden. Ich habe deshalb meine Hilfe zu Federzeichnungen genommen. Mit einer Wiedergabe der einzelnen Bruchstücke, selbst im Lichtbild, wäre wenig gewonnen gewesen; ich habe versucht, aus allen vorliegenden Bruchstücken die Münzen selbst wiederherzustellen und zu ergänzen. Lücken in der Beschriftung bedeuten also nur, daß nichts zu erkennen war, nicht aber, daß auf besser erhaltenen Stücken nicht noch manche Einzelheit auftauchen könnte. Die Zeichnungen haben dem Besitzer der Münzen vorgelegen; er hat sie mit seinen Münzen verglichen und die Richtigkeit der Wiedergabe bestätigt.

¹⁾ Die beiden Aufsätze über den Brakteatenfund Lommatzsch und den von Puschwitz wurden zum ersten Male in den Deutschen Münzblättern 1942 und 1943 veröffentlicht. Der größte Teil der Auflage ging durch Kriegseinwirkung verloren; deshalb ist es dankend zu begrüßen, daß deren Herausgeber, Herr Dr. T. Hoffmann in Berlin-Wilmersdorf, eine Wiederholung des Abdruckes freundlichst gestattet hat. Die damalige Untersuchung ist zu einem Teile durch die Ergebnisse des neuen Fundes von Kaschwitz, der druckfertig vorliegt und demnächst veröffentlicht werden soll, überholt und kann als Beispiel gelten, wie ein einziger Fund neue Erkenntnisse bringen und alte umstürzen kann.

²⁾ W. Schwinkowski, Die Meißnischen Brakteaten. Frankfurt a. M. 1931.

Ich lasse jetzt die Beschreibung folgen, beginnend mit den Stücken bekannten Stiles, und schließe daran die Gepräge mit bisher unbekannter Machart an.

MARK MEISSEN

Konrad von Wettin (1127—1156)

1. + o DON...

Der stehende Markgraf von vorn in Kettenhemd und Beckenhaube, mit abstehender Schwertscheide, hält in seiner Rechten das Schwert und in seiner Linken einen normannischen Schild mit Schildbuckel (von der Seite) und eine Fahnenlanze (Leitfahne) mit drei auswärts wehenden Zipfeln.

2 Bruchstücke. — Im Stile von Schwinkowski 16.

Die Ähnlichkeit der Machart dieses Brakteaten mit Schwink. 16 ergibt sich neben dem Gesamteindruck aus der Gestaltung des Helmes und des Schildes; er wird wohl von der Hand des gleichen Stempelschneiders stammen. Über seine Münzstätte läßt sich ebensowenig wie bei seinen Altersgenossen etwas sagen noch auch nur vermuten. Seine Umschriftreste sind vielleicht ein Teil der Worte CONRADVS MARCHIO, vielleicht auch nur die Einleitung einer ähnlichen Trugschrift wie bei Schwink. 16.



1



2



3

2. Unkenntliche Buchstabenreste.

Der stehende Markgraf von vorn in Beckenhaube und langem Gewand mit abstehender Schwertscheide hält in der Rechten eine Lanze mit auswärts wehender Fahne und in der Linken einen normannischen Schild von vorn.

1 Bruchstück. — Im Stile von Schwinkowski 16.

Von der Inschrift ist noch weniger erhalten und zu erkennen als bei Nr. 1, deshalb noch weniger dazu zu sagen. Auf gleiche Machart wie Schw. 16 deutet vor allem dieselbe Darstellung der Hand, welche die Lanze hält. Das Gewand hat zwar den gleichen Zuschmitt wie das Kettenhemd von Nr. 1, jedoch sind Ringel nicht zu erkennen, wenn man nicht ein paar Unregelmäßigkeiten im Halsteil dafür ansehen will. Ich möchte nicht entscheiden, ob ein langes Obergewand gemeint ist oder ob durch Stempelabnutzung oder schlechte Ausprägung die Ringel des Kettenhemdes unterdrückt worden sind. Mit seiner Abbildung eines Schildes von vorn ist unser Brakteat eine Bildurkunde für eine waffentechnische Einzelheit: Der Schild zeigt keinen Schildbuckel, sondern einen erhöhten Mittelsteg, der ihm etwas Dachform verleiht.

3. ...2NIEN2IS MARCIO CVI...

Der stehende Markgraf von vorn im langen Gewande hält in der Rechten eine auswärts wehende, dreizipfelige Fahne und in der Linken einen normannischen Schild im Halbprofil. Neben dem Kopfe je ein Stern, beiderseits des linken Beines je ein Punkt.

2 Bruchstücke. — Im Stile von: Kat. Bahrfeldt 1299 — Fund Gotha 259a — Kat. Löbbecke 500.

Die Inschrift scheint, wenn man sie, wie üblich, über dem Kopfe zu lesen beginnt, (MI)SNIENSIS MARCIO CV(NRADVS) bedeuten zu sollen. An der Münze ist als waffentechnische Einzelheit bemerkenswert die durch die Halbprofilardarstellung sehr anschaulich heraustretende Form des Schildbuckels.

4. ...ADV∞ P... (auswärts gestellte, rückläufige Schrift).

Auf einem Faltstuhl sitzender Markgraf in langem Gewand stützt die erhobene Rechte auf eine Lanze und die Linke auf einen normannischen Schild. Im Felde verteilt 4 Kugeln und 4 Ringel. 1 Bruchstück.

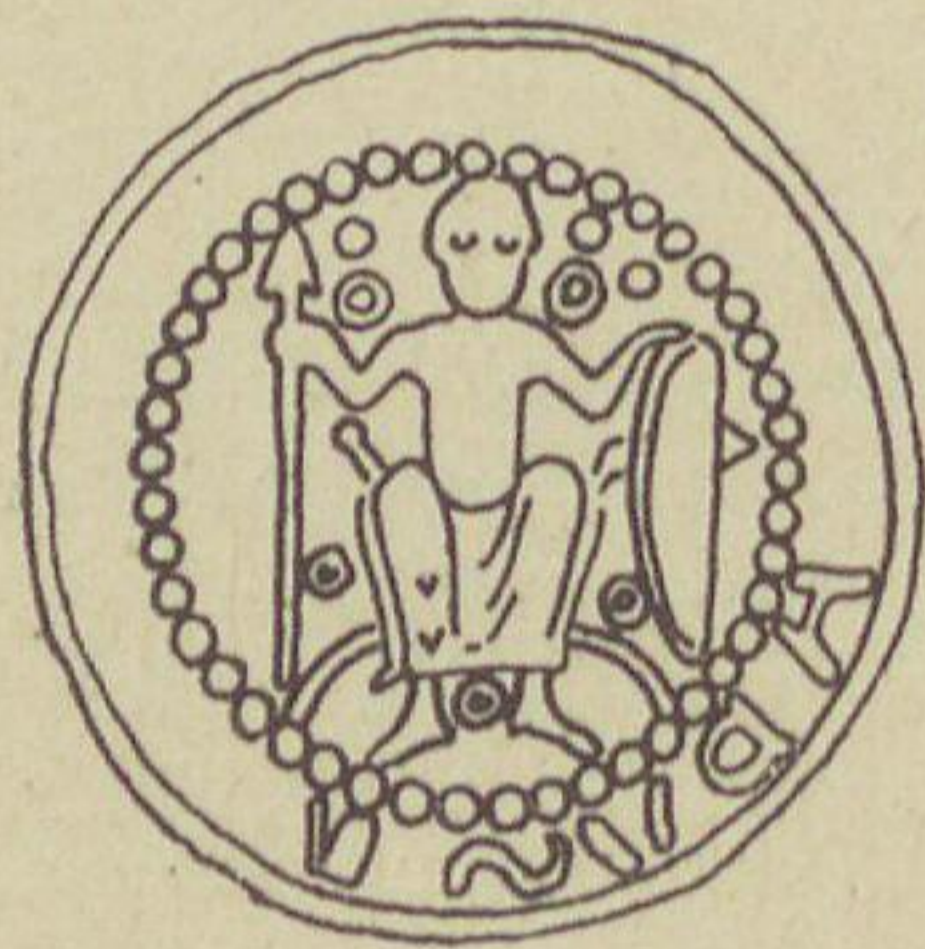
Die Beschriftung kann man wohl ohne Gewaltbarkeit als einen Teil der üblichen Inschrift (CONR)ADVS M(ARCHIO) ansehen. Wären diese Buchstaben nicht, dann hätte man Sorge, das Stück unterzubringen. Von Konradsbrakteaten sind wir das Bild des stehenden Kriegers, nicht aber des thronenden Herrschers gewöhnt. Es scheint eine Anlehnung an thüringische Kaiserbrakteaten vorzuliegen, deren eigentlicher Stil aber feiner ist als der unsere. Man sieht, daß man auch in der Heranziehung bestimmter Münzbilder für die Zuweisung einer Münze an einen bestimmten Herrscher vorsichtig sein muß: Wäre die Inschrift nicht, dann dächte niemand daran, den Brakteaten an Konrad von Wettin zu verweisen. Die Haltung der thronenden Gestalt erinnert ein wenig an den bekannten Oberlausitzer Sobieslav-Brakteaten, ist aber bei weitem nicht so zierlich; unser Stück muß ja auch älter sein. Von besonderem Belang ist der Stuhl, auf dem der Markgraf sitzt; es ist eine Art Faltstuhl mit geschweiften Beinen; vielleicht sollen diese den Regenbogen vortäuschen, den Sitz der als Weltenrichter thronenden Deutschen Kaiser auf ihren Thüringer Brakteaten, um ihnen den Eingang in westliche, etwa thüringische Gebiete zu erleichtern. Es ist denkbar, daß unser Brakteat mit seiner „höfischen“ Darstellungsweise und seiner Anlehnung an thüringische Kaiserbrakteaten in einer westlichen Münzstätte entstanden ist, wenn wir im übrigen annehmen, daß die vielen kriegerischen Abzeichen auf den sonstigen Konradsbrakteaten, auf allen übrigen!, auf den Grenzkampf im Osten der Mark hindeuten sollen.

5. Unkenntliche Schriftzeichen.

Hüftbild eines Mannes in langem, faltigem Gewand mit dem Schwert in der Rechten und einer einwärts wehenden Fahnenlanze in der Linken. Im Felde verteilt sind vier Ringel und eine Lanzenspitze (?) zwischen Schwert und Kopf.

5 beschädigte Stücke.

Die Schrift ist nicht zu entziffern, da sie nicht kräftig genug ausgeprägt und meist ausgebrochen ist. Das Stück weicht in der Machart von allen anderen Konradsbrakteaten ab. Vielleicht ist es auch nicht Konrad selbst, sondern einem Dynasten zuzuweisen, wenn eine dynastische Prägung in dieser frühen Zeit in Meißen schon anzunehmen oder nachzuweisen wäre. In der Roheit der Darstellung steht das Stück etwa auf der gleichen Stufe wie Schwink. 25/26, von deren Machart er sich aber derart eindeutig unterscheidet, daß die gleiche Herkunft nicht erwogen zu werden braucht.



4



5

Die Veröffentlichung des Fundes in seinem jammervollen Zustande hätte sich nicht gelohnt, wenn er nicht lauter unbekannte Stücke enthielte und die Veröffentlichung des Puschwitzer Fundes nicht Anlaß zur Ergänzung durch einen gleichaltrigen Fund geboten hätte, so daß wir jetzt über Konrads von Wettin Brakteatenprägung durch fast doppelt soviel Stempel, wie sie Schwinkowski bei der Abfassung seines großen Zitierwerkes über die meißnischen Brakteaten noch vorlagen, unterrichtet sind.

DER BRAKTEATENFUND VON PUSCHWITZ 1942

Von Walther Haupt

Fundgeschichte:

Ende Oktober 1942 zeigten Schüler in Bautzen einzelne Brakteaten in der Klasse herum. Durch deren Mitschüler erfuhr der zuständige Vertrauensmann für Bodenaltertümer davon, sicherte die Stücke und stellte ihre Herkunft fest. Es trat einmal der seltene Fall ein, daß der Fund vor Zerstreuung bewahrt blieb; der Puschwitzer Bürgermeister brachte den Fund aufs Landratsamt, und einige Tage später kam auch noch ein Rest herzu.

Es wurde festgestellt, daß ein Einwohner aus Puschwitz bei Neschwitz im Kreise Bautzen in der Gemeindesandgrube des Puschwitzer Ortsteiles Wetrow auf Höhe 191,8 im Flurstück 247 Sand abgefahren hatte. Dabei brach ein Stück der unterhöhlten Sandwand ab und ein kugelförmiges Tongefäß rollte heraus; dieses, eine sogenannte „böhmische Flasche“ von rund 14 cm Höhe und Breite mit einem Inhalt von reichlich 1000 ccm, also mehr als einem Liter, war mit dicht übereinandergeschichteten Brakteaten, die in kurzen Rollen geordnet waren, bis an den Rand gefüllt.

Verbleib:

Von den Münzen des Fundes gingen die Unika Nr. 1 und 5 sowie Belegstücke der übrigen Nummern in den Besitz des Staatlichen Münzkabinetts in Dresden über. Die übrige Fundmasse, darunter das Einzelstück Nr. 10, hat geschlossen das Stadtmuseum Bautzen erworben.

Umfang:

Der Fund besteht aus 1433 Brakteaten im Gewicht von 1162 Gramm, das sind nach altem Gewicht reichlich $4\frac{1}{2}$ Prager Mark. Er enthält 14 verschiedene Gepräge. Sieben der Prägungen, darunter drei Einzelstücke, sind bisher unbekannt. Vier Arten kommen je einmal vor, drei weitere Arten sind je zweimal vorhanden. Die Anzahl von 10, 20 und 23 Stück tritt bei drei weiteren Prägungen auf. Die Hauptmasse von 1367 Stück umfaßt nur vier Gepräge in Mengen von mehr als 100, ja über 300 und 600 Stück.

Erhaltung:

Der Fund zeigt ein Bild, wie es nicht leicht ein Brakteatenfund wieder bieten wird. Die Münzen sind von herrlichster Erhaltung. Man könnte von Stempelfrische und Prägeglanz sprechen, soweit dieser Ausdruck bei Brakteaten angebracht ist. Ein einziges Stück macht eine Ausnahme, das mit einem anderen durch Grünspan „verbacken“ war. Es hatte an der Gefäßwand einem Riß gegenüber gelegen; eingedrungene Spuren von Bodenfeuchtigkeit haben die Grünspanbildung hervorgerufen. Alle anderen Münzen blieben vor jedem Angriff der Atmosphärien bewahrt; nennenswerte Mengen von Bodenfeuchtigkeit können in das Gefäß nicht eingedrungen sein. Zu dem Schutz, den das Gefäß bot, trat die günstige Lage der Vergrabungsstelle auf einer Hügelkuppe hinzu, am günstigsten aber wirkt die Bodenart des Untergrunds, der Sandboden der Oberlausitzer Heide, in dem jede Feuchtigkeit rasch versickert, so daß der Münztopf immer im Trocknen stand und die Münzen so erhalten blieben, wie sie vor 800 Jahren unter die Erdoberfläche gelangt waren. Natürlich hat auch der verhältnismäßig kräftige Schrötling der frühen Brakteaten des 12. Jahrhunderts seinen Anteil an der guten Erhaltung, der sich auch dann der Beschädigung widersetzt hätte, wenn die Münzen beim Einbringen in das Gefäß mehr strapaziert worden wären, als es geschehen ist.

Die blanke Oberfläche war lediglich durch einen leichten Hauch getrübt. Dieser übertrug sich beim Durchsehen der Münzen auf die Fingerspitzen und verwandelte sich dort in die Spuren einer dauerhaften dunkelblauen Farbe. Es handelte sich vermutlich um einen Überzug von Chlorsilber, das man ja als Verwitterungsrinde auch auf Münzen des Altertums findet. Jedenfalls möchte man allen Findern und Beobachtern von Brakteatenschätzen für ihre künftigen Funde den gleichen Erhaltungszustand wünschen. Er ist beträchtlich besser als der der meisten Oberlausitzer Groschfundstücke trotz deren widerstandsfähigerem Gepräge.

Alter:

Der Fund gehört zu der Gruppe Oberlausitzer Funde aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie sie uns von Storcha 1799 (Abbildungen bei Becker, Zweihundert seltene Münzen, letzte Tafel), Rodewitz 1844 (S. A. Neues Lausitzisches Magazin von Köhler) und einem unveröffentlichten Kleinfund aus Puschwitz von etwa 1912 bekannt sind. Von dieser Gruppe ist der neue Fund von Puschwitz der älteste. Er enthält ausschließlich Münzen Konrads von Wettin, teils aus seiner meißnischen Münzstätte, teils aus der Bautzner.

Verwandtschaft:

Der Fund weist mit einem Einzelstück (Nr. 1) nach, daß auch, was bisher nicht bekannt war, die meißnische Prägung Konrads von Wettin Fühlung hatte mit den edlen thüringischen und mitteldeutschen Prägungen, die ich als „hohenstaufische Hofkunst“ bezeichnen möchte. Im übrigen prägte Meißen unter Konrad, wie schon bekannt und auch durch den Puschwitzer Fund erneut erhärtet, in einem Stile, der durch die vielen kriegerischen Abzeichen auf den Grenzkampf in der Mark Meißen und erst recht der Oberlausitz hindeutet.

Der Fund führt endlich den Nachweis, daß die älteste Oberlausitzer Prägung, deren Erzeugnisse wir offenbar vor uns haben, von Meißen ausging, ohne böhmischen Einfluß, der bei der Bedeutung der Prager Mark für den ostdeutschen Raum zu erwarten wäre. Wenn schon diese Tatsachen nach den bisherigen Funden anzunehmen waren — denn die böhmischen Herren der Oberlausitz prägten wenige Jahre später in Bautzen ebenfalls nach meißnischem und nicht nach böhmischem Vorbild —, so ist mit dem Puschwitzer Funde, der nicht einen einzigen Böhmen enthält, nun wohl der Beweis erbracht.

Nebenher wird damit die Frage nach der Zuteilung des bekannten Oberlausitzer Sobieslav-Brakteaten der Funde von Rodewitz und Storcha gelöst (Fd. Gotha 479), obwohl er unserem Funde gar nicht beilag: Bisher standen die beiden Möglichkeiten offen, er könne ebenso gut von Sobieslav I. (vor 1144) wie von Sobieslav II. (1173-1179) aus der Bautzner Münze stammen. Damit blieb die Möglichkeit offen, daß die Brakteatenprägung von Böhmen aus in die Oberlausitz hätte eingeführt worden sein können. Da aber im Puschwitzer, dem frühesten aller Oberlausitzer Brakteatenfunde, Prägungen böhmischer Herzöge — und damit natürlich auch der bewußte Sobieslav-Brakteat — fehlen, so kann ohne Gewalttätigkeit angenommen werden, daß er von Sobieslav II. geprägt wurde und daß die erste Oberlausitzer Brakteatenprägung eine meißnische, aber keine böhmische Angelegenheit war.¹⁾

Münzfuß:

Zum ersten Male ist es möglich gewesen, einen geschlossenen Fund Oberlausitzer Brakteaten, der große Mengen der gleichen Münzen umfaßte, zu wiegen. Es zeigt sich, daß nicht nur die gleichartigen, sondern überhaupt sämtliche in größeren Mengen

¹⁾ Siehe aber den neuen Dünnpfennigfund von Kaschwitz, der auch die andere Möglichkeit zuläßt.

vorhandenen Pfennige ein Durchschnittsgewicht von 0,81 g haben. Setzt man dieses Gewicht in Beziehung zur Prager Mark, so ergibt sich für den Durchschnitt ein Ausbringen von 309 Stück auf die Mark. Man darf also wohl, wenn man ein ganzzahliges Verhältnis zwischen Prager Mark und Ausprägung sucht, den Schluß ziehen, daß in der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Bautzner Münze, und wohl auch in den dafür vorbildlichen meißnischen, die Brakteaten ausgebracht wurden nach dem Verhältnis von 5 Schock auf die Prager Mark.

Bildwerk:

Das eine Stück höfischer Kunst, Nr. 1, zeigt einen Ritter zwischen zwei Türmen über einer romanischen Rundbogenbalustrade, in der man wohl die Wiedergabe einer romanischen Fenstergalerie erblickt, wie sie an keinem romanischen Bau fehlt. Die übrigen Münzen zeigen fast sämtlich ihre Bauwerke in Blockbau, der damals gebräuchlichen Bauform für Wehrbauten der östlichen Marken. Man wird diesen Bildern, um mit einem heutigen Ausdruck zu sprechen, eine gewisse Aktualität zubilligen, wenn man bedenkt, daß sie in einer Zeit entstanden, die auf Schritt und Tritt solche Wehrbauten zeigte, in einer Zeit, die sich mit der Eroberung des ostdeutschen Raumes und seiner militärischen Sicherung durch Wehrbauten befaßte. Im gleichen Sinne darf man die Bilder der gepanzerten Herren in Kettenhemd und Beckenhaube, mit Schwert, Speer und Schild deuten, die die Führer der damaligen Ostlandfahrten waren.

Geldwert und Kaufkraft:

Da der Fund dank des Einsatzes der Presse geradezu zu einer Angelegenheit des öffentlichen Interesses wurde, ist es kein Wunder, daß auch die unter Laien gebräuchliche Frage nach dem einstigen Wert und der ehemaligen Kaufkraft gestellt worden ist. Mir ist die Unlösbarkeit dieses Problems bekannt. Ich habe gleichwohl versucht, sie aus den Wertangaben alter Oberlausitzer Urkunden in wissenschaftlich zulässiger Form zu beantworten in dem Sinne, welchen Wert die Geldmenge des Fundes zur Zeit ihrer Vergrabung für den Besitzer gehabt haben könnte. Mir ist klar, daß ich auch damit nur Annäherungswerte bieten kann und daß meine Lösungsversuche nur noch lose Beziehungen zu der oben erwähnten Laienfrage haben.

Wertangaben aus dem 12. Jahrhundert fehlen für die Oberlausitz. Erst in den Jahren 1286 und 1311 treten Wertangaben auf, mit denen etwas anzufangen ist; denn die häufigeren Verkaufsurkunden von Dörfern sind mit ihren Wertangaben zu sehr von der heute unbekanntem Größe und Bewohnerzahl der Siedlungen abhängig, als daß man sie heranziehen dürfte. Aus dem Jahre 1286 jedoch wird beurkundet, daß drei Bauern aus Pietzschwitz bei Bautzen sich für insgesamt zehn Mark samt ihren Nachkommen aus der Leibeigenschaft freikaufen. Es ist anzunehmen, daß der gezahlte Kaufpreis in naher Beziehung steht zu dem Lohnwerte der lebenslänglichen Bauernarbeit eines erwachsenen Menschen. Demnach entspricht der Wert des Fundes mit seinen $4\frac{1}{2}$ Mark reichlich der lebenslänglichen Bauernarbeit eines erwachsenen Mannes. Dabei kann man annehmen, daß um 1150 der Geldwert höher und die menschliche Arbeitskraft niedriger bewertet wurde als 1286. — Weiter kaufte im Jahre 1311 die Stadt Löbau von dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg den über 400 Hektar Wald umfassenden Kottmarberg für 80 Mark Silber. Ein Hektar Wald errechnet sich danach auf eine Fünftel-Mark oder 62 Brakteaten, d. h. für einen Brakteaten erhielt man 161 qm Wald. Natürlich darf man nicht an den heutigen Forst, sondern an Urwald, bestenfalls an eine Art Bauernbusch denken. Daß man jedoch vom Waldpreis aus nun nicht etwa ausrechnen kann, der Pfennig sei damals soundsoviel wert gewesen, ist dem Kenner eine Selbstverständlichkeit.

Übersicht:

An die Spitze der Münzbeschreibungen stelle ich eine Übersicht der Anzahlen und Gewichte.

Laufende Nummer	Anzahl Stück	Gesamtgewicht Gramm	Durchschnittsgewicht Gramm
1	1	0,78	0,78
2	1	0,82	0,82
3	2	1,2	0,6
4	20	16,0	0,8
5	1	0,61	0,61
6	10	8,46	0,85
7	3	2,42	0,8
8	665	539,46	0,81
9	3	2,48	0,83
10	1	0,8	0,8
11	278	225,8	0,81
12	308	251,0	0,81
13	117	94,02	0,8
14	23	18,83	0,799
15	1	0,8	0,8
	1434	1163,03	0,811

Münzbeschreibung: S. Münzbilder auf Tafel 29!

MARK MEISSEN

Konrad von Wettin (1127—1156)

1. o C o V o N o R o A o T o V o S — M o A o R o C o H o I o O o + (Cunratus marchio.) Hüftbild des Markgrafen von halbrechts in Kettenhemd und Beckenhaube mit geschultertem Schwert und Fahnenpeer (Leitfahne) über einem romanischen Bogengang und zwischen zwei Wendeltürmen. Im Felde verteilt drei quadratische Kreuze und zwei Ringel. Münzkabinett Dresden.

Von schönstem Stil. 1 Stück — 0,78 g — 30 mm.

Schwinkowski —. Kat. Löbbecke —. Vgl. Kat. Bahrfeldt 29 = Anhalt, Kat. Bahrfeldt 2385 = Gandersheim, Kat. Löbbecke 581 = Erfurt, Kaiser Konrad III., Kat. Löbbecke 395 und 397 = Anhalt.

Dieser Brakteat von edelstem und schönstem Stil erweist, daß bereits unter Konrad von Wettin der höfische Stil der Hohenstaufenzeit in die Brakteatenprägung Meißen's Einzug gehalten hatte, den man bisher erst unter Otto dem Reichen nachweisen konnte. An den bisher bekannten Brakteaten Konrads war zwar eine ungemein kraftvolle, aber technisch gesehen handfeste bis rohe Kunstfertigkeit festzustellen.

Das Bild des Münzherrn zwischen zwei Türmen über einer Reihe romanischer Rundbogen ist nicht selten; man findet dieses Bild in offenbar gegenseitiger Anlehnung auch für Anhalt, Gandersheim und Erfurt. Am aufschlußreichsten ist die Ähnlichkeit mit dem Erfurter Kaiserbrakteaten Löbbecke 581. Um den zwar gebräuchlichen, aber viel zu blassen Ausdruck „gleiche Fabrik“ zu vermeiden, sei festgestellt, daß beide Stücke offensichtlich von gleicher Hand mit dem gleichen Werkzeug (Punzen und Stichel) hergestellt sind. Es scheint, als ob beide Stempel ein wandernder Stempelschneider nach Art des bekannten Luteger geschnitten hätte, der erst für die kaiserliche Münzstätte in Erfurt das Prägeisen herstellte, um dann für Konrad von Wettin zu arbeiten oder meinethalben auch in umgekehrter Reihenfolge. Die schöne Münze war bisher unbekannt.

2. + MA \approx HIO CON \approx AD \circ

Der Markgraf von vorn steht in Kettenhemd und Beckenhaube mit Schwert und Speer zwischen zwei dreizinnigen, gemauerten Türmen. Über den Türmen je ein Stern; im Felde zwei Ringel, unter der Schwerthand ein Kreuz.

In archaischem Stil. 1 Stück — 0,82 g — 33 mm.

Schwink. 18. Löbb. 501.

3. + MARHIO CONRADVS

Der Markgraf von vorn steht in Kettenhemd und Beckenhaube mit Schwert und auswärts wehender Leitfahne sowie mit einem schräg gehaltenen normannischen Schild. Beiderseits der Füße schön geschwungenes Rankenwerk.

In archaischem Stil. 2 Stück = 1,2 g — Durchschnittsgewicht 0,6 g — 29 mm.

Schwink. 17. — Kat. Bahrfeldt 1300 (= Fund Trebatsch).

Dieser Stempel scheint von der gleichen Hand herzurühren wie Nr. 2. Eine besondere Feinheit ist die zierliche Ranke beiderseits der Füße des Markgrafen. Bahrfeldt weist a. a. O. darauf hin, daß der Brakteat im Fund von Trebatsch vorkam.

4. SVDA \approx HOE OIH \approx AM (= Marchio Conradus, rückläufig).

Zwischen zwei auswärts wehenden Leitfahnen steht der barhäuptige Markgraf von vorn im Kettenhemd, schultert das Schwert und hält mit der Linken die eine Leitfahne (Fahnenpeer). Von leicht entstelltem archaischen Stil. 20 Stück = 15,96 g — Durchschnittsgewicht 0,8 g — 30 mm.

Schwink. — Löbb. — Bisher unbekannte Neuerscheinung.

Eine Neuheit scheint dieses Stück mit seiner rückläufigen, im übrigen aber einwandfreien Umschrift. Vielleicht lohnt einmal eine sprachgeschichtliche Untersuchung, ob die bei den Stücken 2 bis 4 auftretende Schreibung MARHIO mit H statt CH auf eine räumlich begrenzte mundartliche Ausspracheform oder auf eine rechtschreibliche Gepflogenheit (vgl. dagegen die Inschrift bei Nr. 1, auch in der Namensform Cunratus gegen Conradus!) oder einfach auf einen Nachbildungsfehler zurückzuführen ist.

In der sehr primitiven Darstellungsweise von Kopf und Gesicht kann das Stück als eine Übergangsform zu den Stücken Schwink. 25 und 26 gelten, die man beileibe nicht als rohe, ungeschickte Vorläufer späterer besserer Prägungen ansehen soll, sondern vielmehr als von ungeschickter Hand ausgeführte plumpe Versuche eigener Gestaltung an Vorbildern von gewandter Hand.²⁾

5. + D.O.T.... R.H.I.O.Ē.2.

Zwischen zwei Holztürmen mit Spitzdach steht der Markgraf von vorn mit Kettenhemd und Beckenhaube; er hält in der Rechten eine Leitfahne und in der Linken einen Palmenzweig (Feder? Geweihstange?).

Münzkabinet Dresden.

Von leicht entstelltem archaischem Stil. 1 Stück — 0,61 g — 30 mm.

Schwink. — Löbb. — Bisher unbekanntes Stück.

Wenn für diese Frühzeit schon dynastische Beischläge nachgewiesen wären, könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß man einen solchen vor sich hätte.

Von besonderer Art, auch wieder von anderer Hand herrührend als alle genannten Stücke, zeigt dieser Brakteat als erster von dreien den Palmenzweig in der Hand des Fürsten; wir finden ihn wieder auf den von zwei weiteren verschiedenen Herstellern stammenden Stücken Nr. 7 und Nr. 11. (Vgl. den Palmenzweig auf Brakteat des Jakza von Köpenick, Kat. Bahrfeldt 18 und Kat. Löbbecke 420!) Ob die Palme im Sinne der mittelalterlichen Bildsymbolik, als Gegenstück zu der Waffe in der anderen Hand, als Sinnbild des Friedens oder des im Mittelalter überragend wichtigen sicheren Geleites zu deuten ist, steht dahin. Sehr viel hat auch für sich, sie als Kreuzfahrerabzeichen zu erklären. Als Fabrikmerkmal oder gar als Münzstättenabzeichen (nach Art des Strehlaer Pfeiles etwa) möchte ich ihm bei den Münzen des Puschwitzer Fundes nicht deuten; dazu ist das Zeichen zu allgemein und die Machart der Gepräge, die die Palme führen, zu verschieden.

Zu den Palmenzweigen auf den Münzen Nr. 5, 7 und 11 machte mich der damalige Leiter des Staatlichen Münzkabinetts Dresden, Herr Dr. Günther, auf die wahrscheinlichste Deutung

²⁾ Vergleiche jedoch den zu anderen Ergebnissen führenden Befund aus dem Fund von Kaschwitz!

als Zeichen einer vollbrachten Pilgerfahrt nach Jerusalem aufmerksam und legte mir nahe, sie zur Gewinnung eines terminus post quem heranzuziehen. Denn wenn das Jahr der Pilgerfahrt feststeht, ist auch das frühest mögliche Prägejahr der Münzen mit Palmenzweig gewonnen. Nun lesen wir bei Köttschke-Kretzschmar, Sächsische Geschichte, I. Bd. S. 75: „Im Jahre 1145 unternahm Konrad mit wenigen Begleitern aus sächsischen Landen eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, damals ein nicht ganz ungefährliches Unternehmen.“ Daraus ergibt sich, daß die drei Münzen nicht vor 1145 entstanden sein können. Daß sie nicht viel später, sondern noch unter dem Eindruck der Pilgerfahrt entstanden sein werden, ist anzunehmen. Beides stimmt mit der sonstigen Alterszusammensetzung des Fundes zusammen. Bei genauerer Betrachtung ist unter dem Halse des Markgrafen ein umgehängtes kurzarmiges Kreuz zu beobachten, wohl das gleiche Kreuzzugabzeichen wie auf Nr. 11, das wahrscheinlich mit der Beteiligung Konrads am Wendenkreuzzug zusammenhängt.

Mit der Schrift ist nicht viel anzufangen; sie erinnert mit ihren Anfangsbuchstaben an Schwink. 15. Es kann eine versuchte Schriftnachbildung eines leseunkundigen Stempelschneiders vorliegen; doch warum soll sie nicht auch dem lesekundigen Betrachter im Mittelalter etwas bedeutet und einen Sinn gehabt haben, der heute verlorengegangen und aus den Abkürzungen heute nicht mehr zu erschließen ist?

6. Ohne Schrift.

Der Markgraf von vorn in Kettenhemd und Beckenhaube steht mit geschwungenem Schwert und erhobener Leitfahne, deren drei Zipfel durch acht Ringel betont sind. Im Felde verteilt elf Punkte.

Doppelter Perlenreif.

In ziemlich entstelltem archaischen Stil. 10 Stück = 8,46 g — Durchschnittsgewicht 0,85 g — 29 mm.

Schwink. — Löbb. —

Die Bilder 6 und 7 sind von gleicher Hand und gehen auf den gleichen Urheber zurück wie Schwink. 19. Wir finden auf unserem Stücke eine sehr entstellte und unsymmetrische Wiedergabe des Kopfes, wie Nr. 4, sie kann als Übergangsform, als erste Stufe der Verwilderung, auf dem Wege zu den ganz entarteten Stücken Schwink. 25 und 26 angesehen werden. Auch die Wiedergabe der Fahne weicht vom Gebräuchlichen ab, indem die Fahnenzipfel durch Einschlag von Perlpunzen betont sind, die einem ungeübten Beschauer das Bild der Fahne unkenntlich machen.

7. Ohne Schrift.

In einem doppelten Perlenkreis steht der Markgraf von vorn in Kettenhemd und Beckenhaube mit Leitfahne und Palmenzweig. Im Felde verteilt elf Ringel.

In archaischem Stil. 3 Stück = 2,42 g — Durchschnittsgewicht 0,8 g — 29 mm.

Schwink. — Löbb. —

Das bisher unbekannte Stück zeigt den Palmenzweig wie Nr. 5 und Nr. 11. Auch hier ist die Deutung als Feder oder als Geweih möglich, doch scheint mir die ungezwungenste Deutung doch der Palmenzweig mit seiner bei Nr. 5 angedeuteten Symbolik zu sein.

OBERLAUSITZ

Konrad von Wettin (1144—1156)

8. Ohne Schrift.

In einem Zickzackrahmen von Flechtbandmuster steht ein von drei Zinntürmen gedecktes Burgtor mit zwei offenstehenden Torflügeln und dreiteiligen Torangeln.

665 Stück = 539,46 g — Durchschnittsgewicht 0,81 g — 32 mm.

Schwink. 38.

Dieser schöne und in seiner prächtigen Umrahmung einzigartige Brakteat ist es, der dem ganzen Puschwitzer Funde sein Erscheinungsbild gibt; denn kaum weniger als die Hälfte, nahezu 700 Stück sind es, die er davon enthält. Er gilt von Anfang an unbestritten als Oberlausitzer, da er in allen drei bisherigen Oberlausitzer Funden dieser Zeit vorkommt.

Er und noch zwei andere Stücke (Puschwitz Nr. 9 und Schwink. 37) haben 32 mm Durchmesser gegen höchstens 28 mm aller anderen bekannten Oberlausitzer des 12. Jahrhunderts. Zieht man noch die schöne Umrandung in Betracht, so kann man wohl von einer besonderen Hervorhebung dieser Prägung sprechen. Wenn man diese nicht für einen Zufall, sondern für beabsichtigt halten will, dann kann man etwa die gleichaltrigen Oberlausitzer Urkunden zur Erklärung heranziehen.

Ich gehe davon aus, daß zwar Burgtürme auf frühen Brakteaten ein häufiges Bild sind, daß sie aber in der Dreizahl weniger häufig, um nicht zu sagen selten sind.

Nun überliefert eine Urkunde von 1144 wehrtechnische Maßnahmen Konrads von Wettin, die er bei Übernahme der Herrschaft über die Oberlausitz getroffen hatte. Er ließ unter anderem die Bautzner Burg durch drei neue Wehrtürme (stupas) verstärken oder wieder instandsetzen und richtete den Wachtdienst neu ein. In der erwähnten Urkunde (Codex diplomaticus Lusatiae Superioris Band I. Urkunde IX. S. 20) vereinbart Konrad mit dem Bischof von Meißen, daß er zum Bau seiner drei Türme und zum Wachtdienst auch die bischöflich Meißnischen Untertanen der Oberlausitz (aus den Burgwardgebieten Doberschau und Göda) heranziehen dürfe.

Es wird hoffentlich nicht den Vorwurf der Phantasterei hervorrufen, wenn ich annehme, daß erst nach der Fertigstellung der neuen Wehranlagen und der Neuorganisation der Burgverteidigung die Voraussetzungen zu einer Aufnahme der Münzprägung, das heißt, zur ersten Einführung der Münzprägung in der Oberlausitz überhaupt, gegeben waren.³⁾ Konrad begann nun seine Münzprägung mit einer Münze, die die Grundlage oder Voraussetzung der Aufnahme einer eigenen Oberlausitzer Geldprägung darstellte, die fertiggestellte neue Wehranlage in Form der „tres stupas“ der Urkunde. Daß der Stempelschneider alle seine Fähigkeiten glänzen ließ, ist verständlich; ihm verdanken wir das prächtige Münzbild mit den drei Türmen der Bautzener Burg in besonders schöner Ausführung und besonderer Größe. Nur noch zweimal (oder nicht viel öfter) prägte man in Bautzen mit dem gleichgroßen Schrötling (Puschwitz 9 und Schwink. 37); später sparte man Mühe und Arbeit und verkleinerte, bei gleichbleibendem Stückgewicht, aber vermindertem Arbeitsaufwand bei der technischen Zurichtung den Schrötling auf 28, 27 und 26 mm, und diese Größe behielten später auch die böhmischen Herzöge bei, die als Landesherren der Oberlausitz in Bautzen prägten.

Ich nehme auch noch weiterhin an, daß Konrad für seine erste Prägung eine beträchtliche Menge Silbers ausmünzen ließ; diese erstgeprägten Münzen bildeten auch späterhin den Grundstock des Oberlausitzer Geldumlaufes. Denn die Pflicht zur alljährlichen Einwechslung der Brakteaten gegen neue blieb offenbar auch hier, wie überall andernorts, ein frommer Wunsch, wenn in dieser Frühzeit überhaupt schon besonderer Nachdruck darauf gelegt wurde. Das erklärt die verhältnismäßige Häufigkeit des vorliegenden Brakteaten, der nicht nur in diesem Funde, sondern auch in den Sammlungen und im Handel am häufigsten vorkommt. Die späteren Ausmünzungen sind bestimmt nicht mit der gleichen Silbermenge wie bei unserem Stück vorgenommen worden, und es braucht nicht nur eine Folge der Zusammensetzung der Funde zu sein, wenn all diese späteren Prägungen beträchtlich seltener sind, sondern umgekehrt kann die Seltenheit in den Funden und Sammlungen auf eine zahlenmäßig geringere Ausprägung zurückgehen.

9. ΕΠΙΟΓΜΒΑΥCΝΟ + (Trugschrift).

Burganlage mit zwei spitzdachigen Türmen, Palisadenringmauer und zwei Reihen von Mauerzinnen. Oben zwischen den Türmen die strahlende Sonne.

3 Stück = 2,48 g — Durchschnittsgewicht 0,83 g — 32 mm.

Schwink. 34.

Wegen der Größe des Schrötlings — s. die Bemerkung zu Nr. 8! — halte ich auch dieses Stück für eine der allerersten Bautzner Prägungen. Wegen seiner auffallenden Umschrift, die wohl ganz oder zum überwiegenden Teile verderbt ist, glaubte Köhler 1850 den Brakteaten einem Bischof von Olmütz zuweisen zu dürfen; die Buchstabengruppe EPI OΓMV schien dies nahelegen. Heute zweifelt niemand mehr, seiner ausschließlichen Oberlausitzer Fundorte Rodewitz, Storcha, Puschwitz und Puschwitz wegen, an seiner Entstehung in der Bautzener Münze. Wegen der Umschrift verweise ich auf den Meißner Brakteaten Schwink. 16, mit dem sie in ihrem letzten Teil weitgehend übereinstimmt.

Schwink. 16 ΔΕΜΓSΑΥCΝΟ.

Schwink. 34 ΕΠΙΟΓΜΒΑΥCΝΟ.

Die Münze zeigt das vorgeschichtlich bedeutsame Bild einer vollständigen Burganlage mit Wehrtürmen, Palisadenzaun und Zinnen als Ergänzung zu Nr. 8, die den Nachdruck auf das Burgtor legt.

³⁾ Siehe aber Fund Kaschwitz!

10. Ohne Schrift.

Burg mit Steinmauer und vier Türmen, zwei seitlichen und einem rückwärtigen mit Zinnen und einem vorderen mit Spitzdach. Über dem rückwärtigen Turm die Mondsichel, daneben zwei Sterne.

Stadtmuseum Bautzen.

1 Stück — 0,8 g — 28 mm.

Schwink. — Vgl. Fd. Gotha 487 (= Oberlausitz) und Löbb. 434 (= Brandenburg).

Diese Münze, eine Neuheit und sogar ein Unikum, paßt sich mit ihrer Darstellung dem gebräuchlichsten Bautzner Münzbilde, der Burg, an. Neu wäre die Darstellung der Burg mit vier Türmen, wenn nicht bereits Buchenau einen viertürmigen Brakteaten (eine offenbare Anlehnung an den Brandenburger Löbb. 434) nach der Oberlausitz gelegt hätte (Gotha 487). Am einfachsten erklärt man den Neuling, nach Machart, Gewicht und Fundort, für einen Oberlausitzer. Wenn jedoch jemand glaubt, Grund zu haben, ihn als Prägung Ottos I. von Brandenburg (1170—1184) oder für einen Meißner (in Anlehnung an Schwink. 21) halten zu müssen, so will ich mich wegen dieses ungewissesten aller Puschwitzer Brakteaten nicht streiten.

Für die Entstehung in einer Oberlausitzer Münzstätte spricht jedoch sehr die Verwendung einer kleinen Ringelpunze zur Verzierung des Zwischenraumes zwischen den beiden einfassenden Perlenkränzen. Es scheint dazu das gleiche Gerät verwendet zu sein wie auf den unbezweifelten Bautzner Stücken Nr. 8, 9, 11 und 14, wohl auch auf den Kettenhemden der Nummern 12 und 13.

11. Ohne Schrift.

Drei Türme mit Spitzdächern stehen auf einem großen Bogen. Im Felde verteilt sind vier Punkte und zwei Sterne. Unter dem Bogen steht das Hüftbild des Markgrafen mit Beckenhaube und Kettenhemd von vorn, mit erhobenem Schwert und Palmenzweig in den Händen und einem großen, umgehängten Kreuz.

278 Stück = 225,8 g — Durchschnittsgewicht 0,81 g — 28 mm.

Schwink. — Löbb. —

Dieser Brakteat, dessen Bild in seinen Einzelheiten und seiner Zusammenstellung für die Oberlausitz neu, aber sonst nicht ungewöhnlich ist, war bisher unbekannt. Er ist durch seine fast 300 Stück in einem Funde für das Fundgebiet Oberlausitz gesichert. Er zeigt wieder den Palmenzweig in der linken Hand des Markgrafen. Daß dieser ein sehr großes Kreuz umgehängt trägt, ist ungewöhnlich. Da es doch wohl einen Sinn hat, so sieht man darin vielleicht mit Recht ein Zeichen der Beteiligung an einem Kreuzzuge, womöglich am Wendenkreuzzug in Norddeutschland, an dem Konrad von Wettin teilgenommen hatte. Dessen Jahreszahl 1147/48 paßt gut zu der Altersansetzung des ganzen Fundes, den ich nicht weit über 1150 hinaus ansetzen möchte. Ein gleiches, wenn auch weniger auffälliges Kreuz trägt der Markgraf auf dem Brakteaten Nr. 5.

Eine auffallende Einzelheit läßt die Beckenhaube des Ritters erkennen: rechts und links scheinen die beiden Hälften eines Helmbandes erkennbar zu sein, die rechte einfach, die linke am unteren Ende dreigespalten; man könnte an die Andeutung einer Verschußspange denken. Es wäre wohl überhaupt einmal lohnend, die mittelalterlichen bzw. frühdeutschen Münzen als Bildurkunden für mittelalterliche Bekleidung und Bewaffnung zu untersuchen, wie es erfolgreich für frühdeutsche Bauweise (beispielsweise durch W. Frenzel in Bautzen) geschehen ist.

12 Ohne Schrift.

Der Markgraf von vorn in Kettenhemd und Beckenhaube steht mit dem erhobenen Schwert in der Rechten, die Linke hält die Leitfahne schräg vor den Leib. Unter den Fahnenzipfeln die Buchstaben V O (= Trugschrift?). Im Felde verteilt 19 Punkte und vier Sterne.

308 Stück = 251,8 g — Durchschnittsgewicht 0,815 g — 27 mm.

Schwink. 28.

Dieser Ritterbrakteat ist schon seit den Funden von Storcha und Rodewitz bekannt. Es gibt dazu — als einmaliges Stück — im Bautzner Museum einen Hälbling von Purschwitz (Schwink. 29).

Seine Oberlausitzer und damit Bautzner Herkunft — denn eine Görlitzer Münzprägung ist erst seit etwa 1230 zu erwarten — war schon aus seinen bisherigen Fundorten anzunehmen, wird aber durch sein hundertweises Auftreten zur Gewißheit. Ältere Forscher und neuer-

dings wieder Buchenau suchten die beiden Schriftzeichen V O zur Deutung heranzuziehen. So riet Köhler 1850 auf einen Herrn zu Vohburg. Das O jedoch ist durch einen zentrisch angebrachten Punkt als Schmuckform gekennzeichnet. Das V will Buchenau als Abkürzung für Wratislav (Herr der Oberlausitz nach Konrad von Wettin) oder für Ulrich, den Bruder Sobieslavs II., deuten. Es könnte ebensogut ein entstelltes C sein und Conrad bedeuten, wenn man es nicht auch einfach als Schmuckform ansehen will. Da der Fund keine anderen erkennbaren Böhmen enthält, sondern früheren Jahren angehört, möchte ich dieses Stück der Bildähnlichkeit halber als Bautzner Prägung Konrads von Wettin ansprechen.

13. Ohne Schrift.

Der Markgraf von vorn steht mit Kettenhemd und Beckenhaube zwischen zwei Türmen. Die Rechte greift nach dem Schwert, die Linke hält die Leitfahne. Der Unterbau der Türme besteht aus Steinquadern, der Oberteil trägt ein Spitzdach. Im Felde oben ein Stern und ein quadratisches Kreuz.

117 Stück = 94,02 g — Durchschnittsgewicht 0,8 g — 26 mm.

Schwink. 30.

Zu diesem Stück ist das gleiche zu sagen wie zu Nr. 12: Gleiche Fundorte; durch massenhaftes Auftreten — über 100 Stück — im Puschwitzer Fund als Bautzner Prägung erwiesen; Zuweisung besser an Konrad von Wettin als an einen böhmischen Landesherrn der Oberlausitz. An diesem Stück und den Nummern 11 und 12 sollte man einmal, an scharfgeprägten Exemplaren, durch stark vergrößerte Teilaufnahmen feststellen, ob sich an gleichen Unregelmäßigkeiten der Ringel aller drei Brakteaten erkennen läßt, daß zur Herstellung der Prägstempel die gleiche Punze verwendet wurde, wie ich annehmen möchte.

14. Ohne Schrift.

Zwei Balkentürme mit Spitzdach erheben sich auf einer Mauer aus gekreuzten Balkenschichten, aus dieser wächst ein Baum mit vier Ästen; über dem Baum ein Phönix oder Greif. Im Felde verteilt neun Ringel, die strahlende Sonne und ein Zauberknoten.

23 Stück = 18,38 g — Durchschnittsgewicht 0,8 g — 26 mm.

Schwink. 41.

Dieser Brakteat, bekannt durch seine Abbildung und Deutung in Friedensburgs Symbolik der Mittelaltermünzen, zeigt eines der eigenartigsten Münzbilder. Es bildet einen ausgezeichneten Beleg für die Günthersche Hypothese über die Entstehung der Brakteaten aus altem, auf heidnische Zeiten zurückgehenden Volkstum. Friedensburg will in dem Vogel den Phönix sehen, wie er Holz zu seiner Selbstverbrennung sammelt. Daß jedoch auch die Deutung auf den vierfüßigen Vogel Greif erlaubt ist, beweist ein Blick auf die Abbildung; daß dem meißnischen Münzstempelschneider die Vorstellung des Greifen nicht fremd war, zeigt der Brakteat Schwink. 120.

Die Münze ist jedoch auch eine der wichtigsten frühgeschichtlichen Bildurkunden, die Aufschluß gibt über die Bauweise frühdeutscher Holzburgen im Ostland. Man erkennt an den Türmen und ihrem Unterbau Blockbau aus einfach gelegtem oder kreuzweise geschichtetem Holzwerk; der daraus wachsende Baum deutet auf die Füllung des Holzwerkes mit Erdreich, das heute, nach dem Verschwinden der zusammenhaltenden Holzschichten, einzig übrig ist und seiner wall- oder schanzenförmigen Lagerung wegen unter dem Namen „Burgwall“ bekannt ist.

15. Ohne Schrift.

Unter einem großen Torbogen mit vier Zinnen steht zwischen zwei gemauerten Spitztürmen der Markgraf in Kettenhemd und Beckenhaube mit Fahnenpeer und Palmenzweig in den Händen. Machart von Puschwitz 5. Bisher unbekanntes, einziges Stück.

1 Stück — 0,740 g — 31 mm. Schwink. — Löbb. —

Dieses Stück ist unlängst im Handel aufgetaucht unter Umständen, die seine Verwandtschaft mit dem Puschwitzer Funde wahrscheinlich machen. Es ist eine weitere unbekannte Prägung Konrads von Wettin und, da nur einmal bekannt, recht selten.

Eine Abbildung der Münze wird bei der Veröffentlichung des Kaschwitzer Fundes mit vorgelegt werden.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf den Fund in seiner Gesamtheit, so ist es gewiß bedauerlich, daß er so wenig reichhaltig und dafür so fast ermüdend gleichartig ist. Doch gibt gerade seine Gleichartigkeit einmal einen Einblick — soviel mir bekannt ist, erstmalig — in den Münzfuß der früheren Brakteaten, fünf Schock aus der Prager Mark, und zum andern den Aufschluß, daß die älteste Oberlausitzer Prägung eine rein meißnische Angelegenheit ist, die sich ohne jeden anderen als rein deutschen Einfluß vollzog.

DAS MÜNZGEFÄSS VON PUSCHWITZ

Von Werner Coblenz

Da die 1943 geplante Veröffentlichung münzdatierter sächsischer Keramik nicht zustande kam und der Puschwitzer Fund hier in seiner Gesamtheit vorgelegt werden soll, folgt die kurze Bekanntgabe des Münztopfes (Tafel 30). Es soll dabei auf weitere formvergleichende Betrachtungen verzichtet werden, um anderen eingeleiteten Arbeiten nichts vorwegzunehmen. Die Beschreibung des weiten flaschenförmigen Gefäßes ist kurz zu umreißen:

Der verhältnismäßig breite Boden ist ein wenig eingezogen, der kugelförmige Gefäßkörper geht mit leichtem Absatz in einen an der Mündung verhältnismäßig engen Kegelhals über. Die Lippe ist rundlich. Drehscheibenarbeit. Schmale Gurtspirale mit mehr als neun Windungen von der Schulter bis unter den größten Gefäßumfang. Bodenkreuz aus zwei rechtwinklig zueinanderstehenden niedrigen Leisten, einer sehr schmalen und einer stärkeren, die beide nach den Enden zu spitz auslaufen.

Gut erhalten. Beschädigung nur durch Sprünge und Absplitterung. Hellbraun, graubraun gefleckt. Ziemlich dicker geglätteter Überfang. Hart gebrannt. Mit Sand gemagert.

Maße: Höhe 13,25—13,35 cm; Mündungsdurchmesser 5,7—5,8 cm; Halsansatz-Durchmesser 8,3 cm; größte Weite 14,55—14,7 cm; Bodendurchmesser 10,2—10,3 cm; Wandstärke 0,6 bis 1,0 cm; Bodendicke 0,85—0,90 cm. Fassungsvermögen 1070 ccm (Maße nach H. Dengler †).

Museum Bautzen (S.: 487/42). Tafel 30.

Durch die Münzdatierung auf 1150 steht uns mit dem oben beschriebenen Gefäß wieder ein Baustein zur Feingliederung der spätslawischen Keramik zur Verfügung. Leider ist nun unsere Gefäßform nicht eine in ihrer räumlichen Umgebung übliche. Ebenso macht die Zuweisung zu dem Typ der „Böhmischen Flasche“¹⁾ einige Schwierigkeiten, da zumindest die Kragenbildung des Randes vollkommen fehlt. Es gibt sicher Verbindungen zu den Zylinderhalsgefäßen wie Litten²⁾ oder in der Form des Gefäßkörpers zu Typen wie Schechowitz³⁾, wie überhaupt die plumpe Gefäßform in Slaw. III oft erscheint. Die weite Spiralgurtung (mit schmalen Gurrinnen) ist in der Oberlausitzer spätslawischen Gruppe⁴⁾ sehr häufig und neuerdings durch einen weiteren münzdatierten Gefäßfund mit der sicheren Zeitangabe um 1130 faßbar⁵⁾. Die weite Spiralgurtung mit wenig Windungen in einer begrenzten Zone auf Schulter und Bauch kennzeichnet die Oberlausitzer Spätgruppe, die von Knorr allgemein ins 12. Jahrhundert gesetzt wurde⁶⁾. Das Bodenkreuz als weiteres Kennzeichen unseres Gefäßes soll nur nochmals kurz erwähnt werden, da es wiederum in einer starken Häufung in der Oberlausitzer Spätgruppe vorkommt⁷⁾. Hier treten die Bodenzeichen in den mannigfachsten Formen und Kombinationen auf. Trotzdem ist unser einfaches Kreuz keine Seltenheit⁸⁾. Die schon Knorr aufgefallene Übereinstimmung der Verbreitung von Gurtung und Bodenzeichen wird hier an einem einzigen Stück nochmals bestätigt.

¹⁾ Etwa H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder, 1937, Tafel 9; J. Schranil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, Tafel LXVII, 18 und 26. Einsicht in die neueren slawischen Keramiken war leider nicht möglich.

²⁾ W. Frenzel, Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz, 1929, Abb. S. 124 oben; — ders., Vorgeschichte der Lausitzen, 1932, Tafel 32, 14; — Knorr, a. a. O., Tafel 4, 7; verwandt damit Tafel 3 IIb.

³⁾ W. Frenzel, Bilderhandbuch, S. 130, Abb. oben.

⁴⁾ Zum Beispiel W. Frenzel, Bilderhandbuch, S. 125, Abb. oben links und rechts; — ders., Vorgeschichte der Lausitzen, Tafel 30 unten 4, 7 und 9; Tafel 31, 1, 2, 7 und 8; Tafel 32, 4, 6, 8, 9, 14 und 17. — Knorr, a. a. O., Tafel 3 IIb und c; u. a. m.

⁵⁾ Kaschwitz, Kreis Kamenz; Veröffentlichung in Vorbereitung.

⁶⁾ Zum Beispiel Knorr, a. a. O., 69 und 67, Abb. 43.

⁷⁾ Knorr, a. a. O., 101.

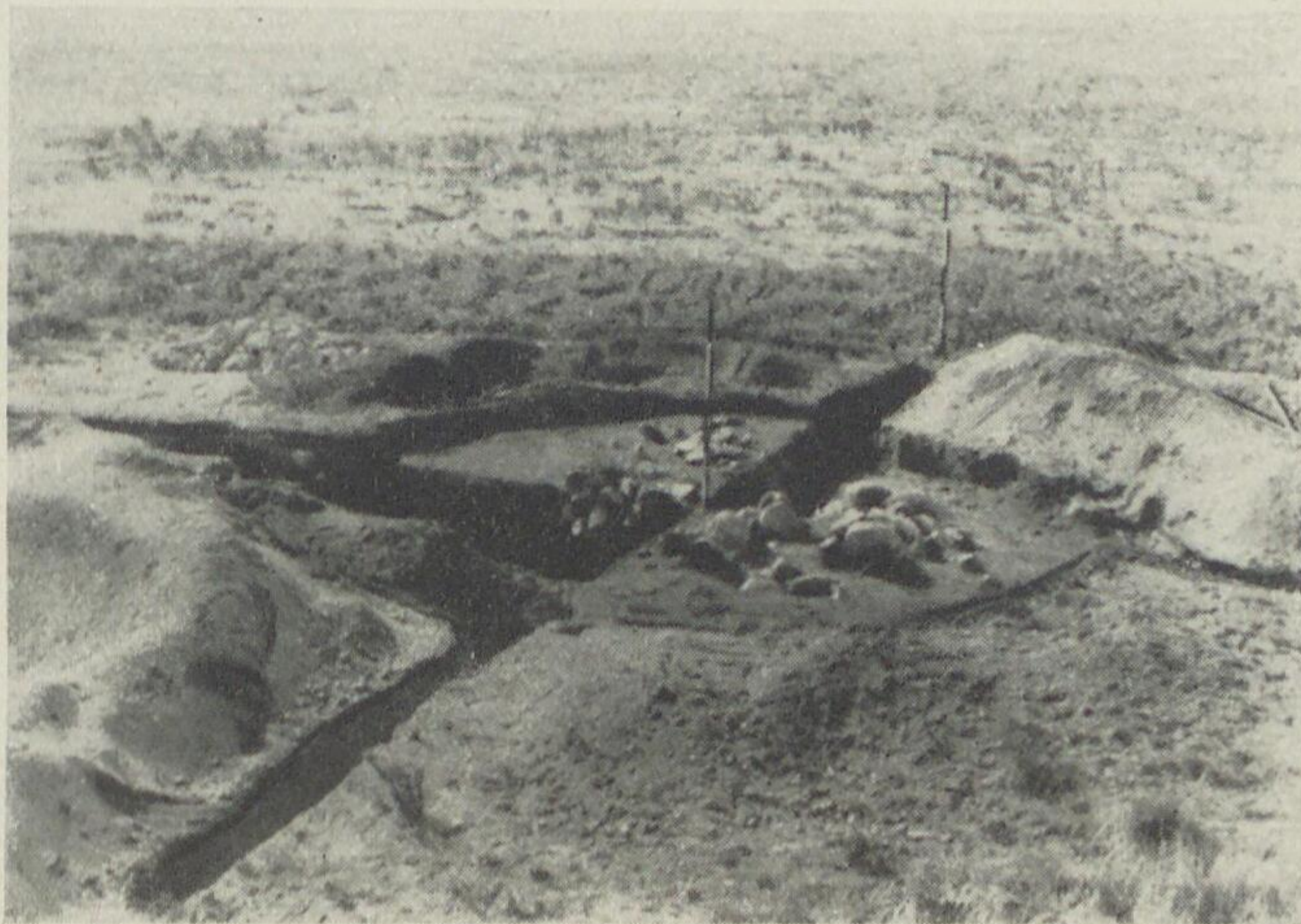
⁸⁾ Zum Beispiel Coblenz b. Bautzen (doppeltes Kreuz): Frenzel, Bilderhandbuch 116, Abb. oben; ders., Vorgeschichte der Lausitzen, Tafel 33 unten. — Köpenick; Knorr, a. a. O., Tafel 11a.

Berichtigungen

Es muß heißen

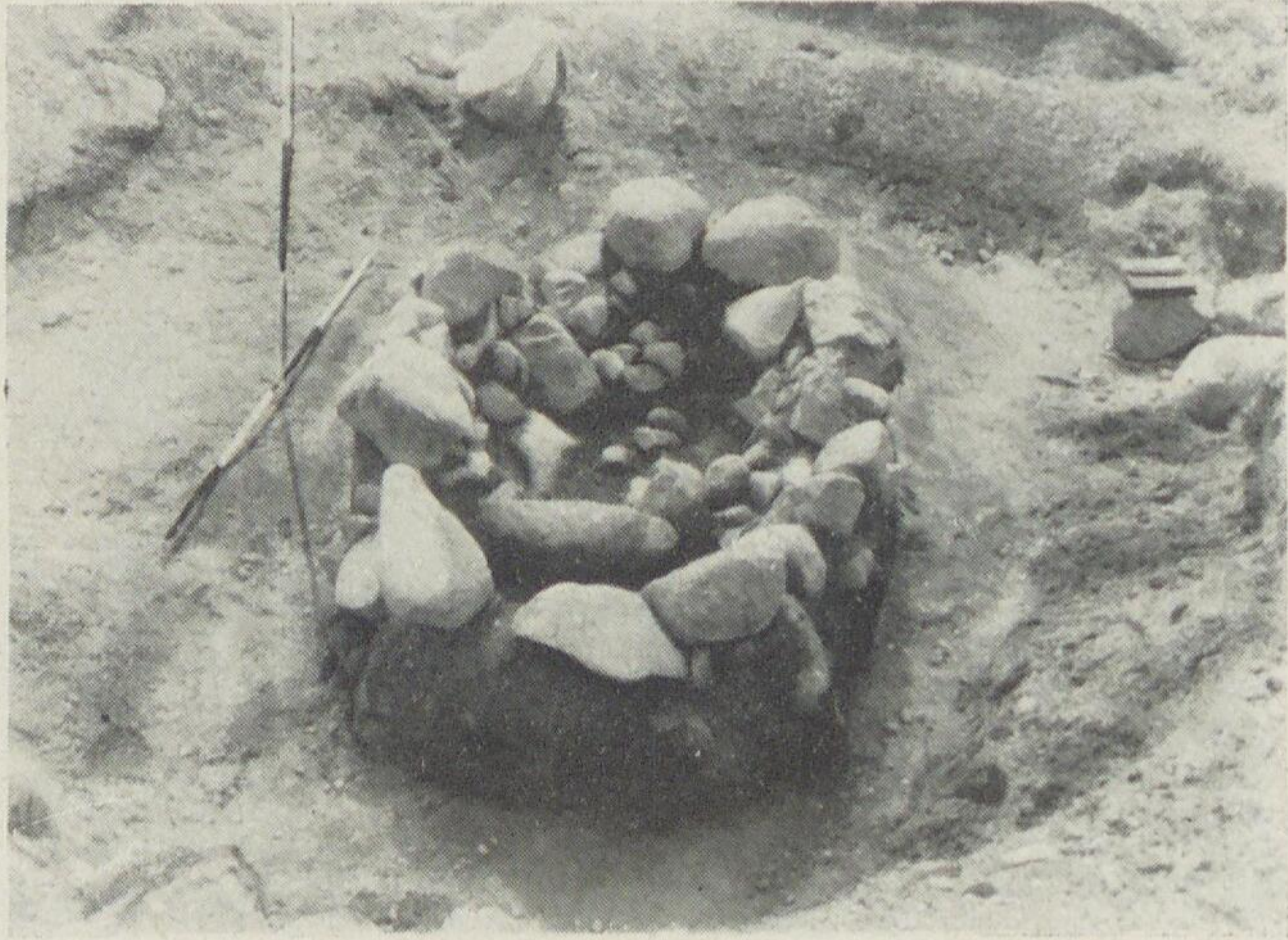
Seite 29 in Anmerkung 17 und 18: Sachsens Vorzeit, 1939.

Tafel 13 letzte Zeile: Gefäßpackung (1 auf Abb. 5) im O des Steinkranzes.



Gaußig
Hügel 1

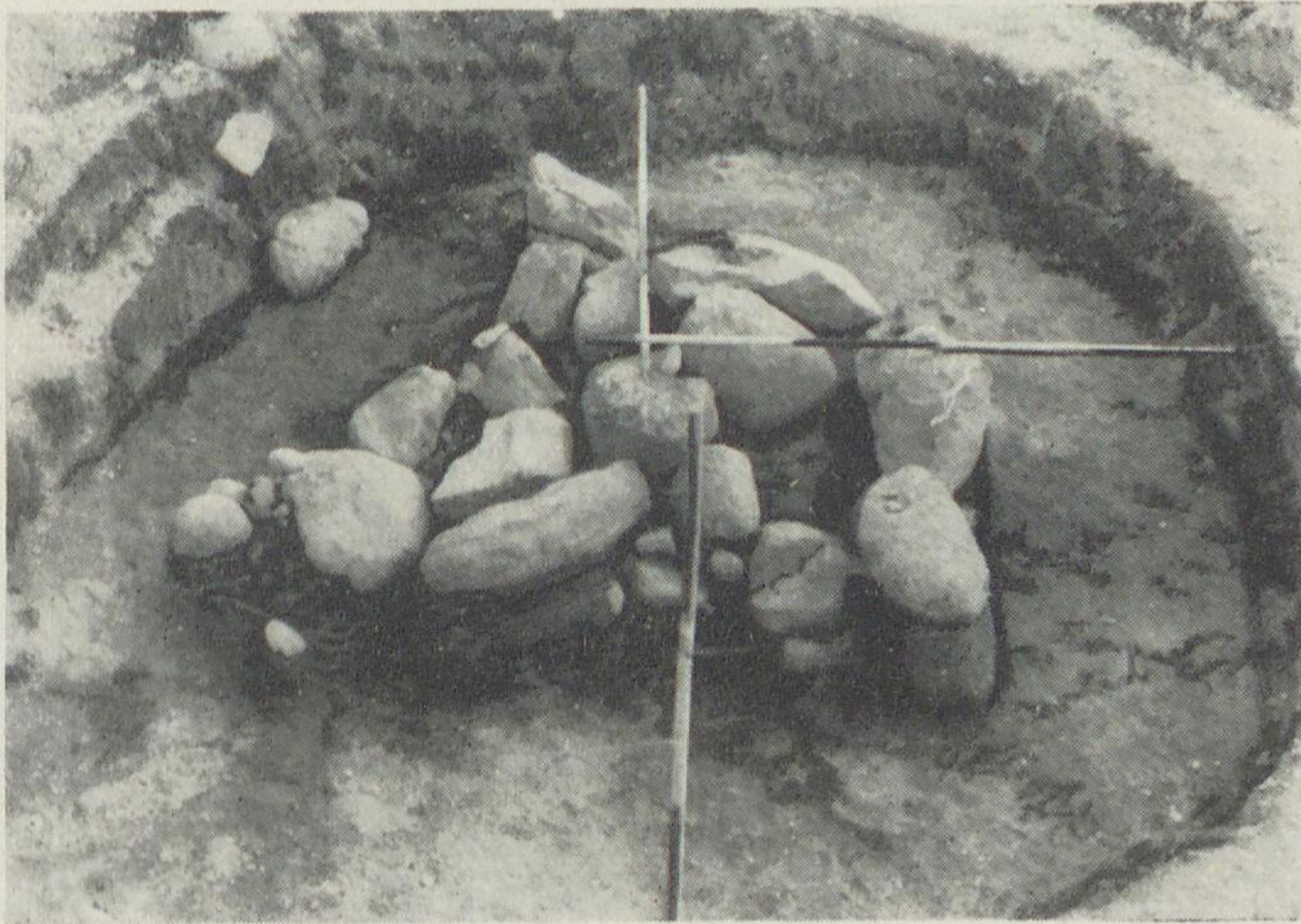
Oben: „Luftaufnahme“ von NW. Unten: Steinpackungen von NNW.



Gaußig

Hügel 1. Westliche Steinpackung.

Oben: Nach Abnahme der Decke, von N. Unten: Blick in den geöffneten Eingang, von NW.



Gaußig
Hügel 2.

Oben: Steinpackung von W. oben. Unten: Decke abgehoben.



Gaußig
Hügel 2.

Oben: Blick in den geöffneten Eingang, von N.
Unten: Blick in das geöffnete Grab, von WSW oben.



Gaußig
Hügel 1.

Schnuramphore, 1 : 3.



Gaußig
Hügel 2.

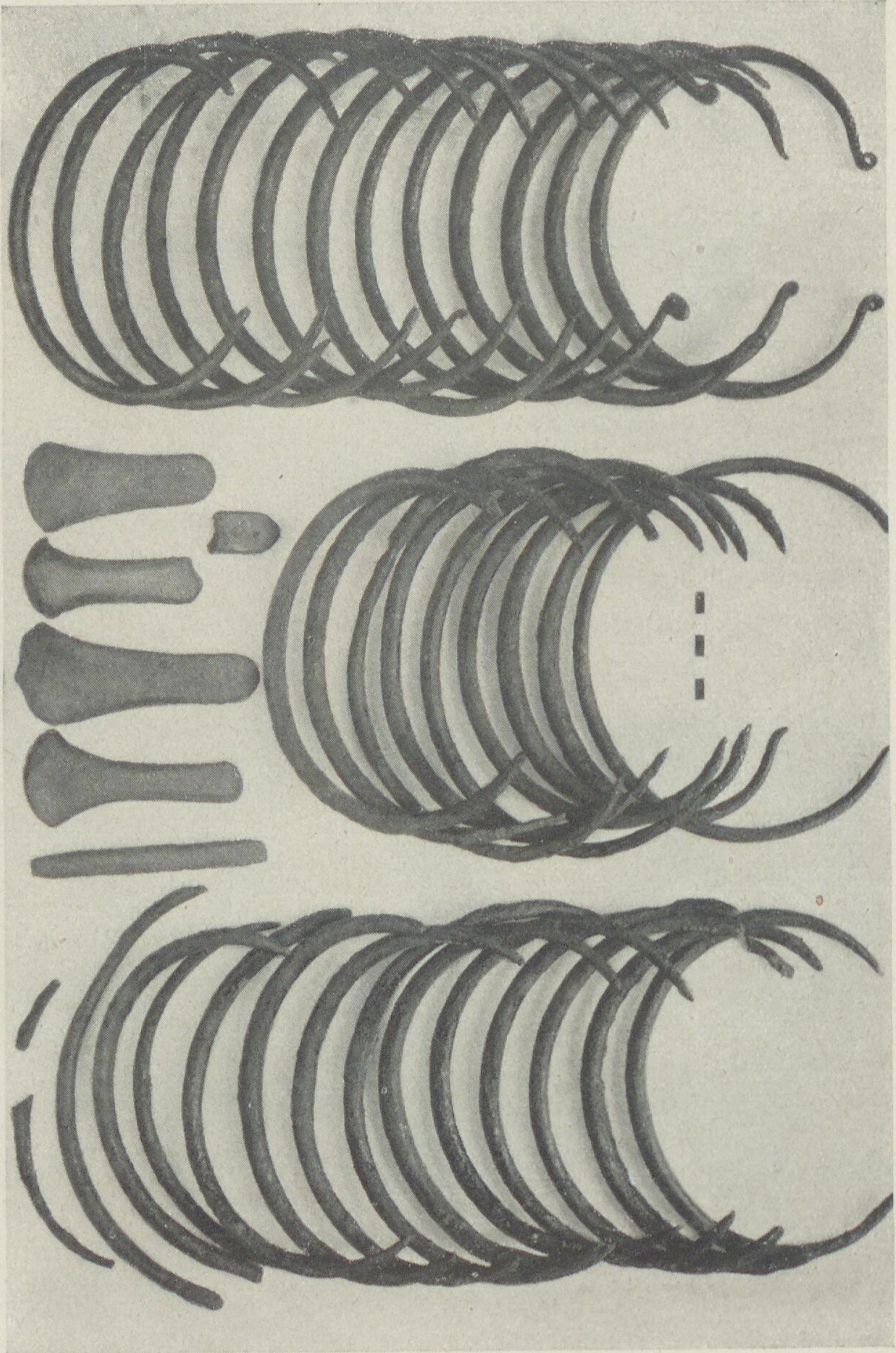
Keramik, 1 : 3.



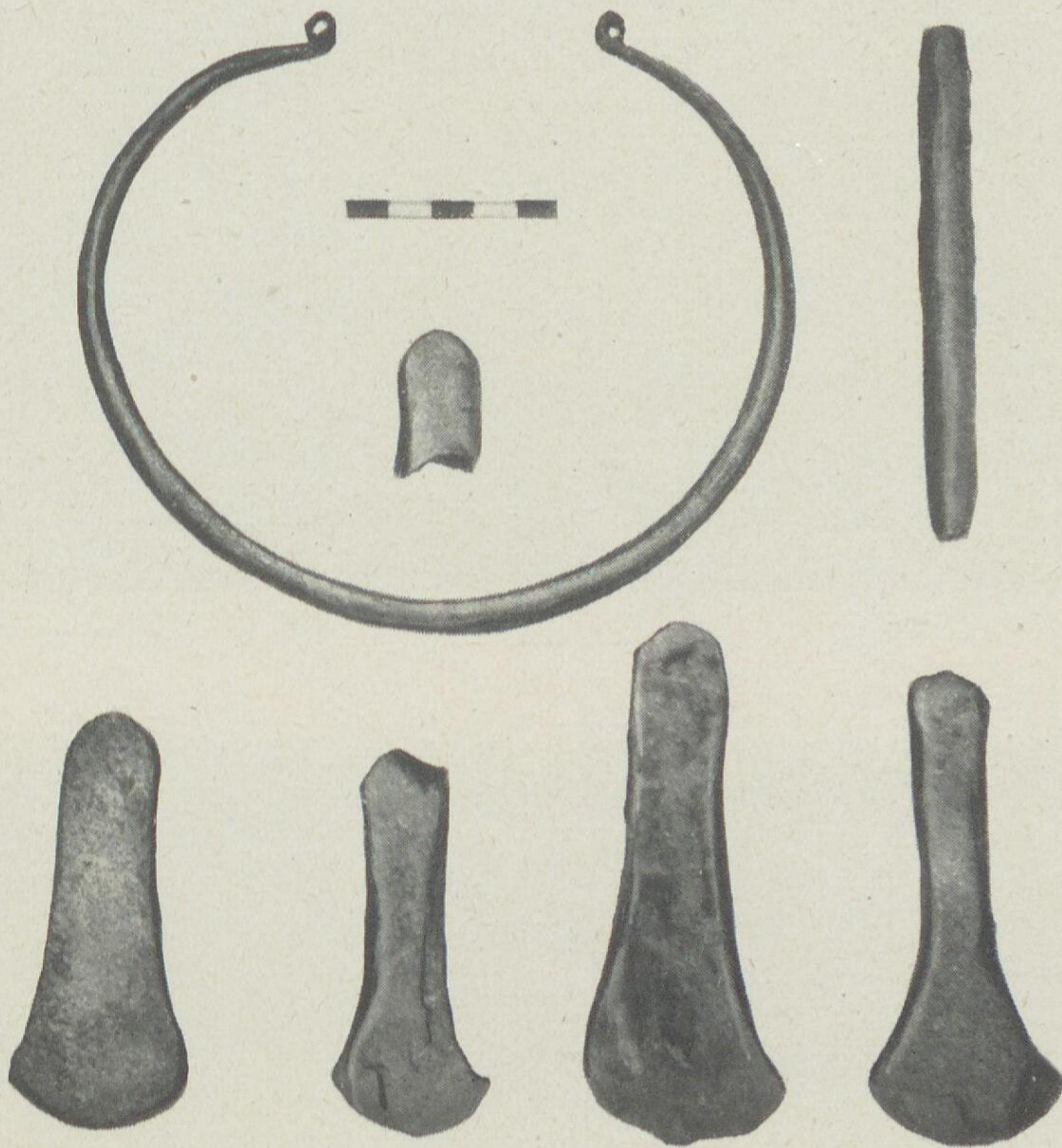
Gaußig
Hügel 2.
Bronzenadel, 1:1.



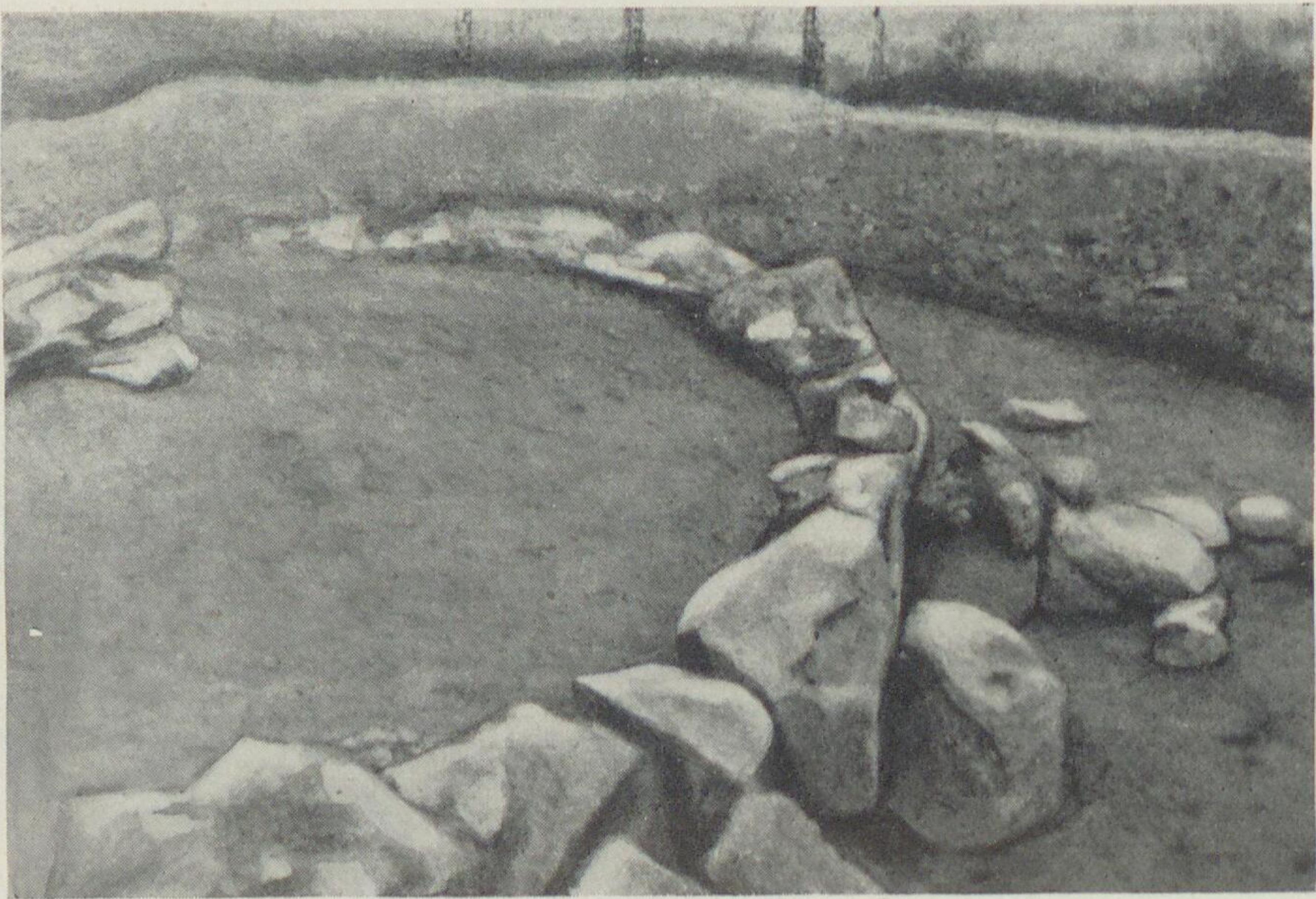
Daubitz
Kamm- und Grübchenkeramik.



Niederneundorf
Gesamtfund.



Niederneundorf
Teilwiedergabe aus Tafel 8.



Sachsendorf
Hügel 1.

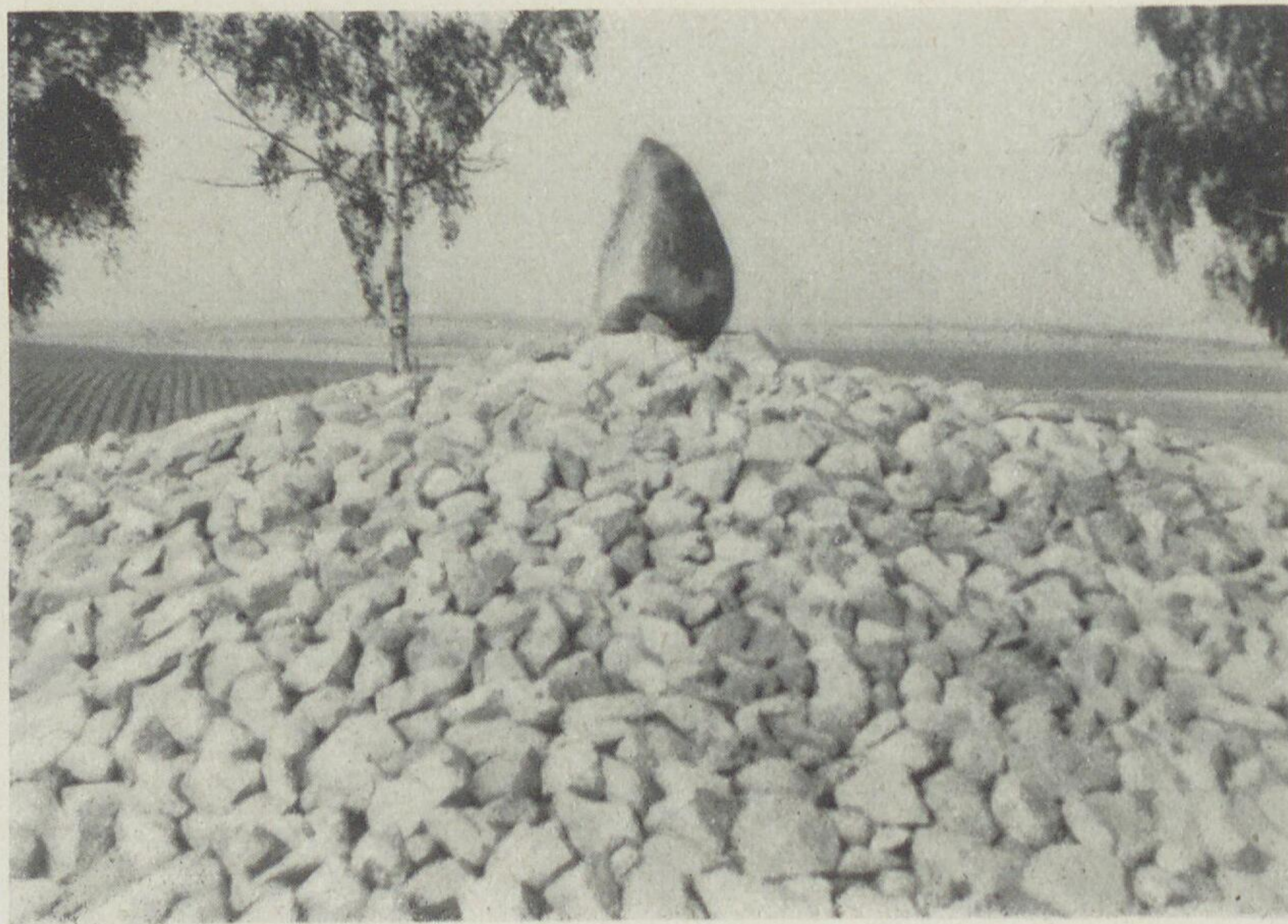
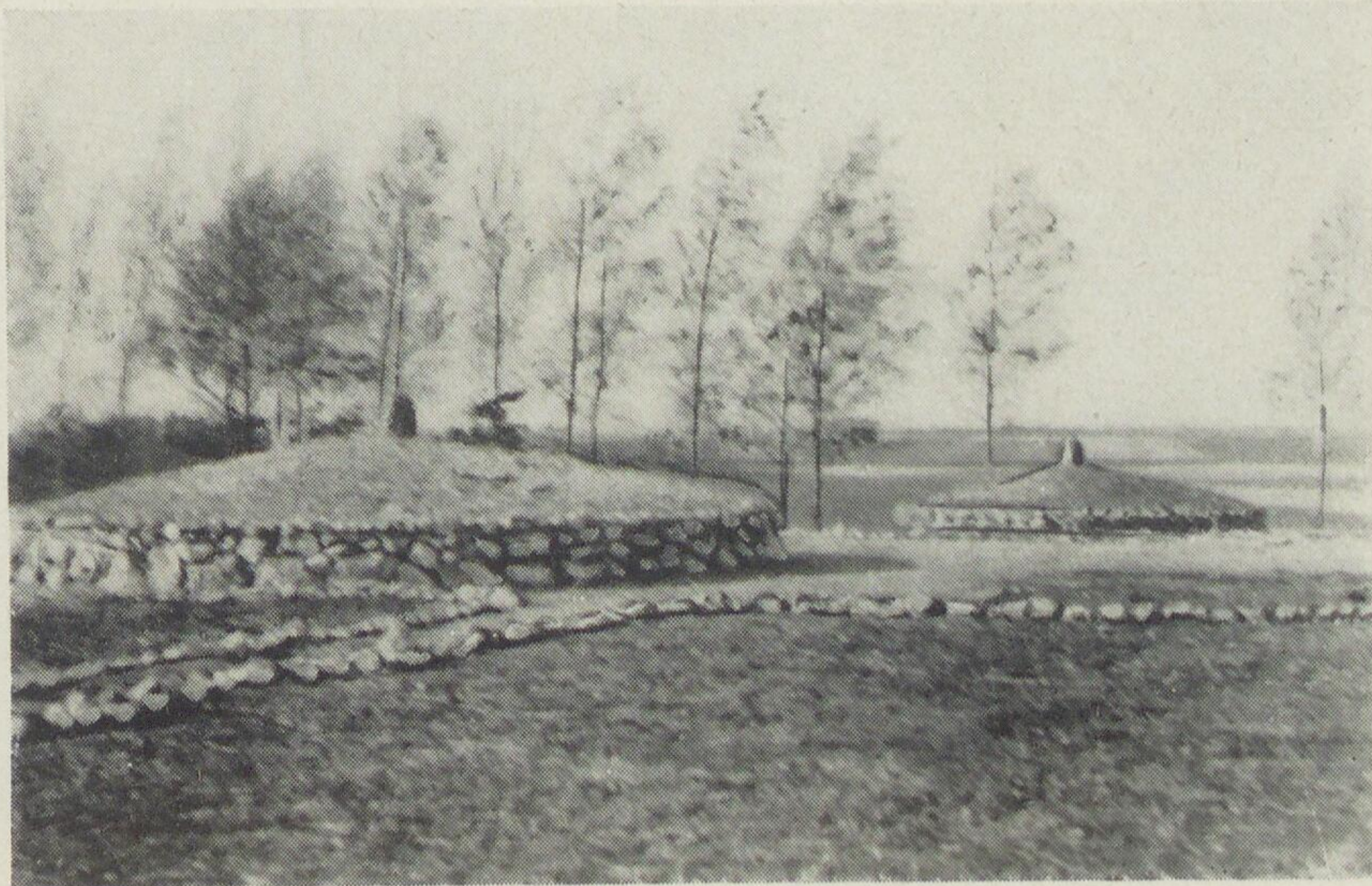
Oben: Steinkranz und Steindecke, von WNW. Unten: Steinkranz im NO-Quadranten, von SSO.



Sachsendorf

Hügel 1.

Oben: NO-Quadrant, von N. Unten: NO-Quadrant, von O.



Sachsendorf
Hügel 1 und 2.

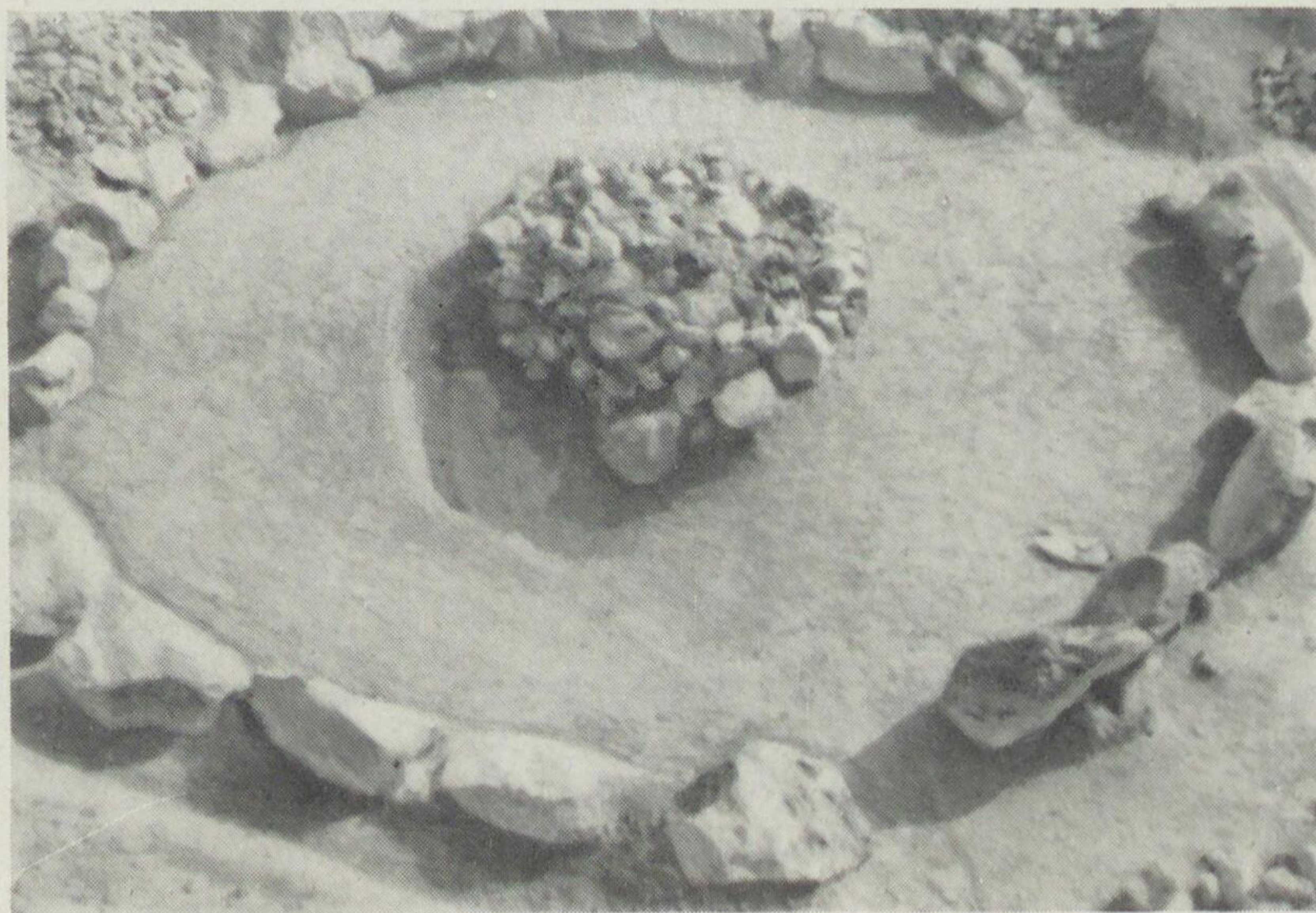
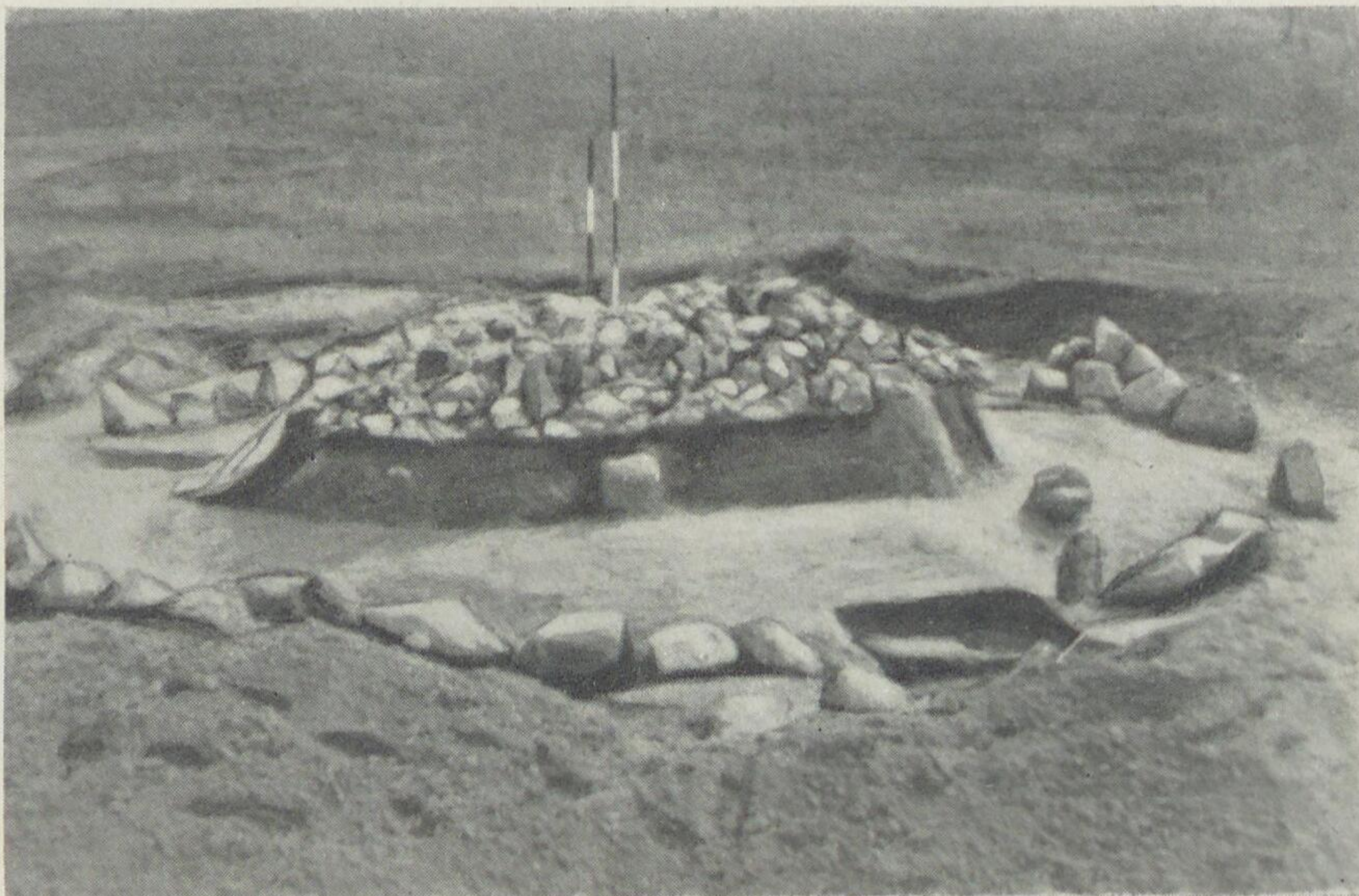
Oben: Hügel 2 und 1 rekonstruiert. Unten: Hügel 1, Steindecke mit Bekrönung.



Sachsendorf

Hügel 2.

Oben: Beginn der Ausgrabung, von N nach S.
Unten: Gefäßpackung (1 auf Abb. 6) im O des Steinkranzes.



Sachsendorf

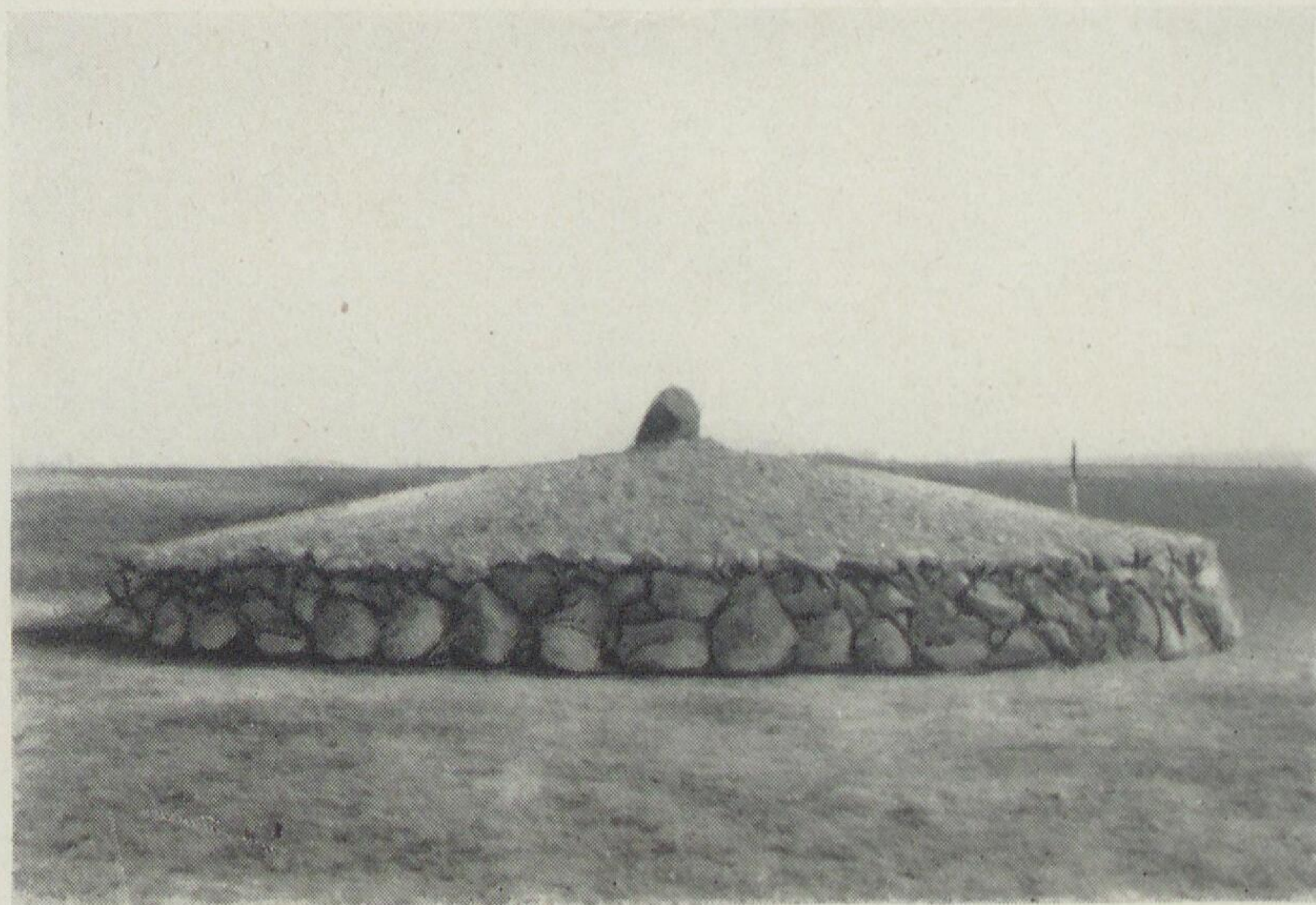
Hügel 2.

Steinkranz und zentrale Packung. Oben von N, unten von oben.



Sachsendorf
Hügel 2.

Oben: Zentrale Packung. Unten: Gefäße 7 und 10 in der Packung, von O.



Sachsendorf

Hügel 2.

Oben: Wiederaufbauarbeiten. Unten: Rekonstruierter Hügel.



1



2



3

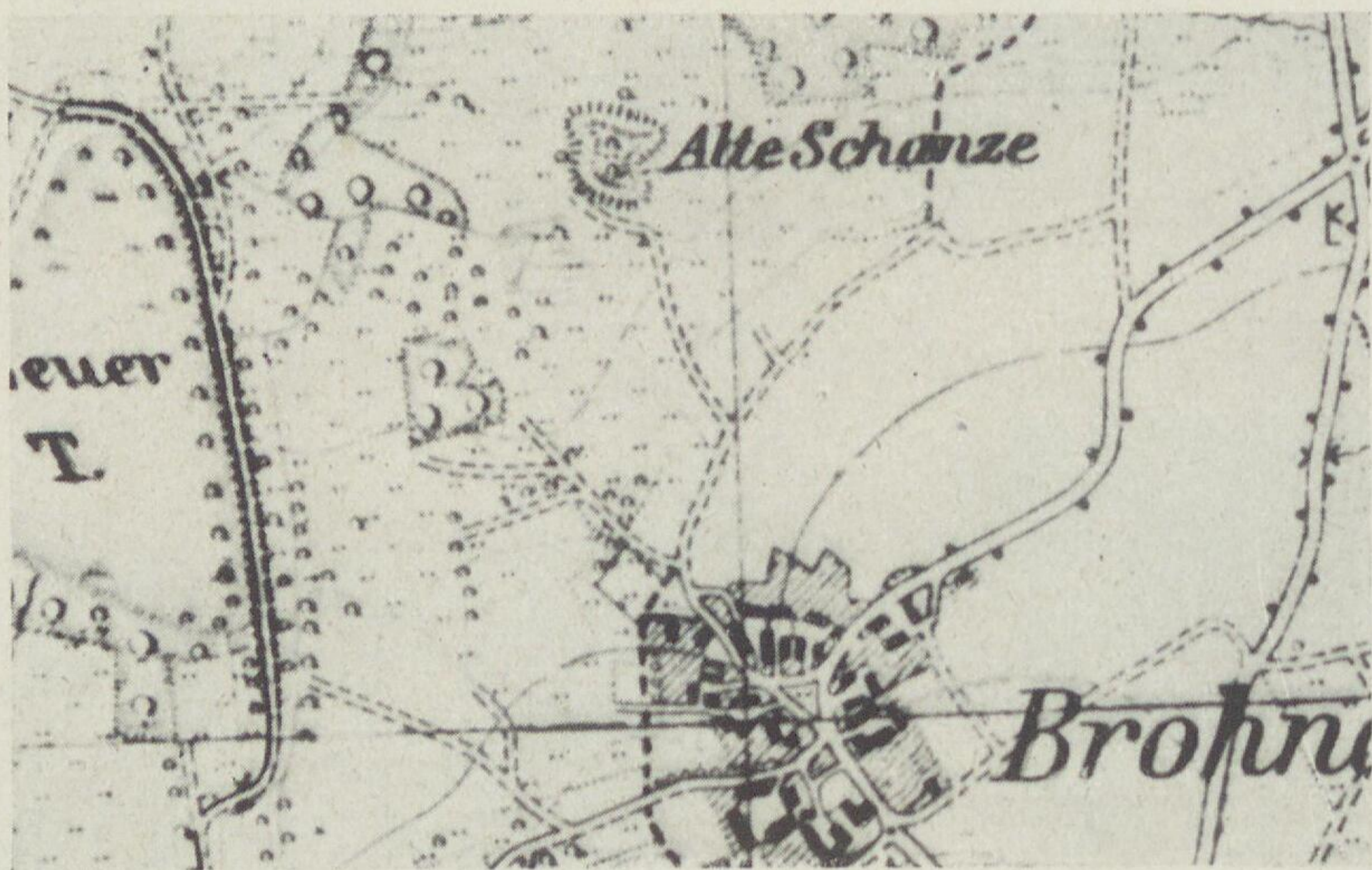
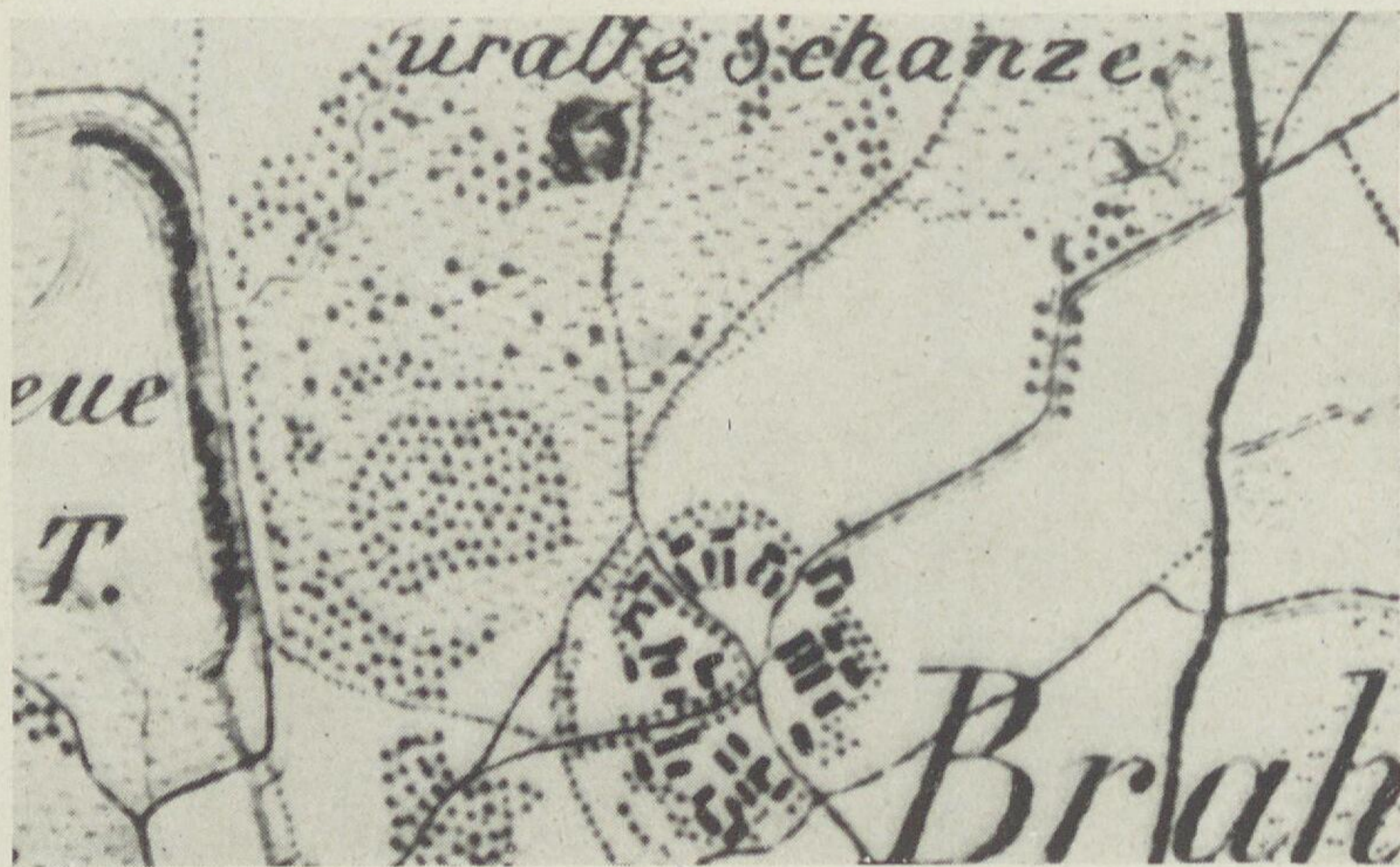


4

Pflugscharen 1 : 3, Keramik 1 : 2.

1 und 4: Naumburg.

2 und 3: Fundort unbekannt, Kreis Weißenfels
(Schönburg ?).



Brohna
Kreis Bautzen.

Oben: Oberreitscher Atlas von 1857, Blatt Bautzen 1844—1846. Auf 1:10 000 vergrößert.
Unten: Meßtischblatt, Ausgabe von 1942. Auf 1:10 000 vergrößert.



Die Sumpfschanze von Brohna

Oben: Die Schanze von NO, Winter 1948/49. Unten: Die Schanze von NW, Winter 1948/49.



Die Sumpfschanze von Brohna

Oben: Die Schanze von NNO, Winter 1948/49.

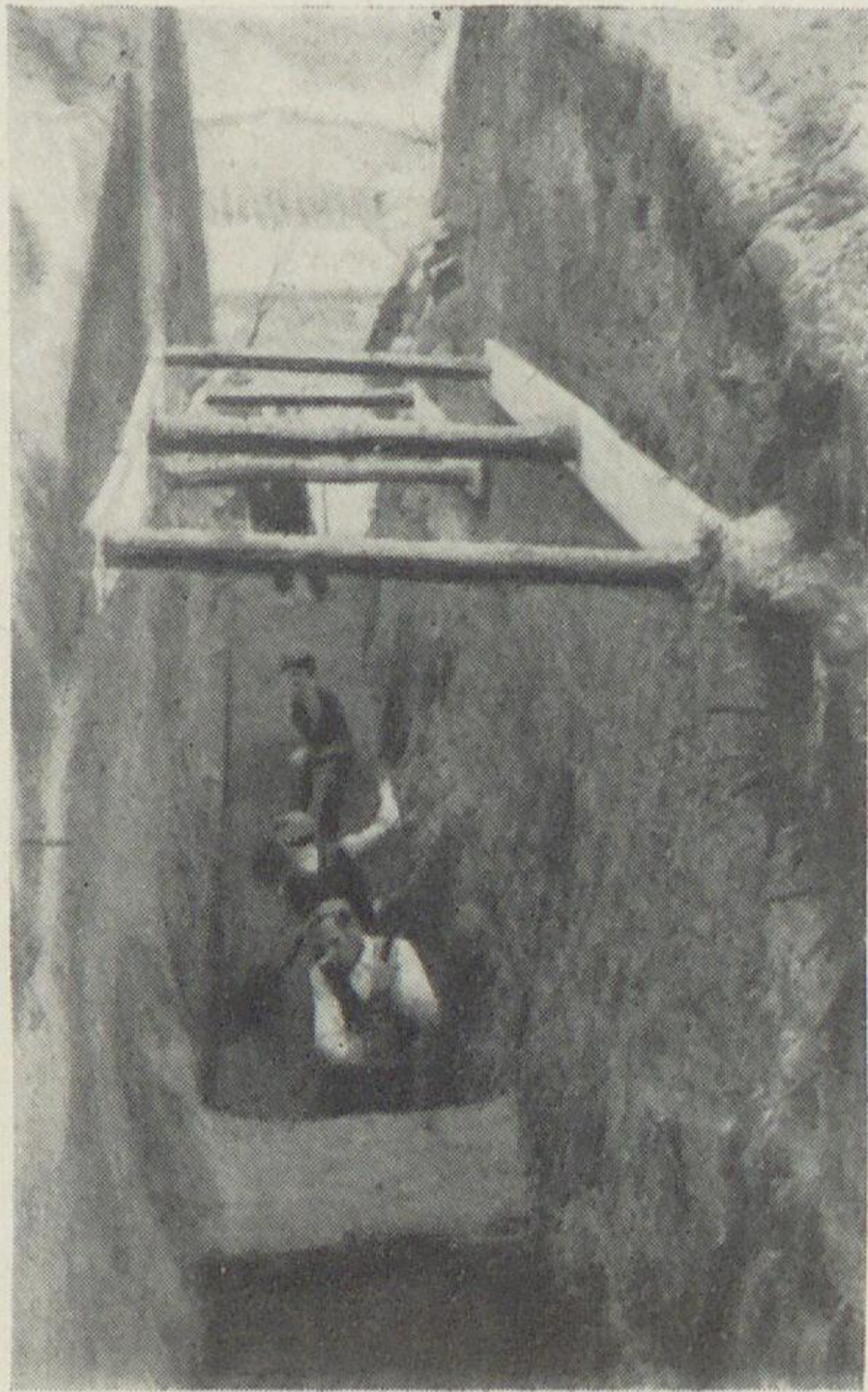
Unten: Die Schanze während der Grabung. Blick in den Graben, von N.



Die Sumpfschanze von Brohna

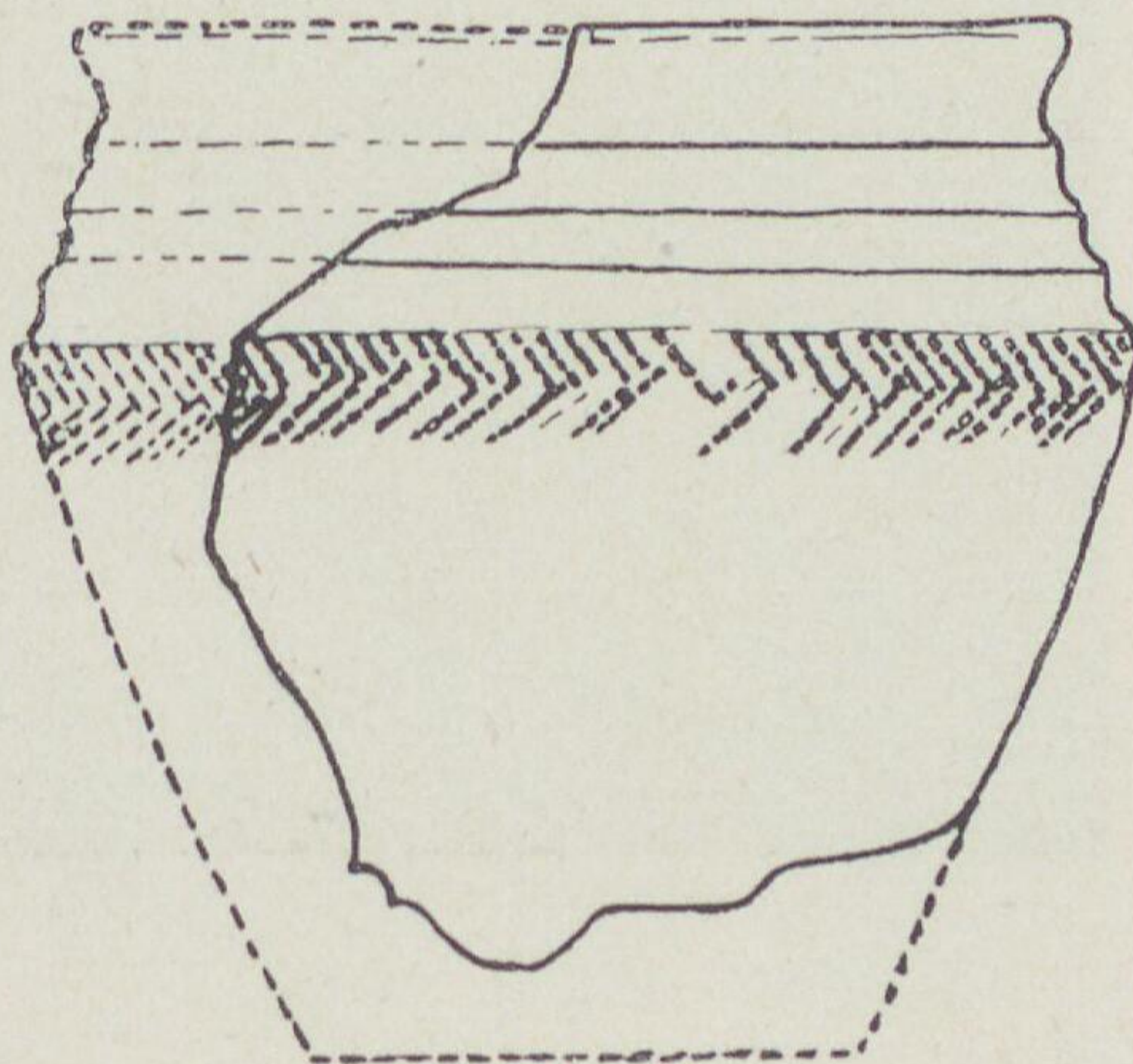
Oben: Graben im 1. Stadium, von SSO.

Unten: Pfostenloch im Südteil des Grabens, Ostprofil (daneben Zollstock für Größenvergleiche).



Die Sumpfschanze von Brohna

Oben: Blick in den Graben mit der leichten Abstützung, von S. Unten: Von N.



Die Sumpfschanze von Brohna

Unten links: Auf der Sohle des Vorgrabens; obere Tongrenze mit Hölzern und Topfresten.

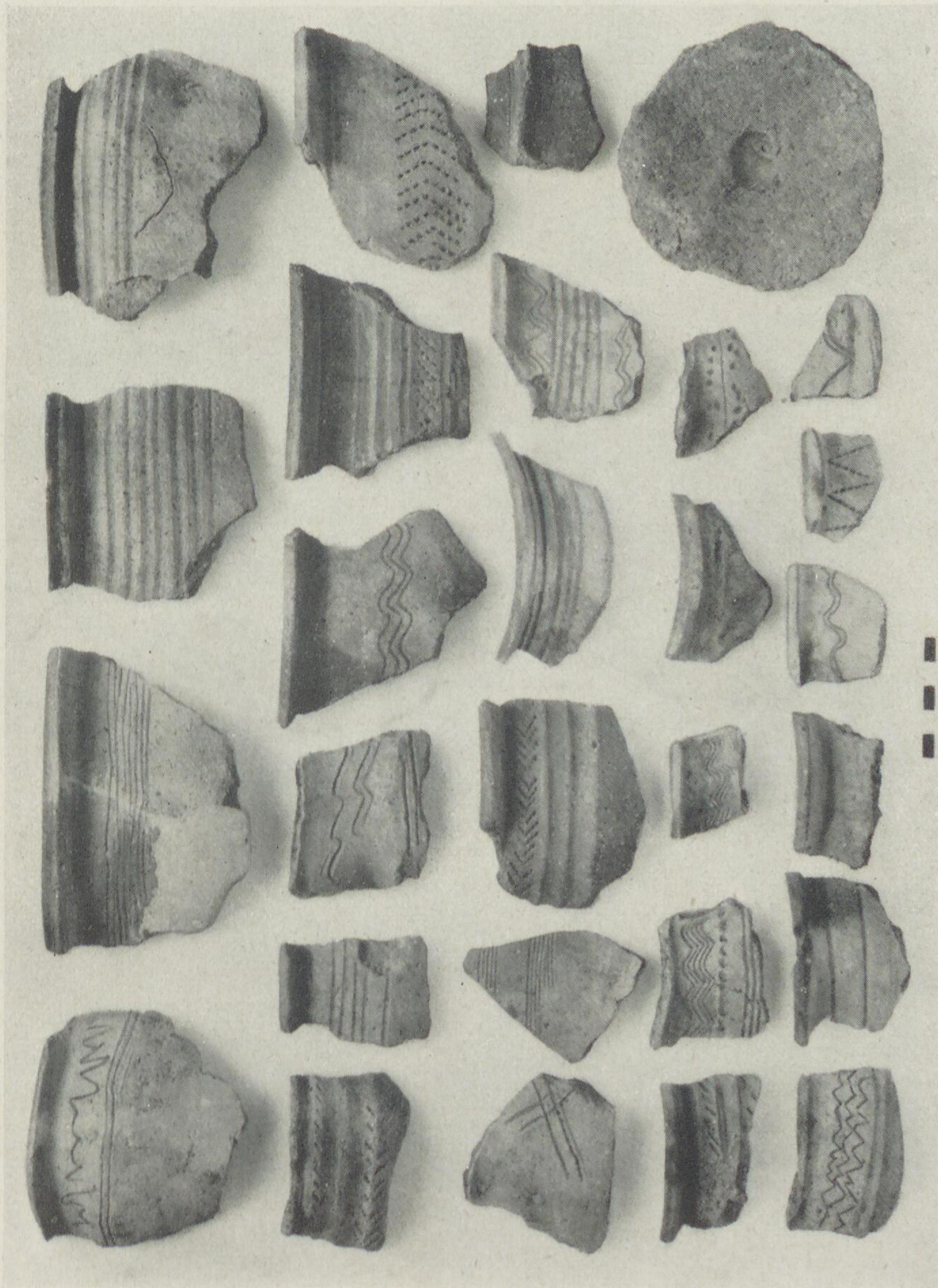
Oben rechts: Topf von der Sohle des Vorgrabens, 1 : 3,5.

Unten rechts: Rekonstruierter Topf von der Sohle des Vorgrabens, 1 : 4.

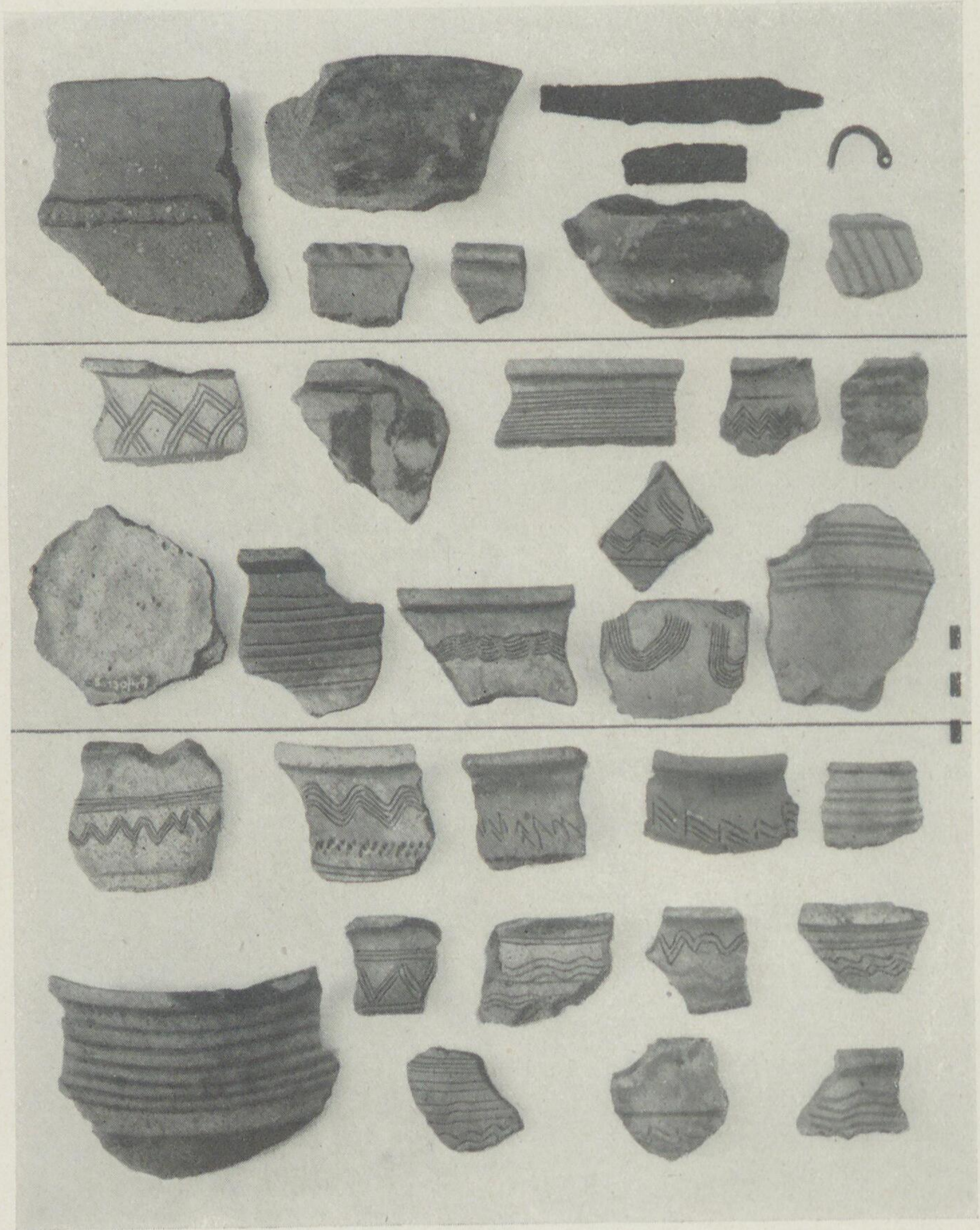


Die Sumpfschanze von Brohna

Großer Topf von der Sohle des vor dem Wall gelegenen Grabens, etwa 1 : 3,5.



Die Sumpfschanze von Brohna. Scherben von der Grabensohle Nord, 1 : 3,5.



Die Sumpfschanze von Brohna

Oben: Aus der oberen Streuschicht (Lausitzer Scherben und Metallfunde).

Mitte: Aus der mittleren Schicht.

Unten: Aus der untersten Schicht des Südteiles (Wallinneres).



Der Fund von Storcha

- | | | | |
|---|----|----|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 |
| 5 | 6 | 7 | 8 |
| 9 | 10 | 11 | |



Obere drei Reihen:

	12	13	14	
15	16	17	18	
19	20	21	22	

Der Fund von Rodewitz

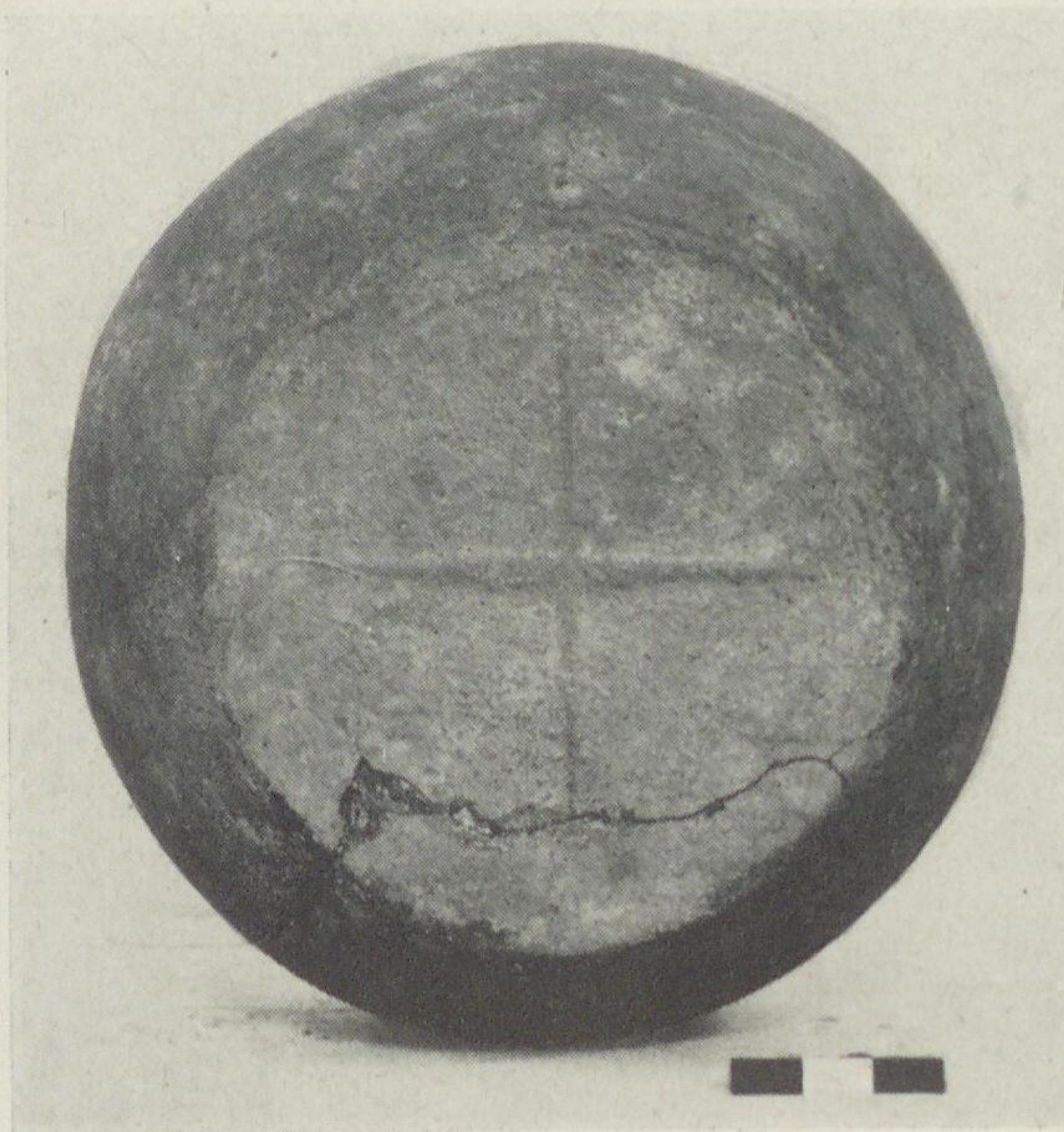
Untere zwei Reihen:

23	24	25	26
	27	28	29



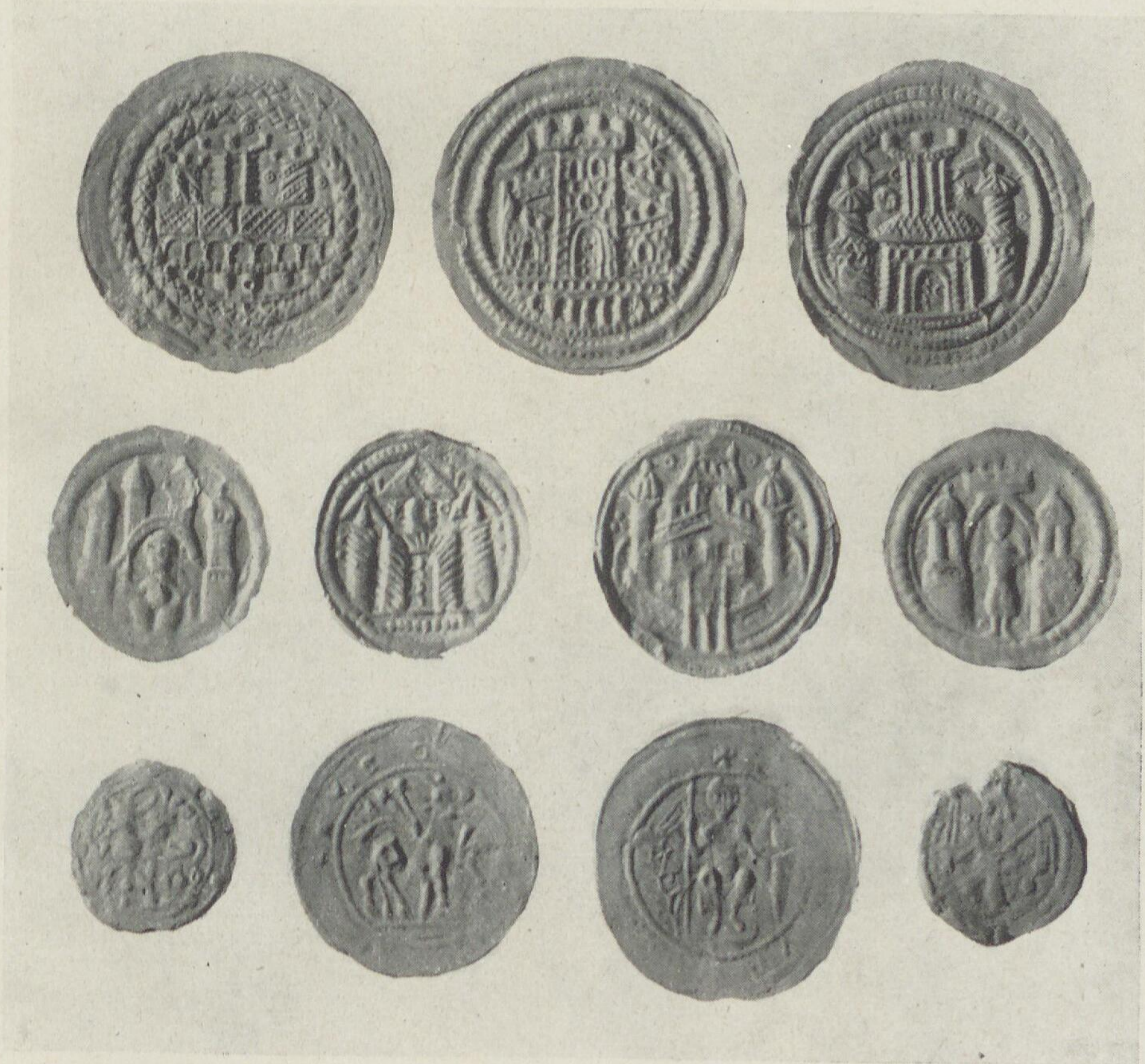
Der Fund von Puschwitz-Wetro

1	2	3	4
5	6	7	11
	12	13	
14	8	9	10



Das Münzgefäß von Puschwitz-Wetro

1:2.

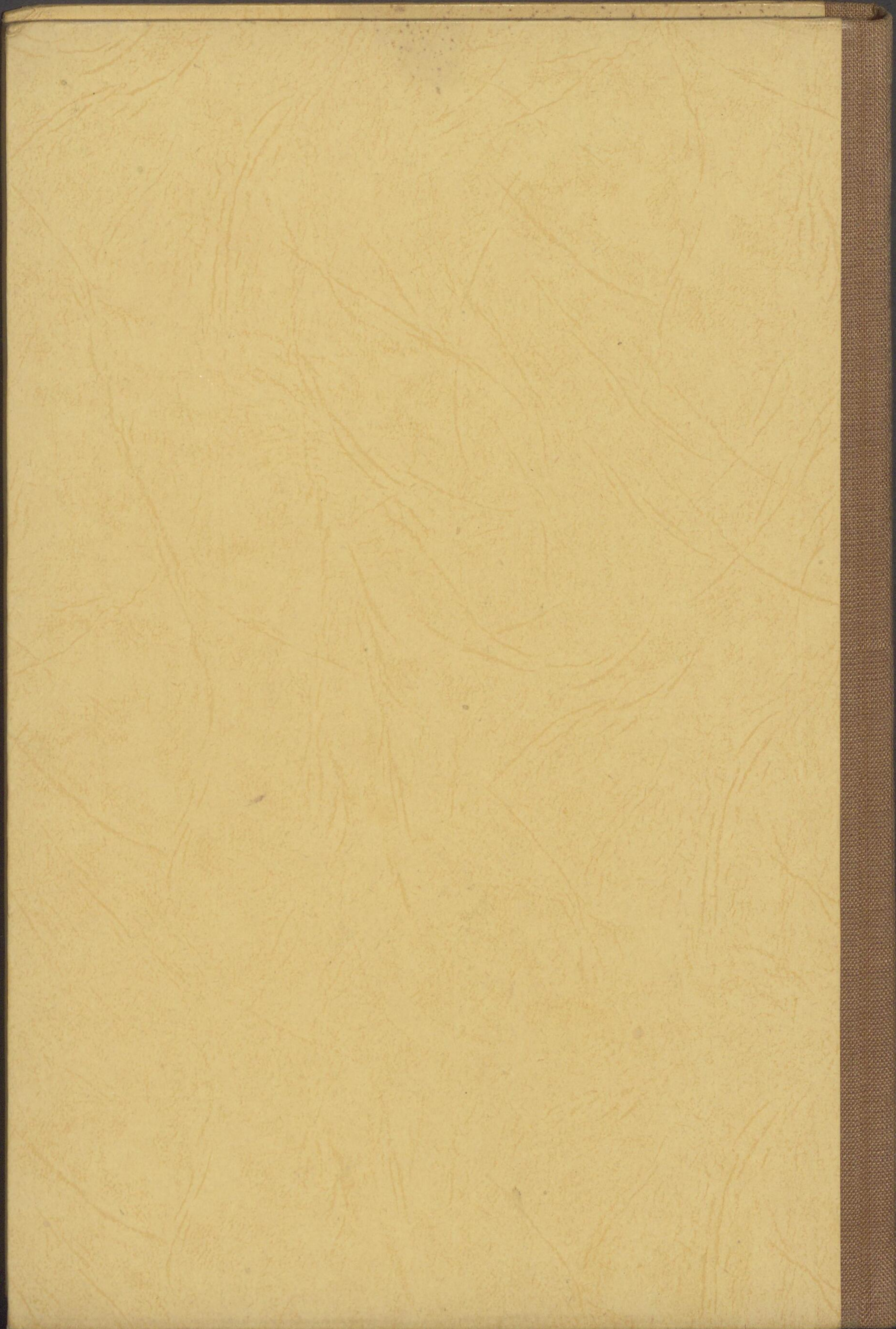


	1	2	3	
4	5	6	7	
8	9	10	11	

1, 2, 3: Meißen.

4, 5, 6, 7, 8, 9, 10: Oberlausitz (unbekannt).

11: Pirschwitz.

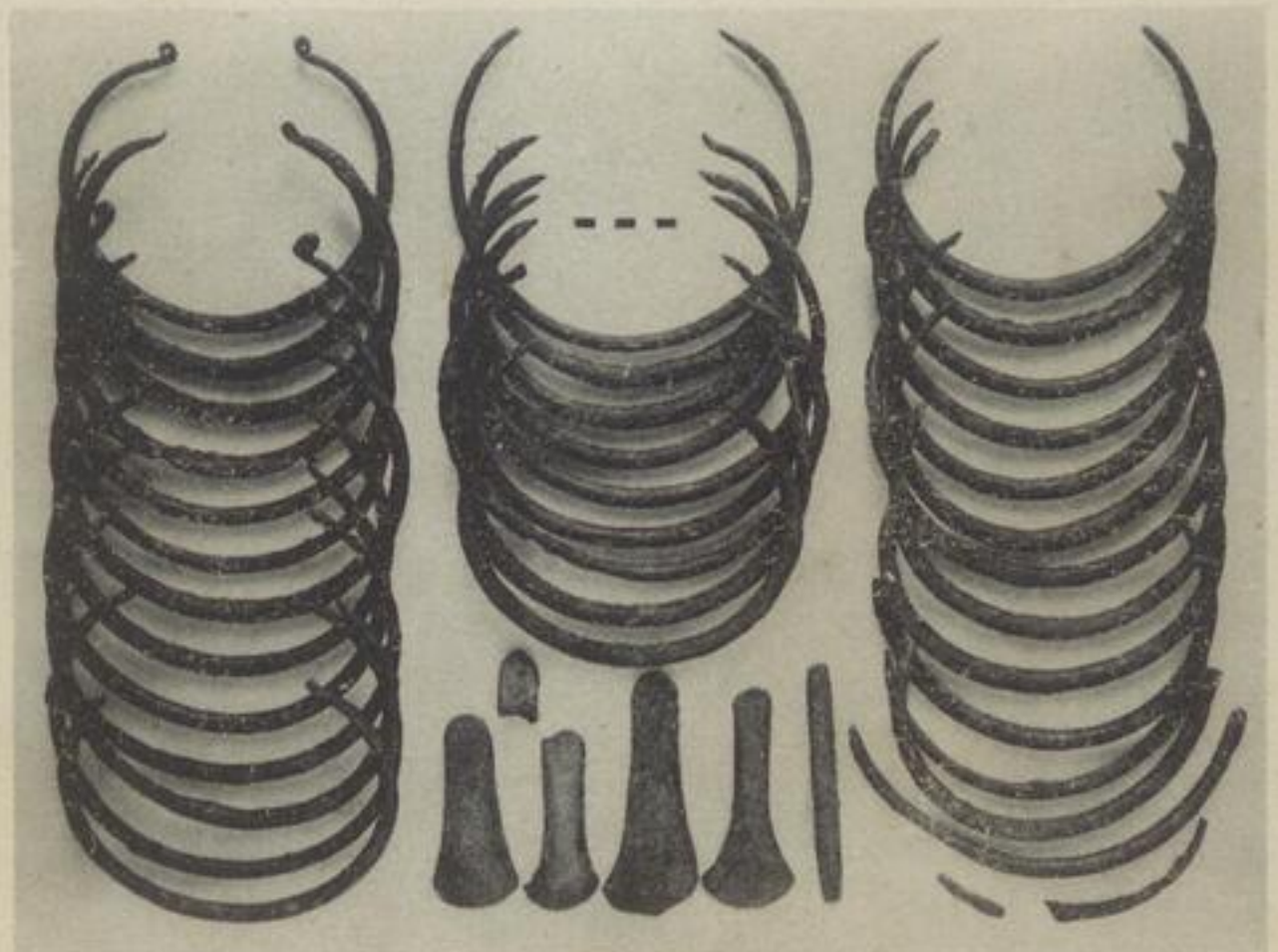


ARBEITS- UND FORSCHUNGSBERICHTE ZUR SÄCHSISCHEN BODENDENKMALSPFLEGE



ARBEITS-
UND FORSCHUNGSBERICHTE
ZUR
SÄCHSISCHEN
BODENDENKMALSPFLEGE

Herausgegeben
vom Landesmuseum für Vorgeschichte
Dresden



VEREINIGUNG VOLKSEIGENER VERLAGE
DRESDNER VERLAG · DRESDEN

Ia

Herausgegeben
von Dr. Werner Coblentz

Die vorliegende Arbeit bringt nach fast einem Jahrzehnt erstmalig wieder Berichte über die Arbeit auf dem Gebiete der sächsischen Vorgeschichtsforschung und die fünfjährige Aufbauarbeit seit Kriegsende. Als Streiflichter auf die allgemeine Kulturentwicklung werden die Ergebnisse der wichtigsten Ausgrabungen der Nachkriegszeit vorgeführt und so Materialien ausgebreitet, die als Quellen für die älteste Entwicklungsgeschichte des Menschen und damit der Geschichte des kulturellen Fortschritts dienen. Es wird zugleich die Reihe der Materialpublikationen begonnen, die in Sachsen-Anhalt und in unseren Nachbarländern, der Tschechoslowakei und Polen, bereits wieder einen beachtlichen Umfang angenommen haben. In Zukunft wird es Aufgabe dieser Berichte sein, besonders die kulturelle Stellung Sachsens im Rahmen der Nachbarländer herauszuarbeiten.

Verkaufspreis 9,00 DM



SLUB

Wir führen Wissen.

LANDESAMT
FÜR ARCHÄOLOGIE



Freistaat
SACHSEN